

Wilfried Daim

Als Christ
im mörderischen
Krieg 1939–1945



Wilfried Daim
ALS CHRIST IM MÖRDERISCHEN KRIEG 1939–1945

Wilfried Daim

ALS CHRIST IM MÖRDERISCHEN KRIEG
1939–1945

Herausgegeben von Peter Diem
mit einem Vorwort
von Andrea Brait

platt✻form
HISTORIA

2011

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Coverbild: Aufgrund der zweiten Verwundung des Autors blutgetränkte Feldpostkarte. Foto: Peter Diem.

Coverbild Rückseite: Archiv Wilfried Daim.

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN 978-3-9502672-8-0

platt✂**form** Johannes Martinek Verlag
Herzogbergstraße 210, A-2380 Perchtoldsdorf

Satz: Peter Ernst, Grafisches Design Satz & Bild, Weinbergweg 17,
2440 Gramatneusiedl.

Druck und Fertigung: Prime Rate Kft., H-1044 Budapest Megyeri út 53

Inhalt

Vorwort.. .. .	7
Zum Anliegen dieses Buches	9
Vor der Eidesleistung	11
Gemeine Prügelstrafe	24
Erzwungene Gotteslästerung	34
Messbesuch	43
Mörder meiner Jugend	45
Flachlandskifahren	55
Löwen	60
„Führers Geburtstag“	74
Madonna über dem Eis.	87
Fliegen über einem Toten.	99
Lichter Flieder.. .. .	110
Tschechisches Zwischenspiel	122
Sonne über der Weichsel.. .. .	129
Larissa	148
Weißer Kuppen	155
Karfreitag	161
Karsamstag	169
Ende und Neubeginn	171
Planübersicht der wichtigsten Stationen Wilfried Daims	182
Literaturverzeichnis.. .. .	184
Abbildungsverzeichnis.. .. .	185
Bildrechte.. .. .	186
Abkürzungsverzeichnis.	187
Anmerkungen (Endnotes).. .. .	188

Vorwort

„Was ist historische Distanz? Aus welchem zeitlichen Abstand beobachten wir die Schrecken der Geschichte und versuchen, die verborgenen Ereignisse wahrzunehmen? Die gesellschaftlichen Diskussionen sprechen dafür, daß es ein Zeitraum von über 55 Jahren ist, der vergeht, bis Menschen wieder zu sprechen beginnen und Zeugnis ablegen für erlebte Geschichte.“¹ So Hans Ottomeyer, ehemaliger Generaldirektor des „Deutschen Historischen Museums“ in seiner Einleitung zum Sammelband „Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen“. Vom Krieg zu erzählen, fiel in der Tat vielen lange sehr schwer; Erinnerungen an die Erlebnisse im Zweiten Weltkrieg erschienen somit nur sehr wenige. Diejenigen, die sich zur Aufzeichnung und Publikation entschlossen, gehörten zumeist dem Offiziersstand an; nicht wenige dieser Erinnerungen sind von einem gewissen Rechtfertigungsdrang durchzogen. Die Generation der Wehrmachtssoldaten hat lange geschwiegen, dies wohl auch deshalb, weil sie sich „für Folter und Mord an Millionen unschuldiger Menschen zwar nicht mitschuldig, aber doch mitverantwortlich gefühlt hat.“² Wenige entschlossen sich in späteren Jahren zu einer Aufarbeitung der eigenen Geschichte; viele taten es nur aufgrund einer Aufforderung von Historikern beziehungsweise historisch Interessierten. Andere wiederum schrieben ihre Erlebnisse irgendwann für sich selbst auf, kamen aber nicht auf die Idee, diese zu veröffentlichen. Doch wird sich die „heutige Generation [...] immer stärker bewusst, dass einseitige Geschichtsdarstellung, Verdrängen und Verschweigen von menschlichen Einzelschicksalen verhindern, aus der Geschichte – vor allem aus der eigenen – zu lernen. Geschichte wiederholt sich nicht, hat aber immer wieder neue Bezüge zur Gegenwart.“³ Hierhin liegt der Wert der nachfolgenden Ausführungen. Das Schicksal von Wilfried Daim ist nur eines von vielen. Seine Schilderungen sind oft wenig präzise hinsichtlich von Frontverläufen und militärischen Handlungen, doch sie erlauben einen Blick auf den „Kriegsalltag“, darauf, welche Eindrücke ein „durchschnittlicher Soldat“ vom Krieg mitnahm, welche Traumata diese Männer zu verarbeiten hatten. Daim analysiert seine Erlebnisse vor dem Hintergrund seiner späteren Erfahrungen und insbesondere seiner beruflichen Entwicklung. Die Niederschrift erfolgte im Jahr 1960, aber auch Daim ließ seine Erinnerungen zunächst liegen und zeigte sie kaum jemandem. 2010 begann der Medienwissenschaftler Peter Diem, langjähriger Mitarbeiter des ORF, der mit

Daim über die K.ö.St.V. Rudolfina verbunden ist, an einer Biographie zu schreiben, die sich insbesondere mit Daims Publikationen auseinandersetzt, und entdeckte hierbei die von Daim niedergeschriebenen Kriegserinnerungen.

Wilfried Daim, Jahrgang 1923, musste im Sommer 1942 einrücken; nach drei Verwundungen und einigen Krankheiten sollte er im Mai 1945 in seinen Wiener Heimatbezirk Hernals zurückkehren. 1948 promovierte er in Psychologie. Auf erste kurze und nicht publizierte Arbeiten, die Daim während des Krieges verfasste, sollten in den frühen 1950er Jahren seine Hauptwerke „Umwertung der Psychoanalyse“ (1951) und „Tiefenpsychologie und Erlösung“ (1952) folgen sowie viele weitere Publikationen; „Der Mann, der Hitler die Ideen gab“ (1958), in dem sich Daim mit dem Rassen-theoretiker Lanz von Liebenfels auseinandersetze, machte ihn international bekannt. Später publizierte Daim viel zum Themenkreis Kirchenreform und progressiver Katholizismus, unter anderem erschien 1963 das gemeinsam mit Friedrich Heer und August M. Knoll verfasste Werk „Kirche und Zukunft“. Daim engagierte sich schließlich für ein Volksbegehren zur Abschaffung des Bundesheeres; ein solches kam zwar nie zustande, doch die von ihm eingeleitete Diskussion hat maßgeblich zur späteren Reduktion der Wehrdienstzeit sowie der Einführung des Zivildienstes beigetragen.⁴ Man muss annehmen, dass die Erlebnisse während des Zweiten Weltkrieges Daim zu dieser Haltung gebracht haben beziehungsweise ihn zumindest darin bestärkt haben.

Daims Erinnerungen an seine Kriegserlebnisse sind ein Beispiel für das „zweite Gedächtnis“ an diesen Krieg; Jenes, das sich „nicht mehr mit Heldentaten und den heroischen Leistungen des Krieges auseinandersetzt, sondern vorrangig mit den schmerzlichen und traumatischen Erinnerungen, die vorher verschwiegen bzw. verdrängt worden waren.“⁵ Wie bei den meisten dieser Berichte kann von keiner historisch bis ins letzte Detail exakten Darstellung von Tatsachen ausgegangen werden, es handelt sich vielmehr um eine Rückblende. Darüber hinaus fällt eine starke Betonung von größeren historischen Zusammenhängen und Analysen auf; Daim beschränkt sich nicht nur auf das Referieren von Erlebnissen, sondern wertet diese. Damit reihen sich die nachfolgenden Ausführungen in Daims politisch-psychologische Werke ein.

Zum Anliegen dieses Buches

Dieses Buch ist keine Rechtfertigung. Es soll nicht „der Wahrheit eine Gasse“ bahnen und es berichtet auch nicht davon wie „gekämpft, gesiegt, geschlagen“ wurde, wie General Lothar Rendulic seine Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg nannte.⁷ Es gibt einen Ausschnitt aus den Kriegererlebnissen eines etwa zwanzigjährigen Gefreiten, dessen Horizont nicht so weit war, wie der eines Generals. Der Blick ist auf Details gerichtet, die zufällig zu sein scheinen gegenüber dem großen „Überblick“, den „Heerführer“ und ähnliche Leute heute in ihren Memoiren geben wollen. Die Leiden der Zivilbevölkerung in den besetzten Ländern und die Nöte des „Landsers“ waren den großen Stäben nur abstrakte Begriffe, die Enge des Horizonts aber macht solche Dinge konkreter. Der Russe, der um sein Leben wimmerte, die 13-jährige, die sich für Brot verkaufen wollte, der Gestank verbrannter Dörfer und verbrannten Fleisches, jener Feldwebel, der mich gerne in den Tod geschickt hätte, der Führergeburtstag mit Champagner aus Aluminiumbechern, all das blieb mir tiefer haften und machte mir mehr Eindruck als die gewaltigen strategischen Konzepte unseres „heißgeliebten Führers“.

Um es gleich vorweg zu sagen: Ich habe das Regime, das mich zur „Wehrmacht“ holte, gehasst; ich habe nie an den Satz geglaubt, dass Befehl eben Befehl sei, sondern immer nur an die Verbindlichkeit des Gewissens; ich war Spielball einer gewaltigen Maschinerie, habe aber doch auch in meinen engen Grenzen versucht, das von einem höheren Standpunkt Richtige zu tun und trotzdem zu überleben. Ich wollte Christ sein in einer Welt, die alles andere war als christlich.

Seit meinem 17. Lebensjahr hatte ich die Absicht, Psychologie zu studieren und bereitete mich darauf vor. Ohne richtige Ausbildung, aber doch mit autodidaktischen Kenntnissen auf diesem Gebiet kam ich zum Militär. Der psychologische Gesichtspunkt ermöglicht es, jede Situation, in der Menschen eine Rolle spielen, wissenschaftlich zu deuten. Wäre ich mit meinem heutigen Wissen und Können zum Militär gekommen, hätte ich viel mehr herausgeholt. So kann ich die damaligen Beobachtungen nur aus der Erinnerung neu erfassen. Die zeitliche Distanz ist, wie ich glaube, jetzt so groß, dass kein Vorurteil mehr zwischen mir und der Beobachtung stehen kann. Dass ich mich bemühe, die Wahrheit zu sagen, ist wohl selbstverständlich. Trotzdem

wird hier bloß ein Ausschnitt aus der Wirklichkeit umrissen. Dieser Ausschnitt ist das Gesichtsfeld eines Subjekts, das vielschichtige und vieldimensionale Aufnahme- und Selektionsorgan ist das eines ganz bestimmten Menschen, der zwar mit aller Kraft danach strebt, seine persönlichen Interessen zu relativieren, ohne seine tiefere Persönlichkeit zu verleugnen, der aber an dieser Aufgabe letztlich ebenso scheitern muss wie jeder andere. Aus der Zugehörigkeit zu einem sich selbst bestimmenden Menschen erwächst die Berechtigung dieses Buches, es ergibt sich daraus aber auch seine Beschränkung.

Die Namen, die ich nenne, sind richtige Namen, aber ich kann für die Schreibweise nicht garantieren. Viele habe ich vergessen. Was die zeitliche Aufeinanderfolge betrifft, so bin ich auch oft nicht sicher, ob sie zutrifft. Manches hat sich wohl früher, anderes später abgespielt. Die Aufenthalte in den Lazaretten und die Urlaube stimmen auf den Tag genau, denn sie sind in meinem Soldbuch eingetragen. Sonst kann ich keine genauen Daten angeben, aber ich habe beschrieben, was ich erlebt habe.

Ich hatte nicht die Absicht, eine Autobiographie zu schreiben, auch nicht die Schilderung eines Lebensabschnittes. Obwohl vieles, was hier erzählt wird, höchst persönlich ist, soll Ziel und Zweck des Buches doch nicht die Darstellung meiner Person sein. Nur der erlebte Realitätsausschnitt ist gemeint, das Subjekt des Erlebnisses ist nicht der primäre Gegenstand des Berichtes. Dennoch ist meine Person für die Einschätzung des Berichtes durch den Leser nicht gleichgültig. Darum muss ich einleitend von mir selbst erzählen.

Vor der Eidesleistung

Ich wurde am 21. Juli 1923 in dem Wiener Vorort Hernals geboren. Er liegt zwischen Ottakring und Währing. Ottakring gilt als Arbeiterbezirk mit einer beachtlichen kulturellen Vergangenheit; im dortigen Thalia-Theater wurde zum Beispiel 1857 Richard Wagners Oper „Tannhäuser“ uraufgeführt.⁸ In Währing dagegen wohnt traditionell das mittlere Bürgertum; dieser Bezirk ist traditionell „schwarz“ und „konservativ“, dabei christlich, soweit das Christentum bereit ist, die bürgerliche Sache zu vertreten. Hernals mittendrin ist eine Mischung, eine Kastenzwischenposition zwischen Arbeiterschaft und Bourgeoisie. Es gibt dort eine lebendige christlich-soziale Tradition; Leopold Kunschak, der spätere Nationalratspräsident für die Österreichische Volkspartei (ÖVP), war ein eifriger Besucher der dortigen Kalvarienbergkirche. Kam er zu spät zur Messe, brachte der Mesner Kilhof, ein Mann, der ein gebrochenes Deutsch mit einer Mischung von tschechischem und ungarischem Akzent sprach, einen Stuhl aus der Sakristei, weil die Bänke schon so besetzt waren, dass Kunschak keinen Platz mehr gefunden hätte.

Ich kam im Haus in der Taubergasse 52 zur Welt, in derselben Gasse, in der Karl „Karli“ Schäfer, der Weltmeister und Olympiasieger im Eiskunstlauf, wohnte. Mein Vater war Arbeiter, allerdings mit einem etwas komplizierten Werdegang, denn ursprünglich hatte er als Wildprethändler in einem großen Geschäft gearbeitet, das meinem Großonkel und meiner Großtante gehörte. Als das Geschäft in der schwierigen Zeit nach dem Ersten Weltkrieg jedoch kaum mehr zu halten war, ging er als Hilfsarbeiter in eine Färberei und wurde dort rasch Facharbeiter. Er hatte den Ersten Weltkrieg erst als Dragoner, dann als Soldat bei der Schwere Artillerie mitgemacht. In einem alten Kasten in unserer Zimmer-und-Küche-Wohnung hing noch in meiner Kinderzeit sein Dragonersäbel.

Vor dem Ersten Weltkrieg hatte mein Vater zum ersten Mal geheiratet, und seine Frau Anna hatte ihm zwei Kinder geschenkt: Die Tochter Stephanie war Chemikerin in einem staatlichen Labor, der Sohn Rudolf arbeitete in Deutschland als Techniker. Seine erste Frau war im Zuge der Grippeepidemie 1918 gestorben. Mein Vater hatte dann Hermine, die jüngere Schwester seiner Frau, geheiratet, meine Mutter. Von dieser Frau war ich das einzige Kind.

Vor der Eidesleistung

Mein Vater war ein christlicher Arbeiter, geistig rege, unerhört vielseitig, aber von geringer Durchschlagskraft; meine Mutter dagegen hatte einen starken Drang zum Aufstieg. Die Geschwister meines Vaters, Arbeiter und Angestellte, waren alle „rot“. Sie waren geistig sehr beweglich, sammelten Schallplatten und spielten auch selbst auf zum Teil gebastelten Instrumenten. Von den Geschwistern meiner Mutter, es waren acht, erlebte ich nur eine Tante, an die ich mich nicht mehr erinnere.

Die Volksschule besuchte ich bei den Schulbrüdern in Währing, was meine Eltern manche Opfer kostete, war es doch eine Schule für Kinder aus dem Bürgertum, aus wohlhabenderen Kreisen. Nach vier Jahren Volksschule kam ich weitere vier Jahre in ein Internat zu den Schulbrüdern nach Strebersdorf. Während dieser Zeit, im Jahre 1937, starb mein Vater. Das Internat war damit finanziell untragbar geworden, außerdem schaffte ich es in Latein nicht. So wechselte ich in eine Handelsschule. Während des zweiten Jahrganges der Handelsschule erlebte ich die nationalsozialistische Machtübernahme in Österreich. Ich erinnere mich deutlich an den Tag des Einmarsches und an die Katastrophenstimmung und die Tränen daheim.



Abbildung 1: Mit Kaplan Josef Weinand nach einer Maiandacht

Die Handelsschule – offiziell hieß sie Wirtschaftsschule – interessierte mich nicht. Nachdem ich sie hinter mir hatte, tat ich ein Jahr lang nichts als viel lesen. In dieser Zeit kam es jedoch zu einer für mich lebensentscheidenden Begegnung. Es entstand damals an der Kalvarienbergkirche in Hernalds, wie an anderen Kirchen auch, eine sogenannte Pfarrjugend. Ein tatkräftiger, begeisterter Kaplan namens Josef Weinand kam als Religionsprofessor an die Pfarre und hatte in Kürze eine große Zahl von Burschen – in der besten Zeit rund sechzig – um sich versammelt. Mehr als die Hälfte von ihnen sollte später dem Krieg zum Opfer fallen. Bis zu fünf Mal in der Woche waren wir abends bei ihm. Einmal war es eine rein religiöse Zusammenkunft, an einem anderen Tag hielt er eine Art kunsthistorisches Seminar ab, ein drittes Mal veranstalteten wir einen Schallplattenabend und ein- bis zweimal waren wir in einem Theater oder in der Oper. Die Gestapo sah diesen Betrieb nicht gerne. Zwei der Burschen wurden sogar verhaftet und bis zu einem Jahr eingesperrt. Einer davon, Karl Strobl, ist heute Pfarrer in Niederösterreich, ein anderer war Stadthauptmann bei der Wiener Polizei. Andere, darunter ich, wurden stundenlang verhört, und auch der Kaplan blieb von Verhören nicht verschont.

In diesem Kreis erhielt ich den entscheidenden Anstoß für meine intellektuelle Entwicklung. Ich ließ mich im Herbst 1940 in eine Maturaschule einschreiben und mit einem intensiven Schwung holte ich im April 1942 meine Matura nach. Die Maturaschule war etwas Besonderes. In meiner Klasse gab es nicht einen einzigen Nazi. Mein Freund von der Pfarrjugend, der jetzt Pfarrer ist, war wegen seines Antinazismus aus seiner früheren Schule hinausgeflogen und auch hier gelandet. Er war eine Klasse höher und hatte mir von einem wildgewordenen Naziprofessor erzählt, der Deutsch unterrichtete, ein minimales intellektuelles Niveau besaß, dafür aber ständig gestiefelt ging, um wirkungsvoll die Hacken zusammenschlagen zu können, und sich im Übrigen gegen alles stellte, was christlich hieß.

Unter den Schülern gab es einige interessante Figuren. Da war ein junges Mädchen, Eva, das in gerader Linie vom Schriftsteller Ernst Moritz Arndt abstammte, sie war eine trainierte Materialistin, allerdings nur in der Theorie, nicht auch in der Lebensauffassung. Da gab es einen guten Freund von mir, er hieß Goldberger und wurde später Mathematiker bei General Electric in Kanada; er war ein hochqualifizierter Materialist, der sich nach dem Krieg über den Positivismus hin-

über zu einer eigenartigen weltanschaulichen Position entwickelte. Er war genial begabt und musste als „Halbjude“ Maturaschule machen. Da war weiters ein junger Graf Oswald von Thun-Hohenstein, der als Offizier fallen sollte, und ein Sohn von Heinrich Stümpfl, jenes Stadtkommandanten von Wien, der, nachdem sein älterer Sohn in Russland gefallen war, dies in einer aufsehenerregenden Anzeige bekanntgab, in der nichts von Führer und Großdeutschland stand.

Als ich in die Schule eingetreten war, hielt ich mich zunächst zurück, denn ich wollte gute Noten haben, die ich auch prompt erhielt, und dann erst legte ich los. Die Diskussionen unter den Schülern waren hochinteressant und auch die Professoren wurden immer wieder in für sie unangenehme Gespräche verwickelt. Ich erhielt schließlich wegen antinazistischer Äußerungen die Note 4 in Betragen (6 war die schlechteste) und wurde gerade noch vom Direktor gegen den Deutschprofessor an der Schule gehalten. Aus welchem Grund weiß ich nicht, denn auch der Direktor war ein Nazi, der sich und seine Familie 1945 erschoss und ein Schreiben hinterließ, in dem er feststellte: „Wir sterben als Deutsche“. Lieber starb er als Deutscher, als dass er als Österreicher lebte.

Ein Erlebnis in der Schule hatte für mich besondere Tragweite: Nach dem Zusammenbruch Polens erklärte unser Deutschprofessor, dass die Polen ohnehin mit der Zeit weniger würden und dann „Lebensraum“ für die Deutschen da wäre. Er sagte das in einem wegwerfenden Ton, als handelte es sich um irgendeine Kleinigkeit, aber ich begriff schlagartig, dass hinter dieser gleichgültig scheinenden Bemerkung die kompromisslose Absicht stand, die Polen als Volk zu liquidieren. Ich erinnere mich auch mit Schaudern an ein Gespräch mit Goldberger, der sich plötzlich an eine Gruppe gerade beisammenstehender Katholiken wandte und fragte, ob wir nichts gegen die Verschleppung der Juden tun könnten, es seien ja auch Katholiken jüdischer Abstammung davon betroffen. Ich fragte ihn, ob er sich denken könnte, was wir tun sollten. Er wusste keine Antwort.

Schon bei der Pfarrjugend hatte uns dieses Problem belastet. Einem von uns hatten sie die Braut weggeholt. Sie war Jüdin und wurde später in Polen vergast. Was hätten wir tun sollen? Wir unternahmen damals verschiedenes, doch blieben es im Grunde Kindereien; wir schlugen Schaukästen ein und beschmierten sie mit Farbe, wir rissen Plakate und Anschläge herunter. Einmal bereiteten wir eine Flugzettellaktion

vor; ich hatte einen Kommunisten gewonnen, der in der Druckerei C. Angerer & Göschl Sujets herstellte, aber er war so dumm, einen Probedruck davon liegen zu lassen. Sein Onkel, ein Nazi, fand diesen und kurz darauf wartete in unserer Wohnung die Gestapo auf mich. Der Bursche hatte mich als direkten Auftraggeber sofort verraten, aber ich



Abbildung 2: Photographierschein und Fotos von Wilfried Daim (Gestapo-Verhör)

hatte die Sujets schon weitergegeben. Der Gestapo erzählte ich bei einem langen Verhör im Hauptquartier, dass ich sie in einen Kanal beim Türkenschanzpark geworfen habe. Die Leute von der Gestapo waren an diesem Tag gut gelaunt, weil Norwegen gerade besetzt wurde und die ersten Sondermeldungen aus dem Radio kamen, also ließen sie mich laufen. Die Sujets existieren heute noch; der Kommunist, der sie hergestellt hat, ist als SS-Mann gefallen.

Ich ging, um etwas Gras über die Sache wachsen zu lassen, auf Erntedienst nach Seebenstein. Mit meinem Freund Karl Strobl, den sie später verhafteten, ging dann der Kontakt mit der Widerstandsgruppe verloren. Außerdem erkannte ich, dass ich nichts tun konnte, solange ich nicht an eine verantwortliche Position gelangt war, in deren Reichweite es Waffen gab. Ich sah nur einen Weg, um wirksam eingreifen zu können: Ich musste Offizier werden. So wenig mich das Militär als solches interessierte, es bot doch die einzige Möglichkeit, mit einiger Aussicht gegen das Regime zu operieren und andererseits auch mitzuhelfen, dass möglichst viele den Krieg überlebten, um nach der NS-Zeit Österreich wieder aufbauen zu können. Meine Einberufung stand ohnehin vor der Tür.

Unsere Schulausbildung war höchst mangelhaft. Die amerikanischen Produktionsziffern hörte ich erst nach 1945, vorher konnte man sich kaum ein Bild darüber machen, wie die Chancen in diesem Krieg verteilt waren. Trotz unserem Antinazismus war unser Bild von der Wirklichkeit mangelhaft, da die Nachrichten uns nur zensuriert erreichten. Ich hatte daheim kein Radio, mit dem ich ausländische Sender hätte hören können; nur bei den Strobls hörte ich dann und wann London. Unsere Gegnerschaft gegen das Regime wurde von unserer katholischen Einstellung und dem Bewusstsein getragen, dass man keinen Menschen um der Rasse oder Religion willen töten darf. Obwohl uns der ganze Umfang der Massenmorde nicht bekannt war und ich nähere Informationen darüber erst beim Militär erhielt, wussten wir doch manches über die Konzentrationslager.

Die Mittelschulen in Wien wurden manchmal zum ideellen Kampfplatz einer Jugend, die sich dem Nazismus nicht beugen wollte, wobei vornehmlich der bewusst katholische Teil der Bevölkerung die ideologische Auseinandersetzung in Gang hielt. Der weit geringere protestantische Teil hatte hier aus antiösterreichischen und antikatholischen Ressentiments, die sich aus der Tradierung der Gegenreformati-

affekte gut verstehen lassen, praktisch keine Widerstandskräfte entwickelt. In den Schulen verschmolz die allgemein revolutionäre Haltung der Jugend mit dem Willen zur Behauptung christlichen Glaubensgutes. Die Professoren hatten es in dieser Situation nicht leicht, und die Schulanekdoten aus dieser Zeit würden ein ganzes Buch füllen. Nazis und Nazigegner standen hilflos den Herausforderungen der Schüler gegenüber.

Ein Freund, der das Schottengymnasium besuchte, hatte dort einen dummen Naziprofessor aus Geographie, der immer voll von anti-katholischen Geschichten steckte. So erzählte er zum Beispiel einmal, wobei er einen singend-raunzigen Tonfall annahm: „Wissen Sie, meiner Ansicht nach, ist die Welt aus dem Urnebel entstanden.“ Prompt erntete er die Frage: „Und woher kam der Urnebel?“ „Wissen Sie,“ meinte er darauf, „da bin ich mir auch nicht ganz klar, da gibt’s verschiedene Hypothesen!“ Mein Freund meldete sich daraufhin zu Wort. Da der Professor mit ihm bereits einige Erfahrungen gemacht hatte, fragte er ihn hämisch: „No, Sie, wissen’s sicher?“ „Na freilich, den hat der Wotan mit der Pfeife gemacht!“ Schon früher hatte der gleiche Professor erzählt: „Wissen Sie, in der Katholischen Kirche hat’s Heilige gegeben, die sich ihr ganzes Leben nicht gewaschen haben, mir sind nur leider die Namen entfallen.“ Auch hier wusste mein Freund Bescheid und meldete sich. „Na, wissen Sie’s?“ fragte der Professor. „Natürlich, da war zum Beispiel der heilige Augustinus!“ Der Professor akzeptierte das, zwei Stunden später nahm der – katholische – Deutschprofessor meinen Freund beiseite und sagte zu ihm: „Sag, was hast Du nur dem Umi (der Spitzname des Geographie-Professors) da eingegeben, der erzählt im Konferenzzimmer zum Gaudium des ganzen Lehrkörpers, dass sich der heilige Augustinus sein Leben lang nicht gewaschen hat.“

Ich selbst habe mich eher um ernste Diskussionen bemüht, die nichtsdestoweniger doch auch manchmal ins Komische abbogen. Vor allem unser Deutschprofessor, den ich schon erwähnte, war ein NS-Fanatiker. Er hieß Rothleutner und gab sich als typischer Sekundärfeudaler; Stiefel und Breeches waren unabdingbare Requisiten. Sein Krawattenknopf war immer nach links unten gerutscht. Er hatte einen turmartigen, ganz unnordischen Kopf und zeigte ein intellektuelles Niveau, das immer wieder die Frage aufkommen ließ, wie er denn nur die Universität hatte absolvieren können. Wir mussten Aufsätze über reich-

lich nazistische Themen schreiben. Schon auf die ersten gab er mir einige „Sehr gut“. Es imponierte ihm besonders, dass ich eine Menge Zitate wusste und jeweils eines oder zwei davon als Motto verwendete. Ich bezog sie aus einigen der sogenannten „Tieck-Bücher“, die ich damals gerade las. Als ich seine Vorliebe erkannt hatte, zitierte ich, was das Zeug hielt, auch wenn das Zitat nur entfernt zum Thema passte oder ihm sogar widersprach. Sogar das gefiel ihm. Einmal mussten wir einen Aufsatz mit dem Titel schreiben: „Frei ist nur das Volk, das seine Freiheit verteidigen kann.“ Dazu zitierte ich von Schiller: „Frei ist jeder Mensch und wenn er auch in Ketten geboren ist“ und von Herder: „Am freiesten ist der Mensch, der am wenigsten Bedürfnisse hat.“ Das passte zum Thema wie die Faust aufs Auge, doch es störte ihn nicht. Ich schrieb sogar als Einleitung, dass diese Zitate offenbar eine andere Freiheit meinten, aber er merkte die Ironie einfach nicht. Der Zitatendreh sprach sich herum und während der Deutsch-Schularbeiten hatte ich jeweils die halbe Klasse mit Kernsätzen zu beliefern. Um der Nachfrage gerecht zu werden, musste ich schließlich zu freien Erfindungen übergehen, er merkte auch da noch nichts.

Einmal, als ich einen markigen Nietzsche-Spruch erfunden hatte, meinte er: „Sagen Sie, Daim, ist das Zitat nicht aus dem ‚Zarathustra‘?“ Ich erwiderte: „Ich erinnere mich nicht genau, aber ich glaube, es ist aus dem ‚Antichrist‘.“ Auch diese Ironie war verschwendet. Schließlich wagte ich mich dann doch fast zu weit vor, indem ich einmal nicht nur das Zitat, sondern auch noch den Zitierten erfand. Unter ein bürokratisches Zitat schrieb ich „Amtmann“. Rothleitner fragte mich in der nächsten Stunde: „Daim, wer war denn der Amtmann?“ Ich sagte: „Ich glaub, das war ein großer Jurist.“ Die Sache schien ihm jetzt doch etwas wurmstichig und er sah mich zweifelnd an, brach aber das Gespräch ab. Offenbar wollte er sich nicht der Gefahr aussetzen, erkennen zu müssen, dass viele andere, ihm unbekannte Zitate auch falsch gewesen seien. Das Misstrauen blieb in der Luft hängen und wurde eingekühlt.

Einmal kam Rothleitner mit einem dicken Buch über die Hexenprozesse und erklärte: „Hier habe ich ein historisch sehr interessantes Buch, ich habe es noch nicht gelesen, aber es ist sicher aufschlussreich!“ Er begann vorzulesen, von Frauen, die mit dem Kopf nach unten aufgehängt, die Beine an je einer Kette befestigt und daran im Verlauf der Exekution von wackeren Henkersknechten in der Mitte

auseinandergerissen worden seien. Den Mädchen in der Klasse wurde zum Teil wirklich schlecht, zum Teil taten sie als ob und wankten eine nach der anderen hinaus. Dann verloren sich die Burschen, denen die männliche Stärke verboten hatte, zugleich mit den Mädchen hinauszugehen. Zuletzt blieb ich allein übrig und Rothleutner stellte fest: „Na, bei Ihnen hat das ja keinen Zweck, Sie sind unheilbar!“ Ich unterhielt mich den Rest der Doppelstunde mit ihm. Die anderen amüsierten sich zur gleichen Zeit im Korridor und lachten über den Deutschprofessor, der so dumm war zu glauben, er habe ihnen das Gruseln beigebracht.

Einige Tage später, zu Anfang der nächsten Deutschstunde, sagte Rothleutner zu Eva Arndt, die während der letzten Stunde gefeilt hatte: „Das letzte Mal haben Sie etwas sehr Interessantes versäumt, es ist fast allen schlecht geworden. Das hätte Ihnen sehr gut getan.“ Sie fragte: „Warum gerade mir?“ Daraufhin Rothleutner: „Na, weil ich Ihre gut katholische Einstellung kenne.“ Darauf erklärte sie: „Aber ich bin doch gar nicht katholisch!“ Sie war nicht einmal getauft. Er antwortete verblüfft: „Da muss ich ja meine Meinung im Lehrkörper richtigstellen.“ Ich stichelte: „Herr Professor, Sie tun uns eine große Ehre an, Sie wittern in jedem Gegner einen Katholiken!“ Er übergang diesen Einwurf.

Einmal hetzten wir zwei Professoren gegeneinander, nach dem Archetyp des tapferen Schneiderleins. Wir hatten nämlich einen geistig sehr beweglichen Lateinprofessor, Lorenzoni, der eine Reihe von Sprachen beherrschte, dessen politische Gesinnung aber immer unklar blieb. Ich hatte ihn – mein Latein war sehr mäßig, wie meine ganze Sprachbegabung – einmal geärgert, indem ich nach einer Übersetzung erklärt hatte, dass Horaz zwar ein gutes Latein, aber ein schlechtes Deutsch geschrieben habe. Sonst aber schätzte er mich. Nun sagte Rothleutner gelegentlich einmal: „Na, der Vergil, das ist doch ka Dichter!“ In der folgenden Lateinstunde warf ich die Bemerkung hin „Na, Herr Professor, der Vergil ist doch kein Dichter.“ Lorenzoni geriet fast außer sich: „Daim, dass Ihnen Latein nicht liegt, das weiß ich, aber sonst sind Sie doch ein intelligenter Mensch. Wie können Sie einen derartigen Unsinn sagen?“ Er redete sich händefuchtelnd in eine Lobpreisung des Vergil hinein, die wir uns ungerührt anhörten, bis Goldberger endlich heuchlerisch erschreckt in eine Pause hinein flüsterte: „Herr Professor, Daim hat ja nur die Meinung von Professor Rothleut-

ner wiedergegeben.“ Lorenzoni schluckte krampfhaft und stieß dann wütend hervor: „Dieser nordische Fimmel, man muss doch auch eine eigene Meinung haben.“ Dann schwieg er keuchend. Der damalige Mathematiker – Mathematik war eines meiner besten Fächer – nahm mich in der Pause schmunzelnd beiseite und sagte: „Daim, ich hab gehört, Sie meinen, der Vergil ist kein Dichter.“ Ich ließ durchblicken, dass ich Rothleutner etwas anhängen wollte, und er entfernte sich mit mühsam zurückgehaltenem Grinsen. Am gleichen Tag kurz vor Mittag hatten wir noch Deutsch; Rothleutner und Lorenzoni waren sich noch nicht begegnet. Goldberger meldete sich sofort und sagte im Ton eines heuchlerischen Bittstellers: „Herr Professor, ich möchte Sie im Namen der Klasse um eine Intervention ersuchen. Daim hat in der letzten Lateinstunde Ihre Meinung hinsichtlich der dichterischen Qualitäten des Vergil – Sie haben ihn in dieser Hinsicht vollständig überzeugt – Herrn Professor Lorenzoni gegenüber vertreten. Stellen Sie sich nun vor, der Herr Professor geriet ganz außer sich, wir hatten schon Angst um ihn. Wollen Sie die Sache bitte mit Herrn Professor Lorenzoni besprechen?“ Man sah Rothleutner an, dass ihm die Sache unangenehm war, aber da kämpferische Auseinandersetzungen zum nazistischen Überich gehörten, erklärte er betont forsch: „Na, das werde ich schon erledigen!“ Der eiserne Ofen im Konferenzzimmer wurde von außen geheizt: Wenn man sich zu der Ofentür am Gang hinunter beugte, hörte man, was drinnen gesprochen wurde. Am nächsten Tag lauschten wir dort in der Pause, als anzunehmen war, dass die beiden sich treffen würden. Wirklich wurden wir Zeugen einer aufgeregten Debatte, in der sich die beiden wohl endgültig verfeindeten. In der nächsten Deutschstunde fragte Goldberger wieder: „Herr Professor, hatten Sie schon Gelegenheit, mit Herrn Professor Lorenzoni zu sprechen?“ „Selbstverständlich“ antwortete Lorenzoni „und ich habe natürlich energisch meine Meinung vertreten.“ Goldberger meinte: „Dann darf ich Ihnen im Namen der Klasse unseren Dank aussprechen.“ Rothleutner winkte geschmeichelt und wohlwollend ab. Man kann in all dem Kindereien sehen, und das ist auch insofern richtig, als wir uns damals unnötig in Gefahr begaben. Wenn ich in einem einstündigen Vortrag die Jesuiten akzentuiert lobte und Rothleutner dadurch wütend machte, so hätte das für mich und andere nicht unbedingt gut ausgehen müssen. Andererseits erzogen wir uns gegenseitig und legten unsere Weltanschauung in hohem Grade fest, und man

darf nicht vergessen, dass aus diesen Mittelschulen viele Offiziere hervorgegangen sind, wenn auch nur unterer Grade, die dann und wann doch in das Steuer des Kriegsgeschehens eingreifen konnten. Ihre ideologische und moralische Ausrichtung war nicht belanglos. Und die Diskussionen, wenn sie auch oft aussahen wie eine Lausbüberei, waren manchem ein Anstoß, sich mit vielen Dingen genauer zu beschäftigen. So kamen die Tage der Matura, der „Reifeprüfung“, wie es seit dem Anschluss hieß. Wir mussten damals innerhalb weniger Tage die schriftlichen Prüfungen und dann an einem einzigen Tage die mündlichen Prüfungen ablegen. Die Externistenmatura war wesentlich schwerer als eine gewöhnliche, denn wir durften die Prüfungen nicht an unserer Schule machen, sondern wurden anderen Anstalten zugewiesen. Zudem war für mich die seelische Belastung besonders groß; wenn ich durchgefallen wäre, hätte ich die Prüfung erst nach dem Militär wiederholen können, was so viel geheißen hätte, wie alles wieder von vorne zu beginnen.

In Erinnerung geblieben ist mir besonders die Arbeit in Deutsch. Das Thema war ein Gedicht von Anton Wildgans:

*„Ich bin ein Kind der Stadt. Die Leute meinen,
Und spotten leichthin über unsereinen,
Daß solch in Stadtkind keine Heimat hat. [...]“⁴⁹*

Es war klar, dass hier im Sinne „der neuen Zeit“ ein Loblied auf das „gesunde Land“ hätte gesungen werden sollen. Ich konnte damals noch nicht durchschauen, dass die Nazis Sekundärfeudale mit dem Leitbild des edlen Gutsherren waren, des noblen Feudalherrn, der germanisches Herrenblut in den Adern hat. Es war mir nicht klar, dass die Nazis die bürgerliche Denkebene – Produktion, Produktionssteigerung und ähnliches – noch gar nicht erreicht hatten, geschweige denn ein proletarisches Denken erfassen konnten. Aber ich opponierte auch in dieser Frage instinktiv und schrieb eine Hymne auf die Stadt, die alles Kulturelle zu potenzieren vermag. Der prüfende Deutschprofessor hielt meine Arbeit für recht gut – wenn sie ihm auch nicht angenehm war – er sagte: „Darin steckt schon was.“ Und nachdem ich glücklich die mündlichen Prüfungen, die von 8 Uhr früh bis 8 Uhr abends dauerten, hinter mich gebracht hatte, war die Matura bestanden. Meine antinazistischen Eskapaden hatte ich überlebt, mit der Matura hatte ich den Rücken frei, das Militär konnte beginnen.

Schon während der Matura war der erste Bereitstellungsschein gekommen, die Einberufung war für die erste Aprilhälfte vorgesehen. Ich hatte um Aufschub gebeten, der mir für drei Monate gewährt worden war. Dadurch hatte ich auch noch nach der Matura Zeit gewonnen; zu wenig, um etwas Bestimmtes zu unternehmen, zu viel, um nur einfach auszuruhen. Also ging ich an die Universität; inskribieren konnte ich allerdings nicht mehr. Der Betrieb war mir nichts Neues, denn ich hatte die Universität schon während der Maturaschule oft besucht, mir Verschiedenes angehört und dann unserem Geschichtsprofessor, einem kleinen Nazi, erzählt. Manchmal, wenn ich gegen unser merkwürdig infantiles Geschichtsbuch argumentierte, sagte ich, das hätte ich von Heinrich von Srbik gehört. Dieser war ein Sekundärgermane von Niveau; großdeutsch, weil er sein Slawentum verdrängte, aber doch mit so viel wissenschaftlichem Niveau, dass er Österreich immer noch Österreich und nicht Ostmark, Niederösterreich nicht Niederdonau nannte. Er galt bei den Nazis viel und so konnte man ihnen mit Srbik kommen.

Jetzt hörte ich auch Hans Eibl, einen Philosophen ohne internationales Format, mit deutschnationalem Einschlag, den die Nazis jedoch schon gründlich gegen sich bekehrt hatten. In einen kleinen Hörsaal verbannt, las er über ein Thema, das ich vergessen habe. Er argumentierte offen gegen NS-Ideologen wie Alfred Rosenberg, setzte Slawen, Romanen und Griechen durchaus den Germanen gleich, und trat damit deutlich der Rassennarretei entgegen. Ich hörte auch Ottomar Wichmann, einen nazistischen Narren mit einem wilden Hass gegen Rom. Er schimpfte über Nietzsche, der zu sagen gewagt hatte: „Was für ein Genuss ist doch ein Jude neben einem Deutschen.“ Er konnte nicht voraussehen, dass sein heißgeliebter Führer später einmal Benito Mussolini eine Nietzsche-Prachtausgabe schenken würde. Ich hörte Oswald Thomas über Astronomie und überzeugte mich, dass die Psychologie im Ursprungsland der Psychoanalyse sehr schlecht vertreten war, woran sich bis heute nichts geändert hat. Ich verlor gebührend den Respekt vor der Universität, die sich zum Großteil dem Regime gegenüber prostituierte.

So erlebte ich eine kurze Zeit des Atemholens und saugte mich noch einmal mit Kultur voll, in dem Bewusstsein, dass die schwerste Prüfung meines Lebens auf mich wartete. Das Militär war für mich nichts als eine lästige Unterbrechung meines Studiums, aber da ich es nicht

vermeiden konnte, wollte ich wenigstens an einen verantwortungsvollen Posten gelangen, von dem aus ich entscheidend gegen das niederträchtigste und gemeinste Regime der Welt arbeiten konnte. Ich fühlte mich unsicher und hatte Angst vor dem Krieg, aber die Grundlinie sah ich klar vor mir.

Mitte 1942 waren bereits einige Freunde gefallen, darunter einige Hochbegabte. Die qualitative und quantitative Dezimierung einer ganzen Generation ist mit an der schleichenden Alterswirtschaft in der österreichischen und deutschen Politik schuld. Die Generation um den Jahrgang 1920 hat zu wenig Trieb- und Schubkraft. Die Phrasen „Und ihr habt doch gesiegt“ oder „Ihr seid nicht umsonst gefallen“, mit denen man versucht, Massengräber zu „Heldendenkmälern“ zu beschönigen, haben mich damals nicht getröstet, und seit ich zusehen musste, wie die „Helden“ in Wirklichkeit geschlachtet werden, hasse ich die verbrecherische Dummheit, die sich darin kundtut.

Was haben die Weltkriege gebracht? Die „Ehre“, auf deren Feld man stirbt, ist ein infantiler Feudalismus, wenn man sie nicht noch klarer als einen altheidnischen Unsinn bezeichnen will; ich weiß nicht, wie man „Orden und Ehrenzeichen“ für Taten im Namen einer schändlichen Illusion tragen kann, wie es möglich ist, sich dieses Blechs nicht zu schämen und zu glauben, dass es den Wert der Persönlichkeit erhöhe. Die Toten sind umsonst gefallen, es sei denn man wollte annehmen, dass ihr bitteres Sterben den einen oder anderen zur Vernunft gebracht haben könnte, und dann ist dieser Gewinn in unvorstellbarem Maß überzahlt. Ich wusste, dass auch mir ein solcher Tod drohte, und ich bereitete mich darauf vor; aber ich war auch gesonnen, mich dieser Drohung zu entziehen oder, wenn er unvermeidlich war, meinen Tod in den Dienst des Lebens zu stellen, wie immer es gelingen mochte.

Die Einberufung kam für den 22. Juli 1942; am 21. war mein Geburtstag – ein grausames Geburtstagsgeschenk. Ich wurde einberufen zur ersten Kompanie der Panzerjägerersatzabteilung 17 in Freistadt „Oberdonau“. Ich nahm Abschied von Kultur und Menschentum, die Zeit der brutalen Sklaverei sollte beginnen. Mit wenig Gepäck, einem Wechselrahmen und einem Pack Kunstpostkarten, ansonsten versorgt mit dem Notwendigsten, stieg ich in den Zug nach Linz.

Gemeine Prügelstrafe

Mein Zug kam spät abends in Linz an und ich hatte erst am nächsten Tag Gelegenheit, nach Freistadt weiter zu fahren. Ich übernachtete am Bahnhof in der Wehrmachtsübernachtungsstelle. Es gab Betten mit zwei Etagen von Strohsäcken und Decken. Ich legte mich in ein unteres Bett und versuchte zu schlafen. Ich war noch in Zivil. Über mir zog ein Landser ein, der auf Urlaubsfahrt oder Dienstreise war. Nach einer Weile begann unser zweistöckiges Bett rhythmisch zu wackeln. Die Sache sah bedrohlich aus, das Gestell krachte in seinen Fugen und ich fürchtete, es könnte zusammenbrechen; dabei blieben die anderen Betten fest stehen. Als das Gewackel plötzlich abbrach, wurde mir klar, dass der Mann oben sich in den Schlaf onaniert hatte. Meine erste nähere Bekanntschaft mit dem großdeutschen Heer war die Selbstbefriedigung eines seiner Mitglieder. Ob das symbolisch für die ganze Institution sein sollte?

Am nächsten Morgen fuhr ich nach Freistadt weiter, wo ich dann die erste Kompanie der Panzerjägerersatzabteilung 17 suchte. Sie war in Baracken untergebracht, die gar nicht schlecht aussahen. Wesentlich schlechter war der Umgangston, der unter den Bewohnern dieser Baracken herrschte: Es wurde gebrüllt, obwohl man nicht einsah, warum – das sollte die Neuankömmlinge offenbar erschrecken. Für den psychiatrisch Interessierten waren die Beschimpfungen im Einzelnen aber aufschlussreicher als die Lautstärke, mit der sie vorgebracht wurden. Besonders die anale Phantasie des „besten Heeres der Welt“ erwies sich dabei als geradezu unerschöpflich. Die Ausdrücke „Scheiße“ und „Arsch“ gehörten, wie sich später ergab, zu den normalen Verständigungsmitteln. Die blumigeren Einfälle wie: „Sie Sack, sie blöder“ oder, besonders delikate: „Sie Lahmarsch“ oder „Sie Arsch mit Ohren“ nahmen in der Gefühlswelt dieser Wehrmacht einen weniger breiten Raum ein, fallen aber um ihrer Prägnanz willen umso mehr ins Gewicht.

Im Zusammenhang damit hatte das Klosett eine richtige Sonderstellung beim preußisch-deutschen Heer: Es war das Refugium der Freiheit. Denn während ein Soldat überall sonst beim Anblick eines Vorgesetzten sich zusammenzureißen und zu salutieren hatte, während überall sonst jederzeit die absolute Unterordnung und blinder Gehorsam gefordert wurden, gab es im Klosett die „kastenlose Gesell-

schaft“¹⁰. Die einzelnen Abteile im Klosett hatten keine Türen und standen gegen einen Mittelgang zu offen, so dass man es nicht vermeiden konnte, im Vorübergehen Vorgesetzte bis zum Feldwebel bei einer Tätigkeit zu Gesicht zu bekommen, deren Anblick der Öffentlichkeit unter normalen Umständen erspart bleibt. Man brauchte dabei weder stramm stehen zu bleiben und zu grüßen, noch etwa, bei vertauschten Rollen, aufzuspringen, wenn man saß. Dieser Hort der Freiheit war wohl ein letzter in verschiedener Hinsicht, doch er bewies, dass die Freiheit im deutschen Heer nicht völlig ausgerottet war. Theoretisch hätte man da sogar dem Führer begegnen können, ohne dass man gezwungen gewesen wäre, ihn zu grüßen.

Der Analsadismus, das heißt, die mit Dreck und Kot verbundene Aggression, gehörte zu den Grundtriebkräften der Deutschen Wehrmacht. Das Gebrüll irgendwelcher Leute, mit dem wir empfangen wurden, berührte uns, solange wir noch nicht „eingekleidet“ waren, eher oberflächlich, denn wir mussten mit unseren Zivilschuhen nur strammstehen, während uns das „Hinlegen“ und „Auf marsch marsch“ noch erspart blieb. Ich weiß nicht mehr wie, aber ich kam „auf“ die Stube. Ich war zur ersten Gruppe eingeteilt, denn ich maß 182 cm und war einer der längsten der Kompanie.



Abbildung 3: Erste Seite des Soldbuchs von Wilfried Daim

Gemeine Prügelstrafe

Die Einkleidung fand dann so statt, dass uns die „Klamotten“ mit dem Ausruf „passt!“ wahllos zugeworfen wurden. Nach einigen schwachen Protesten hatte ich doch wenigstens Socken gefasst, bei denen die Ferse nicht halb auf der Wade saß, dafür waren sie reichlich verfilzt und verstopft. Wie hatte der Führer einmal so schön gesagt? „Für den deutschen Soldaten ist das Beste gerade noch gut genug.“ In Anbetracht der mir „verpassten“ Socken fand ich, dass es über einem solchen Besten noch etwas Besseres würde geben müssen. Ich dachte auch mit einiger Rührung daran, dass der Führer zu seinem 50. Geburtstag am 20. April 1939, zu dem ihm das diplomatische Corps unter der Führung des Nuntius Eugenio Pacelli ohnehin so inniglich gratuliert hatte, auch noch aus allen deutschen Gauen selbstgestrickte Strümpfe erhalten hatte. Ein ganzer Waggon davon war zusammengekommen und es steckte die Arbeit vieler biederer Hausfrauen darin, die im Führer ein unerlöstes, infantiles Männchen witterten. Da der Führer nicht hoffen konnte, in seinem voraussichtlich kurzen Leben all diese Strümpfe auszutragen, schenkte er sie der deutschen Armee, deren Budget damit ganz sicher erheblich entlastet wurde.

Wir sollten diese schlechten, verfilzten Strümpfe selbst stopfen und waschen. Es gab einige Naive, die das mit Hingebung wirklich taten. Die Intelligenteren in der Kompanie hatten jedoch bald erfasst, dass ein genügend großes Loch einen Umtausch rechtfertigte. Ich stopfte die Strümpfe nie, sondern vergrößerte immer künstlich die Löcher. Wir waren also recht und schlecht eingekleidet, hatten je eine Gasmaske und einen Stahlhelm, einen Drillich und einen Ausgehanzug, der „Sarasani-Rock“¹¹ hieß, weil er einer Zirkusuniform zum Verwechseln ähnlich sah, trotz seiner ruhmreichen preußischen Tradition.

Damit sahen wir zwar wie Soldaten aus, waren jedoch „eigentlich“ noch keine. Uns fehlte der soldatische, friderizianische Geist. Der sollte uns erst eingeblasen werden. Für diese Aufgabe war eine Reihe von Personen ausersehen, mit denen wir uns eingehender beschäftigen müssen. Unsere Gruppe war in einer Stube mit neun Betten untergebracht; vier zweistöckige Bettgestelle enthielten acht Strohsäcke und ein einzelnes Bett hatte die Ehre, unseren Stubengefreiten Reiter in der Waagrechten zu halten. Außerdem hatte jeder einen sogenannten Spind, einen Kasten aus Weichholz. Um einen Rest von Kultur zu retten, brachte ich auf der Innenseite meiner Spindtüre einen Wechselrahmen mit einer niederländischen Madonna an, was

den Stubengefreiten beeindruckte, ebenso unsern Gruppenführer, einen Rheinländer.

Der Stubengefreite war ein Held. Er hatte mit einer 3,7 cm PAK (Panzerabwehrkanone), einem der infantilsten Ausrüstungsgegenstände der „besten Wehrmacht der Welt“, neun oder zehn russische Panzer abgeschossen. Die russischen Panzer hatten das Geschütz einfach übersehen und waren zehn Meter vor seiner Mündung vorbeigefahren; er hatte die Gelegenheit wahrgenommen, aus solcher Nähe in den Zahnkranz zwischen Turm und Unterteil des Panzers hineinzuschießen. Das war wirklich eine seltene Chance, wie ich später erfuhr, denn aus größerer Entfernung blieb eine 3,7 cm PAK gegen einen Panzer fast immer wirkungslos, wenn man von der Möglichkeit absieht, dass sich der Panzerbesatzung das Gekrache draußen auf die Nerven schlug und sie sich deshalb für eine Weile zurückzog. Das geschah tatsächlich manchmal, und dieser Methode der Verscheuchung durch Lärm gebührt ein besonderes Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Panzerabwehr. Die verschiedenen Generalsmemoiren sind in dieser Hinsicht viel zu bescheiden, vielleicht deswegen, weil in den meisten Fällen die durch den Lärm erzeugte Nervosität der Panzerbesatzungen doch nach vorn los ging und die 3,7 cm PAK niedergewalzt wurde. Es war überaus vielversprechend, mit einer solchen Waffe ausgerüstet zu sein und an ihr ausgebildet zu werden.

Unser Stubengefreiter hatte das EK II und EK I, nur das Ritterkreuz fehlte ihm noch, was er und wir als ungerecht empfanden. Er bekam es erst, als wir bereits weg waren, und zwar langte das entsprechende Dekret des OKW ein, während er im Bau saß. Er hatte zu viel Zeit bei einem Mädchen verbracht, war dann über den Zaun gestiegen, weil es später war, als sein Ausgangsschein vorsah, und war dabei erwischt worden. Er wurde aus dem „Bau“, was interessanterweise so viel bedeutet wie Gefängnis, der Ehre wegen herausgeholt und vor versammelter Mannschaft dekoriert, als Ritter von Adolfs I. Gnaden. Sonst war er etwas beschränkt, aber er hatte ein Patent, sein Koppelzeug besonders glänzend zu machen. Er schmierte schwarze Schuhpaste auf das Leder und drückte sie dann unter Entfaltung all seiner Kräfte mit Hilfe des Unterteils der Schuhpastaschachtel in die Poren des Leders. Dann bürstete er das Leder, bis es wie Lack spiegelte. Er meinte offenbar, er mache damit auf Mädchen einen besonderen Eindruck, und es mag sein, dass wirklich ein paar dumm genug waren dafür. Sein Vorzug war,

dass er sich zumeist ruhig und still verhielt, wenn von etwas die Rede war, das er nicht verstand, und das war häufig der Fall, denn wir waren eine halbintellektuelle Kompanie.

Man hatte den Rest des Jahrgangs 1923 einberufen und unter den Rekruten waren viele, die gerade die 7. Klasse beendet hatten und denen die Matura geschenkt worden war – man nannte das Kriegsmatura – was einen Qualitätsmangel bedeutete. Unsere Kompanie bestand zu rund 80 % aus Mittelschülern, aber nur zwei von ihnen hatten eine richtige Matura. Einer davon war ich. Der Kompaniechef meinte, er hätte noch nie eine solch intellektuelle Kompanie gehabt. Die Folgen zeigten sich bald, denn es war vom militärischen Standpunkt die schlechteste seit langer Zeit.

Der Stubengefreite Reiter war der rangniederste unserer Vorgesetzten. Von den übrigen Gefreiten, die natürlich auch Vorgesetzte waren, sind mir zwei in Erinnerung geblieben: Der eine war aus verschiedenen Gründen interessant. Er hatte einen Wasserkopf, zwei Zahnlücken und ein außereheliches Kind. Der Wasserkopf war zu groß für die weitesten Stahlhelme, so dass er die Sondererlaubnis bekommen hatte, keinen Stahlhelm tragen zu müssen, obwohl doch ein großer Kopf leichter von Kugeln und Splintern getroffen wird als ein kleinerer; eine Sonderanfertigung war er der Deutschen Wehrmacht aber nicht wert gewesen. Der andere war Obergefreiter. Er blieb mir in Erinnerung, weil er einmal, nachdem „Hinlegen“ kommandiert worden war, einem der Rekruten, die da auf dem Beton des Kasernenhofes lagen, einen Tritt versetzte. Vorher hatte er sich vergewissert, dass kein höherer Vorgesetzter in der Nähe war. Jener, der den Tritt bekommen hatte, besuchte einmal einen Vortrag von mir in der „Urania“ und erzählte, er habe den wackeren Solisten in einem Fleischhauerstand in der Wiener Großmarkthalle gesehen.

Unser Unteroffizier, um in der Rangfolge weiter zu steigen, war ein Rheinländer mit Matura und hatte Aussicht, Offizier zu werden. Er wurde auch später zu einem entsprechenden Lehrgang abkommandiert. Der ganze „Laden“ war ihm offensichtlich zuwider, er unterhielt sich gerne mit mir über Kunst und vieles andere, was nicht dazu gehörte, und sein Gebrüll war ohne innere Anteilnahme und daher auch wenig überzeugend. Seine ehrliche Meinung behielt er aber wohlweislich für sich, da ihm der Offizierslehrgang lieber war als die Front.

Der Zugfeldwebel war auch ein Rheinländer, aber von primitiverem Innenaufbau; zu den krassesten Beschimpfungen verstieg er sich selten, aber hie und da wurde man doch als „krummgeschissenes Fragezeichen“ apostrophiert. Er hatte eine geschulte Donnerstimme, die einem nicht sonderlich auf die Nerven ging. Gut Freund wurden wir zwar nie, doch herrschte auch nicht gerade Feindseligkeit zwischen uns. Sein Liebling war der Längste der Kompanie, der Gradl hieß und großartig den Hasen spielte, der von nichts weiß. Er hielt, wenn er irgendeiner schlechten Dienstleistung wegen angebrüllt wurde, den Mund halb offen, machte große Augen und stotterte ehrfürchtig „Jawohl Herr Feldwebel“ oder „Herr Oberfeld“. Das „-webel“ schenkte er sich dabei, weil er wohl dachte, das Wort sei ohnehin schon lang genug. Aber er war doch ein Nazi. Er besuchte spiritistische Sitzungen, bei denen sich die „Geister“ immer nur wohlwollend über den Führer äußerten; offenbar nahmen nur Leute daran teil, die zumindest im Unterbewusstsein Nazi waren. Der Geist von Ernst Röhm wurde allerdings auch nie zitiert.



Abbildung 4: Wilfried Daim als Rekrut im Jahr 1942

Unser Kompaniefeldwebel („Spieß“) war ein eiskalter Sadist mit Säbelbeinen, von Beruf angeblich Rennfahrer. Er hieß Kutschkau und sein Gebrüll hatte etwas surrend Widerwärtiges. Er ging langsam und etwas vorgebeugt, wie zum Sprung geduckt, mit zynisch-abfälligem Blick. Er hatte keinerlei Kultur, wir hassten uns – ich gestehe es – grimmig.

Als Ausbildungsoffiziere hatten wir zwei Leutnants; einen, der weniger unangenehm auffiel, und einen anderen mit Namen König, dessen Sadismus immer kühl distanziert blieb. Er war sparsam in Bewegung und Sprechweise, etwas lahm, mit einem schwächtigen Körperbau, bei dem die vom Überich der Wehrmacht vorgeschriebene militärische Erscheinung zum Großteil auf Konto der Uniform

ging. Er rächte wohl irgendein persönlich empfundenenes Unrecht an uns. Einmal hatte er sogar einen kräftigen Konflikt mit dem Spieß, dem die Küche unterstand, weil er uns die ganze Mittagszeit hindurch mit „hinlegen“ und „auf marsch marsch“ um die Essbaracke rennen ließ. Es war ein heißer Sommer, und der Weg, auf dem er uns hin- und hertrieb, war mit einer dicken Staubschicht bedeckt. Die aufgewirbelten Staubwolken nahmen uns den Atem und verlegten uns den Rachen, sodass wir fast keine Luft mehr bekamen und das Essen dann kaum hinunterwürgen konnten. Dabei hatten wir schon bei normaler Einhaltung des Dienstplanes für das Essen so wenig Zeit, dass wir meistens die Kartoffeln mit der Schale aßen. Bei einem Ausmarsch ließ er einen Bäckerburschen aus Niederösterreich – pardon, Niederdonau – mit vorgehaltenem MG 34 wie einen Hasen hopsen. Dieser kleine Kerl war von bewundernswerter Frechheit. Er sprang, als er kaum mehr konnte, bis knapp vor den Leutnant hin und schmiss ihm das Maschinengewehr mit einer atemlosen Entschuldigung gegen die stiefelgeschützten Säbelbeine. Der Leutnant zuckte zusammen und die Ausbilder brüllten wie eine durstige Rinderherde. Der Kleine kam nicht einmal in den Bau: Das MG wäre ihm „aus der Hand gefallen“.

Der Oberleutnant und Kompaniechef ward selten gesehen. Nachdem er seine Rede zur Vereidigung gehalten hatte – ich komme bald darauf zurück – war jeder Versuch der Unterführer, mir einen tieferen Respekt vor seiner zweifelhaften Persönlichkeit beizubringen, zum Scheitern verurteilt. Als unser Unteroffizier zum Offizierslehrgang abkommandiert worden war, löste ihn ein Gefreiter namens Brust (oder Prust) ab. Er war ehrgeizig und mit Leib und Seele Soldat. Wenn er stramm stand, glänzten seine Augen, als wäre er ein Kind bei der Krampusbescherung. Das allein genügt als Charakteristik für die, die solche Typen selbst kennen gelernt haben; den anderen wird man sie kaum begreiflich machen können.

Dann war da noch ein Oberleutnant, dessen Schultern etwas schief standen und der uns in die Theorie der Deutschen Wehrmacht einführte. Er sprach über Begriffe wie Ehre, Treue und so weiter, aber er war nicht imstande, auch nur einen einzigen der Begriffe zu definieren. Er ging, während wir in der prallen Sonne vor ihm saßen und mit dem Schlaf rangen, auf und ab, und schnarrte, sich ständig wiederholend, etwa: „die Treue, ... ja die Trreue, ... was ist die Trreue, ... ja die Trreue ... was ist die Trreue ...?“ Dann zeigte er plötzlich auf einen

und sah ihn scharf an, wobei er sich immer Leute aussuchte, die sicher dümmer waren als er; der weitaus größte Teil der Kompanie war daher vor seinen Fragen sicher. Das Opfer, dem er auf diese Art eine Antwort abverlangte, die er selbst nicht wusste, sagte dann etwa: „Treue ist, wenn einer eine Frau hat und die nicht betrügt!“ So eine Ansicht verlachte der Oberleutnant immer nach Kräften; Treue dieser Art war da nicht gemeint, man durfte den heroischen deutschen Soldaten nicht zu viel zumuten. Dann griff er mit beiden Händen an seine Koppel, fuhr mit den Daumen unter das Leder und nahm sein Hin und Her wieder auf, wobei er seine Unfähigkeit, während einer Stunde auch nur einen vernünftigen Satz zu sagen, durch die heftige Strammheit kompensierte, mit der er seine Stiefelhacken auf den Boden setzte. Es ging die Mär, er sei im Berufsleben Ingenieur bei den Heinkel-Werken¹². Er wurde, soviel ich weiß, dann auch aus diesem Grund u.k. (unabkömmlich) gestellt. Nun war ich weit davon entfernt, die deutschen Flugzeuge etwa im Gegensatz zur 3,7 cm PAK für die besten der Welt zu halten, doch die Erfahrung bewies eindeutig, dass sie flogen. Wie das möglich war, wenn sich ein derartig brillanter Oberleutnant unter den Ingenieuren befand, ist mir immer eines der Wunder der deutschen Waffentechnik geblieben, die noch nicht genügend bekannt sind.

Wie ich schon sagte, bestand unsere Gruppe durchwegs aus Halbintellektuellen, die mehr oder weniger Chancen hatten, richtige Intellektuelle zu werden. Zwei von den neun waren Nazis, der oben genannte Spiritist, der wohl zu den Menschen mit der verdrehtesten Weltanschauung gehörte, die ich je kannte; und dann ein gewisser Schörner, der allerdings nichts mit dem Kapitalsadisten zu tun hatte, der später einer meiner höchsten Kommandeure wurde und massenweise Soldaten hängen ließ, die nicht die Ehre gehabt hatten, auf dem Feld der Ehre zu fallen.

Ich betrachtete es als meine Pflicht, zunächst innerhalb der Gruppe nicht nur „Zersetzung der Wehrkraft“ zu betreiben, sondern darüber hinaus noch die sogenannte NS-Weltanschauung möglichst tief zu treffen und zugleich dem Christentum Raum zu schaffen. Nun war ich sehr wohl den einzelnen in der Gruppe intellektuell überlegen, aber die beiden Nazis traten in Debatten gemeinsam gegen mich an und hatten, da sie die offizielle Gesinnung verkörperten, fast alle übrigen auf ihrer Seite; der Rest hielt sich neutral. Ich war isoliert. Solange es mir nicht gelang, wenigstens einen Großteil zu neutralisieren, konnte

ich von Debatten keinen Erfolg erhoffen, in denen das Hauptargument ein infantiles Gebrüll bleiben würde. Ich ging daher möglichst mit einzelnen aus der Gruppe aus und benützte jede Gelegenheit, die entscheidenden weltanschaulichen Probleme zu zweit zu erörtern. Die Leute mussten sich nun einzeln stellen, waren sehr verlegen und lenkten schnell ein. Als es dann später wieder zu einer Gruppendiskussion kam, schwiegen die, die ich schon „bearbeitet“ hatte, da sie nicht gern noch einmal allein gestellt werden wollten. In wenigen Wochen hatte ich auf diese Art die beiden Nazis von den anderen abgedrängt und mit den beiden wurde ich leicht fertig, obwohl ich nur mit immanenter Logik vorgehen konnte. Mit einem direkten Ausdruck meiner Meinung über das Regime oder Hitler hätte ich mich selbst höchst unzweckmäßiger Weise ins KZ gebracht.

Obwohl manche meiner Kameraden bald ehrlich auf meiner Seite standen, war doch keiner darunter, den man zu einer direkten Aktion brauchen konnte. Ich hätte damals aber auch nicht recht gewusst, was im Bereich vernünftiger Möglichkeit gewesen wäre. Nur in einer Hinsicht konnte ich wirklich aktiv werden. Während der Ausbildung hatte sich bald einer der niederträchtigsten Züge der Deutschen Wehrmacht gezeigt. Ich sage nicht der nazistischen, denn das war ein Zug, den es schon vorher gegeben hatte. Unter dem Einfluss christlich-humaner Tendenzen der vornazistischen Öffentlichkeit, war in der preußisch-deutschen Wehrmacht die Prügelstrafe abgeschafft worden, aber mit widerlicher Hinterhältigkeit hatte man es zuwege gebracht, unter Zerstörung der Fundamente jeder wahren Kameradschaft und Zusammenarbeit sie hintenherum wieder einzuführen. Man wagte es nicht, einen Soldaten zur Bastonade zu verurteilen, das war angeblich eines deutschen Mannes unwürdig, aber man machte wahllos die vielgerühmten deutschen Männer selbst zu Prügelknechten. Wenn einer beim Exerzieren zu spät aufstand oder zu spät im Staub lag, sagte der lahme Leutnant König, indem er mit dem Finger schnippte: „Wegen Hohengassner, einmal um den Häuserblock“, und wenn die Gruppe mit pfeifenden Lungen wieder bei ihm einlangte: „Erzieht ihn Euch.“ Und diese Erziehung bestand in einem erbärmlichen und feigen nächtlichen Überfall einer Gruppe über einen Einzelnen. Der Stubengefreite mimte dabei tiefen Schlaf, während der arme Teufel, der meist einfach körperlich der militärischen Narretei nicht gewachsen war, mit der Kühnheit Totilas und Tejas unter einer Decke verprügelt wurde –

von seinen guten Kameraden, bessere findest du nicht, die es nicht einmal wagten, ihm dabei ins Gesicht zu schauen, und die es dann später an der Front auch für selbstverständlich hielten, einer fremden Einheit zu stehlen, was der eigenen fehlte.

Gegen diese gemeine Prügelstrafe, die ihr Opfer ebenso erniedrigte wie die Ausführenden, trat ich auf, so öffentlich ich konnte, ich erklärte sie für unkameradschaftlich – Kameradschaft wurde ja immer gefordert – und tückisch, als feige und erbärmlich. Ich forderte die Vertreter dieser Erziehungsmethode auf, doch einmal dem Spieß „die Decke zu geben“, wenn sie sich tapfer zeigen wollten. Der Erfolg war immerhin bemerkenswert: In der ganzen Kompanie kam es nur ein einziges Mal, dass man einem Mann die Decke gab: in der Gruppe, der ich angehörte, nie. Wenn die Gruppe länger beisammen geblieben wäre, hätte ich viel mehr erreichen können und vielleicht auch bald Menschen gefunden, die zu entscheidenden Taten bereit gewesen wären. Doch die ständigen Verschiebungen, Trennungen und Ausfälle machten es praktisch unmöglich, den Widerstand auf der untersten Ebene zu organisieren. Nur höhere Offiziere konnten in der Widerstandsbewegung wirklich etwas tun.

Erzwungene Gotteslästerung

Sehr bald, wir mussten nur die Grundzüge des Marschierens erlernt haben, kam es zur Vereidigung. Es ist mir völlig unverständlich, wie Leute in Deutschland, die ernstgenommen werden wollen, über einen solchen Gegenstand langatmige Kontroversen führen können. Dass es im österreichischen Bundesheer Leute gibt, die das gescheiterte Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 als Verletzung des „Fahneneides“ verurteilen, ist ein bedauerliches Armutszeugnis, das auf Debilität, Gemeinheit oder Verrücktheit schließen lässt. Eine Zeugenschaft Gottes kann nicht für Verbrechen angerufen werden und daher war der „Fahneneid“⁴³ gegenüber dem NS-Regime nicht nur ungültig, sondern eine Gotteslästerung. Nur wer vergisst, dass man den Namen Gottes nicht eitel nennen darf, kann solchen Firlefanz ernst nehmen. Allerdings ist das zweite Gebot ein jüdischer Grundsatz, und der arische Gott, der bei dem Fahneneid ange-



Abbildung 5: Vereidigung in Freistadt (Daim steht in der ersten Reihe als zweiter von links)

rufen wurde, hatte offenbar auch nichts gegen Massenmorde. Nur ging er mich wieder nichts an, umso weniger, als ich einen erzwungenen Eid schon gar nicht ernst nehmen kann.

Ich hob bei der vorgesehenen Gelegenheit zwar die Hand, um nicht ins KZ zu kommen, aber ich sagte kein Wort. Der Kommandeur hielt dazu eine Rede flankiert von 3,7 cm PAK. Er erklärte, dass die Menschen sich bei besonderen Gelegenheiten – so wie diese es jetzt eben sei – auf das berufen, was sie für das Höchste halten: Gott, Vorsehung oder etwas Ähnliches. Vorsehung war ein Führervokabel. Hitler war von der Vorsehung ausersehen, das deutsche Volk aufzunorden und zum „Herren der Erde“ zu machen; erst in seinen letzten Reden tauchte der Allmächtige auf und zur Zeit unserer Vereidigung war es noch weit bis zu seinen letzten Reden, der „Allmächtige“ war noch nicht aus der weltanschaulichen Mottenkiste geholt worden. So blieb die Vorsehung. Da aber in der Eidesformel nach der Tradition Gott genannt wurde, musste unser sauberer Kommandeur ihn in seinen Vortrag einbauen. Wer einen solchen Eid verteidigt, meint nichts als seine eigene Unfähigkeit, sich zumindest innerlich gegen eine unverschämte, frivol-verbrecherische Autorität durchzusetzen.

Ein wesentliches Merkmal des deutschen Heeres war der Sing-Sang, der uns natürlich auch nicht erspart blieb. Da wir nun einmal Panzerjäger waren, mussten wir das Panzerjägerlied lernen, das sich mit Recht nur geringer Beliebtheit erfreute, denn Text und Melodie hatte sich ein Einfaltspinsel während eines Tiefs seiner Produktivität abgerungen, wobei man ihm noch zugutehalten musste, dass die 3,7 cm PAK ihn nicht sonderlich inspirieren konnte. Das infantile Gestammel erreichte im Refrain den absoluten Höhepunkt: „Achtung Panzerjäger, Feuer frei, überall und immer sind wir mit dabei!“ Ich hielt das nicht für unbedingt notwendig. Wir lernten aber auch andere Lieder, die populär wurden und damit den Stand der deutschen Kultur anzeigten. Vergleicht man Landsknechtlieder, alte Armeemärsche und Volkslieder mit diesen Dummheiten, dann zeigt sich die Problematik allen Fortschritts.

*„Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein
Und das heißt Erika.
Heiß von hunderttausend kleinen Bienenlein
Wird umschwärmt, Erika.*

*Denn ihr Herz ist voller Süßigkeit,
Zarter Duft entströmt dem Blütenkleid.
Auf der Heide blüht ein kleines Blümelein
Und das heißt Erika. [...] ¹⁴*

Man sieht, hinter dem überkompensierten deutschen Forschungsplaner schlug ein butterweiches sentimentales Herz. Aber es gab noch andere Lieder, „Monika“ oder die Hymne an den „Westerwald“, über dessen Höhen pausenlos der Wind so kalt pfeift, oder auch:

*„In Sans souci, am Mühlenberg,
Da steht ein altes Haus,
Dort schauen schon des Morgens früh
Zwei schöne Mädchen raus.
Die eine heißt Veronika,
Die andere Marie,
:/Zwei Mädchen wie Milch und Blut,
Der Stolz der Kompanie. :/[...] ¹⁵*

Eines war geradezu pikant, es schillerte förmlich vor „deutscher Erotik“. Dabei war der Anfang gar nicht schlecht, aber der Text ging rasch in kompletten Blödsinn über.

- 1. Wir lagen vor Madagaskar
Und hatten die Pest an Bord
In den Kesseln, da faulte das Wasser
Und täglich ging einer über Bord
:/Ahoi, ahoi, Kameraden, ahoi, ahoi!
Leb wohl, kleines Mädel, leb wohl, leb wohl!/:*
- 2. Ja, wenn das Schifferklavier an Bord ertönt
Dann sind die Matrosen so still, ja so still
Weil ein jeder nach seiner Heimat sich sehnt
Die er gerne einmal wiedersehen will. ¹⁶*

Und dann kam der geistvolle Zusatz:

*„In Honolulu, im Land der Amazonen
und auf Samoa ist alles gleich,
Da geh'n die kleinen Mädchen
zum Tanze in das Städtchen
ohne Hemd und ohne Höschen, mit einem Feigenblatt.“*

Und jetzt gab es zwei Varianten; entweder: „da biste platt!“ oder: „eine Schweinerei!“

Diese Nachsätze waren überhaupt recht aufschlussreich. Zu dem Lied „Die Blauen Dragoner“¹⁷ hatten die beiden Nazis in meiner Gruppe diesen Refrain gedichtet, womit sie die eigenen Todeswünsche gegenüber den Juden entsprechend kundtaten. Ich konnte nichts dagegen unternehmen.

*„Die Juden zieh‘n dahin, daher
Sie ziehen durch das Rote Meer,
Die Wellen schlagen zu,
Die Welt hat Ruh“*

Unerklärlicherweise verirrte sich in dieses Repertoire ein Lied, das dazu und zu dem ganzen Militär passte, als hätte es ein Gegner eingeschmuggelt. Unsere Führer, denen es bei den musikalischen Ergüssen auf die Lautstärke und nicht auf den Text ankam, merkten nichts:

1. *„Wilde Gesellen vom Sturmwind durchweht,
Fürsten in Lumpen und Loden,
ziehn wir dahin bis das Herze uns steht,
ehrlos bis unter den Boden.
Fidel Gewand in farbiger Pracht
trefft keinen Zeisig ihr bunter,
ob uns auch Speier und Spötter verlacht,
Uns geht die Sonne nicht unter.*
2. *Ziehn wir dahin durch Braus und durch Brand,
klopfen bei Veit und Velten.
Huldiges Herze und helfende Hand
sind ja so selten, so selten.
Weiter uns wirbelnd auf staubiger Straß
immer nur hurtig und munter;
Ob uns der eigene Bruder vergaß,
uns geht die Sonne nicht unter.*
3. *Aber da draußen am Wegesrand,
dort bei dem König der Dornen.
Klingen die Fiedeln ins weite Land,
klagen dem Herrn unser Carmen.
Und der Gekrönte sendet im Tau*

*tröstende Tränen herunter.
Fort geht die Fahrt durch den wilden Verhau,
Uns geht die Sonne nicht unter.*

4. *Bleibt auch dereinst das Herz uns stehn
Niemand wird Tränen uns weinen.
Leis wird der Sturmwind sein Klagelied wehn
trüber die Sonne wird scheinen.
Aus ist ein Leben voll farbiger Pracht,
zügellos drüber und drunter.
Speier und Spötter; ihr habt uns verlacht,
Uns geht die Sonne nicht unter.* ⁴¹⁸

Irgendjemand behauptete, dass der Kommandeur dieses Lied gerne höre, vielleicht hatte er eine jugendbewegte Vergangenheit. Jedenfalls sangen wir es jedes Mal, wenn wir an seiner Wohnung in der Stadt vorüberzogen, wobei er hie und da auf uns herabzuschauen geruhte. Da ich meiner Größe wegen in der Spitzengruppe war, konnte ich, wenn „Ein Lied!“, befohlen wurde, dieses Lied vorschlagen und mich dabei noch auf die Vorliebe des Kommandeurs berufen. Das ging jedoch nur eine Weile gut, dann siegte die nazistische Reaktion, die wieder zur „Erika“ oder dem pfeifenden Westerwaldwind, wenn nicht zu dem Samoafeigenblatt zurückkehrte.

Freistadt, das wir bei solchen Ausmärschen und später auch beim Ausgang kennenlernten, ist eine schöne alte Stadt mit einer Stadtmauer, einem großen Marktplatz und engen Gässchen. Sie beherbergte unter anderem – und es existiert immer noch – das Hotel Deim, das vor allem von Offizieren besucht wurde; die einfachen Soldaten mieden es, um sich nicht dem Vorwurf auszusetzen, sie hätten zu wenig stramm geschaut und seien damit „unangenehm aufgefallen“. Einmal fragte mich ein Leutnant, ob ich mit diesen Deims verwandt sei. Ich verneinte, obwohl es wohl eine entfernte Verwandtschaft gab, denn er stellte sich sicher vor, ich würde bei den Leuten intervenieren, sie sollten ihm Essen ohne Marken geben. In Freistadt gibt es übrigens auch Hiedlers, Hüttlers und andere mit Hitler verwandte Namen. Die Leute können nichts dafür.

Wir machten im Laufe der weiteren Ausbildung Bekanntschaft mit dem MG 34, diesem Wunderwerk deutscher Technik, das ständig Ladehemmungen hatte. Erst später lernten die deutschen Ingenieure von den

Russen, wie man Maschinengewehre baut, die auch dann funktionieren, wenn einmal ein Sandkorn in den Mechanismus gerät. Wir lernten auch den Karabiner 98k auseinander zu nehmen, zu schmieren, zu fetten und ihn dann beim Gewehrappell herzuzeigen. Dabei stellte sich heraus, dass es ein glatter Zufall war, ob die Vorgesetzten mit dem Zustand des Karabiners zufrieden waren oder nicht. Die Ruhe, das Gewehr einfach wegzulegen, wenn man zurückgeschickt worden war, um es nachzureinigen, hatte ich nicht. Manchmal gab es für die „Aufgefallenen“ Nachexerzieren, wobei das Gewehr dann wieder von oben bis unten schmutzig wurde.

Die schlimmste Waffenausbildung war aber die an der PAK, nicht der Unterricht über die Funktion und die Bezeichnung der Einzelteile, sondern das Exerzieren mit dem Geschütz. Das Ding wog etwa 350 kg und lief auf zwei Gummirädern. Bei geschlossenen Holmen konnte man Gurte anhängen, die zwei Mann um Hals und Brust legen mussten. Diese beiden nahmen links und rechts von den Holmen Aufstellung, der eine Mann hob mit der rechten, der andere mit der linken Hand an je einem Griff die Holme hoch, und dann konnten sie die PAK ziehen. Es gab auch die Möglichkeit, den Vorgang des Hebens und Ziehens dadurch zu „verschönern“, dass man die beiden Mann mit der noch freien Hand je einen Kasten Munition schleppen ließ und wenn sie dann noch Gasmasken aufsetzen und das Geschütz durch einen abgeholzten Wald ziehen mussten, dann war das Maximum an Quälerei erreicht. Man sage nicht, der abgeholzte Wald sei eine Übertreibung. In der Nähe von Freistadt gab es ihn und die Stümpfe und Wurzeln waren ein wunderbares Exerzierfeld für die PAK. Wir durchquerten ihn kilometerweit und die Gasmasken nahmen uns die Luft. Und dann wurde noch „Gesang“ befohlen und die Herren Ausbilder, die leichten Fußes einherschritten, hielten die Hände muschelartig an die Ohren und riefen: „Ich höre nichts!“

Man stopfte zwar regelmäßig einen Radiergummi zwischen Wange und Maskenrand, damit nicht vorgesehene Luft hereinkam, aber ich war doch manchmal dem Umfallen nahe, trotz meiner recht guten sportlichen Ausbildung. Manchmal mussten wir die PAK am Straßenrand in der Nähe von Bauernhäusern in Stellung bringen, sie tarnen und auf Panzer lauern, die Gott sei Dank nicht kamen. Dafür kamen Bäuerinnen heraus und gaben uns Most und Brot, wobei sie die Ausbilder meistens übersahen. Der Herr Gefreite Brust wurde darüber einmal

so wütend – er war aus Norddeutschland und wurde schon wegen seines Dialektes als „Piefke“ von den Bauern abgelehnt –, dass er uns wie verrückt herum zu hetzen begann. Als ich in einer Pause mit der Bäuerin geredet und er auch einen Most bekommen hatte, strahlte er wieder und wir machten nach der Tarnung bis zum Heimfahren keinen Handgriff mehr. Bei den Geländeübungen ohne PAK kam es manchmal zu ähnlichen Solidaritätserklärungen der Zivilbevölkerung.

Nahe dem Barackenlager gab es ein Feld, wo wir das Robben übten. Darunter war zu verstehen, dass man auf dem Bauch lag, sich mit den Ellbogen vorwärts schob und das Gewehr so mit beiden Händen vor sich hielt, dass es nicht schmutzig wurde. Es kam vor, dass Bauern neben diesem Feld oder auf ihren Wagen oben auf der Straße stehen blieben und laut zu schimpfen begannen: „So machen sie es auch mit unsern Kindern.“ Die Ausbilder schrien: „Fahren Sie weiter!“ Die Bauern waren aber nicht in ihrer Gewalt und begannen noch lauter zu schimpfen. Das hatte tatsächlich wiederholt Erfolg. Das Gebrüll und der Sadismus mäßigten sich.

Bei diesen Übungen war der Wasserkopf der angenehmste Lehrer. Wenn er uns erklärte, wie man ein Gewehr hinter einem Baum besonders geschickt hervorstehen lassen konnte, ohne selbst gesehen zu werden, fragten wir ihn scheinheilig, ob er denn das auch in Russland schon gemacht hätte. Er begann sofort von seinen Heldentaten zu erzählen und wir sahen ehrfurchtsvoll und voll Bewunderung zu ihm empor, denn das war weniger anstrengend als das Herumkriechen. Unser rheinländischer Uffz ließ uns einmal, als der Feldwebel und der Leutnant nicht in der Nähe waren, Brombeeren und Himbeeren pflücken und begann immer nur gottjämmerlich zu brüllen, wenn einer der beiden in die Nähe kam.

Eine besonders lebenswürdige Sache war der sogenannte „Maskenball“. Er gehörte auch zur Ausbildung, ohne dass freilich ein praktischer Sinn darin zuerkennen gewesen wäre. Während der Nachtruhe erhob sich plötzlich ein wildes Geschrei, Gepfeife und Getue. Wir mussten aus den Betten springen und uns in wahnsinniger Eile anziehen, wobei unsere Vorgesetzten dabei standen und schrien: „Ihr seid noch nicht fertig? Ihr seid noch nicht draußen?“ Und was dergleichen sinnige Fragen mehr waren; sie gebärdeten sich wie Irre. Wir liefen hin und her, bis wir endlich in Uniform vor der Baracke standen; und hatte einer etwas vergessen, dann hieß es wieder hinein und wieder heraus,

aber nun in anderer Ausrüstung. So war man nicht einmal im Schlaf sicher. Dabei erklärte man uns mit wegwerfenden Handbewegungen, das sei alles noch gar nichts gegenüber der Ausbildung im sogenannten 100.000-Mann-Heer. Da hätte man manchmal mit der Zahnbürste das Klosett „schrubben“ müssen, doch das gäbe es ja nicht mehr.

Die sadistischen Narreteien der Deutschen Wehrmacht waren also keineswegs eine Errungenschaft Hitlers; er konnte sich auf manche Tradition stützen. Man darf aber auch nicht etwa glauben, dass plötzliche humane Erwägungen dazu geführt hätten, die Sache mit den Zahnbürsten aufzugeben. Mitnichten. Die deutsche Zahnbürstenproduktion war gedrosselt worden, und da man doch gewisse Hemmungen hatte, den Soldaten zuzumuten, mit derselben Zahnbürste Locus und Zähne zu putzen, kam man davon ab und stellte für den Locus geeignetere Instrumente bei. Manchen Feldwebeln merkte man die Enttäuschung darüber stark an, aber im Hinblick auf den „Existenzkampf des deutschen Volkes“ und für das „Tausendjährige Reich“ konnte man schon einmal ein Opfer auf sich nehmen. Im Übrigen brauchte man als Rekrut ohnehin zwei Zahnbürsten. Die eine zum Zähneputzen und die andere als Dekorationsstück für den „Spindappell“. Nur musste man dafür sorgen, dass die Zahnbürste bei der Besichtigung nass war und so aussah, als sei sie doch benützt worden. Die wirklich benützte Zahnbürste konnte man bei dieser Gelegenheit nicht vorweisen, denn von der Zahnpaste bleiben unweigerlich Spuren in den Borsten, und es gehörte nun einmal zum Leitbild der Deutschen Wehrmacht, dass man auch nicht die kleinsten Reste von Zahnpaste auf einer Zahnbürste sehen durfte. Ebenso war es mit dem Kamm und ähnlichen Gebrauchsgegenständen. Ich musste um solche Duplikate nach Hause schreiben, ohne dass ich den wahren Grund hätte angeben können, und zu Hause sahen sie mit der Naivität von Zivilisten nicht ein, wozu ich sie nötig haben könnte. Natürlich wussten auch die Ausbilder, dass sie beschwindelt wurden, aber jeder tat so, als ob er glaubte, dass die Dekorationsstücke auch benützt würden. Womit wir einen weiteren Grundsatz der inneren Stärke der deutschen Armee kennen lernten: „Außen hui, innen pfui!“

Große Kraft gaben mir die Briefe, die ich während dieses Martyriums bekam. Meine Freunde von der Pfarrjugend schrieben oft mit lebensgefährlicher Offenheit. Einen davon, von meinem Freund Peter Hahn, habe ich noch: „Ich werde, je länger der Krieg dauert, immer fanati-

scher“ schrieb er. „Dieses Führerwort gilt auch für mich. Ich bin von den Nazis restlos bekehrt worden und habe auch meine letzten Zweifel abgelegt. Ich bin ihnen dankbar dafür. Mit einem dreifachen ‚Sieg Heil!‘ Du weißt für wen. Dein Leidensgefährte Peter“

Auch Mädchen der gleichen Gruppe schrieben mir, natürlich auch Schwester und Mutter. Die beiden kamen eines Tages nach Freistadt zu Besuch; sie übernachteten auf Sesseln in einem Wirtshaus, denn man konnte kein Zimmer bekommen. Wir gingen, wenn ich abends oder Sonntags frei hatte, – die jüdische Einführung der sonntäglichen Freizeit hatte sogar das NS-Regime beibehalten – auf Seitenwegen spazieren, da ich Begegnungen mit Vorgesetzten auf ein Mindestmaß beschränken wollte. Die beiden Frauen hatten sich am Eingang des Lagers angemeldet und mit Entsetzen müde, hatschende Krieger vorbei wanken gesehen, die nach einer wüsten „Schleiferei“ ihr Abendessen holten. Der Uffz sagte bedauernd: „Uns tun die Burschen ja auch leid, aber wir müssen sie in ihrem eigenen Interesse so hernehmen.“ Wie schön ist es doch, wenn man für sein sadistisches Boot einen so schönen moralischen Außenbordmotor hat. Sie fuhren, wenig erbaut über den inneren und äußeren Zustand, in dem sie mich gefunden hatten, eine Woche später wieder nach Wien zurück.

Eines schönen Tages wurde ich, als man geeignete Leute für einen Offizierslehrgang aussuchte, von verschiedenen Vorgesetzten näher betrachtet, wozu die Tatsache beitrug, dass ich einer der wenigen war, der eine richtige Matura hatte. Zu meinem Bedauern – ich wollte ja an eine verantwortliche Position – fand man jedoch, dass ich ein eher unterdurchschnittlicher Soldat im Sinne des Leitbildes der Armee war, was ich gar nicht als eine Fehleinschätzung hinstellen möchte.

Messbesuch

Ich hatte mich, sobald es ging, bei Herrn Leutnant König gemeldet und ihn gebeten, mich sonntags in die Messe gehen zu lassen. Er hatte mich von oben bis unten gemessen und versprochen, sich die Sache zu überlegen. Er brauchte sehr lange zu einer Entscheidung, denn ich hörte wochenlang nichts mehr darüber. Aber immerhin gab es Ausgang und ich konnte mit Geistlichen in Freistadt Verbindung aufnehmen. Dann ging ein Teil der Kompanie schon nach etwa sechs Wochen Ausbildungszeit nach Norwegen ab, wir übrigen marschierten am 26. September 1942 nach Zwettl und Döllersheim, wo sich ein Truppenübungsplatz befindet. Unsere Schuhe waren schon recht schlecht und die Socken nicht minder, so dass die mindestens 30 km Fußmarsch in einem Zug ihre Wirkung taten. Man verschonte uns dabei mit Gefechtsübungen, trotzdem fielen wir wie tot in die Betten, als wir in Döllersheim ankamen. Unsere Füße waren mit Blasen überdeckt.

Und jetzt – es war Sonntag, der 27. September 1942, zeitig in der Früh – da wir alle hundemüde waren, erinnerten sich unsere Herren Vorgesetzten, dass da jemand war, der einmal in die Messe hatte gehen wollte; der Kirchgang wurde uns freigestellt. Aber meine Saat war aufgegangen: Von den neun Leuten meiner Gruppe standen sieben mühevoll auf – die beiden Nazis waren isoliert. Von der übrigen Kompanie rafften sich nur ganz wenige auf. Der Gefreite Reiter führte uns geschlossen in die Kirche.

Im Stift lud man uns nach der Messe ein und gab uns ein gutes Essen. Als wir das dann in der Kompanie erzählten, ärgerten sich die Nazis meiner Gruppe gründlich. Dass ihre Gegner auch noch etwas zu essen bekamen und sie nicht, empfanden sie als tiefe Ungerechtigkeit der Vorsehung. Sie denunzierten mich als den Urheber dieses Affronts beim Spieß, der wegen des Essens, das in seinen Herrschaftsbereich gehörte, wütend wurde. Mich regte das nicht sonderlich auf, denn was sollte schon geschehen. Der Spieß ließ es denn auch nach Rückkehr vom Truppenübungsplatz nach Freistadt bei einem Gebrüll über die Ehrlosigkeit von Leuten, die sich von Pfaffen ausfüttern ließen, bewenden. Gegen die Logik dieser subtilen Ehrbegriffe war kein Kraut gewachsen, dafür wuchs aber sehr schnell Gras über die Sache, denn wir mussten aus den Baracken in die Kaserne übersiedeln und

das brachte eine so schöne Unordnung mit sich, sodass wir ein wenig Ruhe hatten. Die Kaserne war übrigens pikanter Weise nach Erzherzog Karl benannt, der Napoleon in der Schlacht bei Aspern schlug. Er hatte mit der Wehrmacht, die in der Kaserne hauste, wirklich nichts zu tun. Es schwirrten verschiedene Gerüchte herum, wir fassten richtige Uniformen, wurden feldmarschmäßig ausgerüstet und es hieß, wir kämen auf kurze Zeit nach Malatzka/Malacky, einem Dorf ganz im Westen der Slowakei.

Inzwischen machten wir noch eine Ausbildung an der 5 cm-PAK, die ebenso wenig eine Offenbarung der Waffentechnik war wie die 3,7 cm, aber mehr Lärm erzeugte und daher auf die russischen Panzersoldaten, wenn sie sich nicht Watte in die Ohren stopften, eher einen Eindruck machen konnte.

Am 16. Oktober 1942 besichtigte uns ein General, wie ich aus Briefen entnehme, die meine Familie von damals aufgehoben hat. An ihn selbst erinnere ich mich nicht, die Wirkung seiner Persönlichkeit scheint nicht besonders groß gewesen zu sein. Jedenfalls aber bedeutete die Besichtigung das Ende der Rekrutenzeit und es dauerte auch nicht lange, bis sich unser weiteres Schicksal entschied.

Am 27. Oktober 1942 mussten wir unsere neugefassten Ausrüstungsgegenstände plötzlich wieder abgeben und bekamen stattdessen Gebirgsjägeruniformen: Keilhosen und Schirmmützen, allerdings keine genagelten Schuhe. Am 28. Oktober 1942 empfangen wir Marschverpflegung für drei Tage und eine eiserne Ration; das sah nach Front und Heldentum aus. Schließlich verlud man uns mit den Rucksäcken und allem Drum und Dran in alte Waggons der deutschen Reichsbahn. Zu dem Großteil unserer Kompanie stieß noch eine Menge alter Soldaten, die schon an der Front gewesen waren. Natürlich fuhren wir nicht gleich los, damit die alte Weisheit der deutschen Armee „die Hälfte seines Lebens wartet der Soldat vergebens“ auch noch zu ihrem Recht kam; als sich der Zug in Bewegung setzte, hatte es sich herumgesprochen, dass es gegen Ostpreußen ging. Ich wäre lieber nach Malacky gekommen, aber ich war auch so tief erleichtert. Freistadt ist eine reizende kleine Stadt, aber ich weinte ihr damals keine Träne nach, und der Name bezeichnet auch heute noch die schlimmste Zeit meines Lebens. Dieser Abschnitt zumindest war überstanden.

Mörder meiner Jugend

Die Fahrt nach Norden zog sich in die Länge. Über die Tschechoslowakei ging es langsam und mit anscheinend unmotivierten Unterbrechungen bis Thorn/Toruń, wo wir am 30. Oktober ankamen, von dort nach Arys/Orzysz im Gebiet der Masurischen Seen, am Arys-See und in der Nähe des Spirdingsees.¹⁹ Dort sollten wir die nächsten drei Monate zubringen. Arys hatte nur wenige tausend Einwohner, dafür beherbergte es etwa 14.000 bis 20.000 Soldaten. Das war für die einen so schlimm wie für die anderen. An den Wänden von Klosetten, Baracken und Übungsbunkern stand hundertmal zu lesen: „Arys, du Mörder meiner Jugend.“

Die Zustände waren wirklich unerfreulich. Außer einigen wenigen neuzeitlichen Kasernenbauten gab es massenweise barackenartige Gebäude, ehemalige Ställe, wie wir vermuteten, die zur Aufnahme von Soldaten notdürftig zurechtgemacht worden waren. Eine solche Baracke hatte etwa drei saalartige Räume – darüber lag der Dachstuhl bloß – in welchen bis zu je 50 Soldaten untergebracht waren. Die Betten waren aus Eisen und dreistöckig, die Strohsäcke lagen auf Brettern. An den Enden der Baracken waren kleinere Räume, in welchen die Unteroffiziere hausten. Getrennt von den Wohnbaracken, in einer Entfernung von etwa 250 m gab es eigene Klosettbaracken, geradezu Klosetthallen. Wir werden noch sehen, was für Folgen dies im Winter hatte; neben einem Ort im Allgäu war die Gegend von Arys eine der kältesten Gegenden im gesamten „Großdeutschen Reich“.

Die Küchen waren ähnlich zentralisiert. Das Essen wurde mit gutem Grund allgemein als „Fraß“ bezeichnet. Es bestand fast ausschließlich aus würfelförmig geschnittenen und gekochten Rüben und einer dünnen Scheibe Fleisch. Goebbels hatte einmal gesagt: „Es ist aber immer nationalsozialistische Sitte gewesen, niemals im Zorn zu handeln; denn wir waren der Meinung, die Rache ist ein Gericht, das wird kalt genossen.“²⁰ Wir dachten an diesen Ausspruch, wenn wir unsere Rüben hunderte Meter weit getragen hatten und dann vor dem kalten Kochgeschirr saßen. Waschräume gab es keine, wir mussten uns im Freien am Brunnen waschen. In Freistadt hatten wir noch Schlösser vor den Spinden gehabt, hier nicht mehr. Die Folge war, dass wir die bereits gefassten eisernen Rationen in aller Ruhe aßen, da wir, nach dem Verbleib gefragt, immerhin sagen konnten, sie sei uns aus dem

unverschlossenen Spind gestohlen worden. Wer sie nicht selber aß, dem wurde sie wirklich gestohlen.

Da wir keine Rekruten mehr waren, ging es uns im Dienst besser als in Freistadt. Die Disziplin war lockerer und es muss auch eine regelrechte Widerstandsbewegung dort gegeben haben, was ich daraus schloss, dass einmal die Schreibstubenbaracke mit den „Wehrpässen“ angezündet, ein andermal ein Arzt, der die Leute rücksichtslos gesund schrieb, halb tot geschlagen, dann wieder eine Wehrmachtstreife in den Bach geworfen wurde und ähnliches mehr.

Mein erster Feldweibel in Arys war ein seltenes Menschenexemplar: ein „Sekundärösterreicher“. Er stammte aus Norddeutschland und hatte eine Kärntnerin geheiratet; seine Frau konnte Norddeutsche – mit Ausnahme ihres Mannes – nicht leiden und hetzte ihn gegen seine Landsleute auf. Er bevorzugte daher die Österreicher und benachteiligte vor allem seine engeren Landsleute. Als wir zu dritt zu ihm gingen und ihn baten, uns am Sonntag in die Messe gehen zu lassen, erlaubte er es uns allgemein mit dem Zusatz: „Und beten Sie für mich mit.“ In Arys war eine katholische Kirche, die ich zufällig entdeckt hatte. Als ich den Pfarrer besuchte, kam ich bei ihm mit verschiedenen Priestern und anderen Katholiken in Kontakt, wodurch ich mich nicht mehr so verloren fühlte. Der Pfarrer war ein alter, höchst sympathischer Ostpreuße, der die Nazis zum Teufel wünschte, die Polen gern hatte und mit seinem weißen Haar und seinem freundlichem Zuspruch mir gut in Erinnerung blieb.

Das Städtchen hatte einige Gasthäuser, die immer von Offizieren überfüllt waren und ein Kino. Ein zweites Kino gab es im Lager. Im Spätherbst war das alles trostlos, graue widerliche Baracken, verdrossene Gesichter, nichts als Soldaten und Vorgesetzte. Ich liebte die Nacht, weil sie diese „Landschaft“ verhüllte, und ich fand die Verdunkelung sehr sinnvoll, die uns vor dem Licht bewahrte.

Ich war noch nicht lange da, als ein Leutnant, dessen Befehle zwar hörbar waren, aber nie in Gebrüll ausarteten, der weiche Stiefel hatte und umgänglich war, mich kommen ließ und mich fragte, ob ich an einer Fahrerausbildung teilnehmen möchte, die für einige von uns möglich geworden sei. Ich sagte sofort dankbar zu, ich war bereit jeden Kurs zu machen, der sich nicht auf Waffen bezog. Jede Minute der Militärdienstzeit war ohnehin für das spätere Leben praktisch verloren. Ich hätte auch Näh- und Kochkurse gemacht.

Der Kurs fand in Berlin statt. Bereits als wir hinfuhren, war ich entschlossen, am Ende durchzufallen, denn wenn schon wegen des Gewehrreinigens ein derartiges Theater gemacht wurde, schien es mir besser, nicht zu einem Auto-„Appell“ antreten zu müssen. Aber das Autofahren würde ich trotzdem lernen, das wusste ich.

An einen von unserer kleinen Gruppe erinnere ich mich noch. Er war ein Maturant aus der Gegend von Znaim, hieß Dichtl, und fiel später in Russland. Er kam bei der Fahrerprüfung durch, ich nicht. Wir wurden in Döbritz, einem Vorort von Berlin, in Kasernen mit Zentralheizung und Parkettböden untergebracht, geradezu fürstlich im Vergleich zu Arys. Auch die vernünftigsten Dinge können einem beim Militär verleidet werden und der Fahrkurs machte keine Ausnahme. Aber das Autofahren – wir wurden an 3-Tonnen-Lastwagen ausgebildet – war relativ angenehm, es wurde selten gebrüllt und geschrien; niemand verlangte, dass man „zackig“ auf das Gaspedal stieg, und die Verkehrssicherheit ging sogar in der NS-Ära, die keinen hohen Wert auf Menschenleben setzte, dem Draufgängertum am Volant vor. Wahrscheinlich spielte dabei auch der Wert des Lastautos eine entscheidende Rolle.

Bei dieser Gelegenheit lernte ich Berlin kennen und die Berliner. Einmal hatte ich Ausgang und ging einen Weg zwischen Gärten entlang. Ein Feldweibel kam mir entgegen. Ich unterließ es, ihn zu grüßen, worauf er stehen blieb und zu brüllen anhub, was ich für ein „Scheißkerl“ sei, der sich unterstehe, einen Vorgesetzten nicht zu grüßen; er werde mich anzeigen. Ein alter Berliner, der sich auf einen Stock stützte, kam während dieser Szene auf demselben Weg an uns heran, blieb stehen und begann zu schimpfen: „So machen Sie es mit unsern Jungens.“ Es war wie in Freistadt. Der Feldweibel sagte noch ziemlich laut zu dem Alten: „Gehen Sie weiter!“ Der antwortete: „Man wird doch noch verschnaufen dürfen.“ Die Sache war ihm so peinlich, dass er sein Gebrüll fast bis zu einem Flüstern dämpfte und in diesem gemilderten Ton einen kleinen Vortrag von der unbedingten Notwendigkeit der Disziplin in der Truppe von den Besten gab. Ich ließ ihn über mich ergehen, sagte zu allem „Jawohl“ und war froh, dass er endlich von mir abließ, ohne das Soldbuch für eine Anzeige zu verlangen. Der Alte war über den Erfolg seiner Intervention sehr befriedigt.

Mörder meiner Jugend

Es gab auch Gebirgsjäger und Skijäger aus den österreichischen Alpenländern bei unserem Kurs. Sie hatten vom Urlaub ganze Büschel Edelweiß mitgebracht, wovon sie sich jeweils eines an die Mütze steckten. Sie erzählten, dass die Berliner Mädchen besonders „scharf“ auf solche Edelweißsternchen seien und für ein einziges schon gerne mit einem Soldaten ins Bett gingen. Die Mädchen fielen auf den Schwindel herein, dass ihr Edelweiß unter Lebensgefahr aus einer Felswand geholt worden sei. In Wirklichkeit hatten die Soldaten jeden Tag ein neues an der Mütze, und geholt hatten sie es von einem Gärtner, der Edelweiß in seinem Alpinum züchtete.

Ich hatte meinem Bruder nach Westfalen geschrieben, wo er sich im Arbeitsurlaub aufhielt, er solle auf ein paar Tage nach Berlin kommen, dass wir uns sehen und gemeinsam entfernte Verwandte meiner Schwägerin besuchen könnten. Mein Bruder kam, und wir trafen uns an dem Samstag, an dem ich, wie vorgesehen, bei der Prüfung durchfiel. Ich hatte über das Wochenende Urlaub und wir nahmen die Gele-



Abbildung 6: Mit Bruder Rudolf zu Besuch bei Verwandten in Potsdam, Herbst 1942

genheit wahr, Potsdam zu besichtigen. Wir hatten einen niederschmetternden Eindruck von diesem Zentrum deutscher Barbarei. Die Architektur des Schlosses Sanssouci war von mäßiger Qualität, etwa wie die kleineren Schlösser im österreichischen Marchfeld. Hätte nicht der „alte Fritz“ (Friedrich II. von Preußen), einer der politischen Ahnen Hitlers, mit seinen Windhunden dort gewohnt, kein Hahn hätte danach gekräht. Ein kultureller Mittelpunkt schien uns dieses Potsdam nicht gewesen zu sein, aber ein Denkmal der Vorbereitung auf allen Größenwahn des späteren Deutschland war es sicher. Mich schauderte und ich begriff, dass man alles darangesetzt hatte, eine Herrschaft Preußens über Deutschland zu verhindern. Dass es dann dem Sekundärpreußen Hitler gelungen war, sie doch an sich zu reißen, war umso schlimmer.

Wir kamen zu unseren Verwandten, die an sich nette Leute waren, aber doch ein „Führerbild“ an der Wand hängen hatten. Ich sah mich dazu veranlasst, in meinen Äußerungen vorsichtig zu werden und auch mein Bruder riskierte kein freies Wort. So aßen wir uns unter indifferenten Gesprächen ordentlich an, sagten schönen Dank und verabschiedeten uns wieder. Mein Bruder fuhr bald zurück nach Westfalen, wir ahnten beim Abschied, dass wir uns lange nicht mehr sehen würden. Erst zwei Jahre nach Kriegsende trafen wir uns wieder.

Bei der Rückkehr fand ich Arys unverändert. Als Neuigkeit gab es lediglich eine Ausbildung an der 7,5 cm PAK, der ersten in unserem Erfahrungsschatz, die imstande war, wirklich mit russischen Panzern fertig zu werden. Es war bereits empfindlich kalt, meist feucht und nebelig und die Kohlezuteilung war ebenso knapp wie das Essen. In mancher Nacht wurden Barackenteile abmontiert und als Heizmaterial versteckt. Bäume wurden gefällt und ins Lager gebracht, wobei die Wachen wegsahen, und bei unbewohnten Baracken mussten Wachen gestellt werden, um sie vor den fröstelnden Soldaten zu schützen. Das nächstliegende Heizmaterial waren die Bettbretter, die systematisch verbrannt wurden bis jeder nur noch jene drei Stück in seinem Bettgestell hatte, die unbedingt nötig waren, um den Strohsack zu halten. Als ein Oberzahlmeister eines Tages unserer Stube einen Besuch abstattete, um das Inventar zu zählen, bemerkte er zwei Soldaten, die gerade dabei waren, drei solche Bretter mit den Bajonetten zu zerkleinern. Er begann, wild gestikulierend etwas vom „Gut des Volkes“ zu schreien, das da „mutwillig zerstört“ werde. Sein Gebrüll gipfelte in

der Feststellung, dass die Bettbretter bezahlt werden müssten.

Wir standen alle beim Ofen und ließen uns nicht beeindrucken. Alle Soldaten in Arys waren gut bei Kasse, denn man bekam zwar Geld, aber es gab nichts zu kaufen und es wäre kein Problem gewesen, im Augenblick einige hundert Mark aufzutreiben. Als die zwei holzhackenden Soldaten den Zahlmeister scheinheilig nach dem Preis fragten, nannte er, wenn ich mich recht erinnere, 60 Pfennige, jedenfalls einen lächerlichen Betrag. Einer der „Landser“ nahm darauf einen 10-Mark-Schein aus der Tasche, legte ihn auf den Tisch und sagte: „Sie müssen uns nicht herausgeben, wir verheizen den Rest auch noch.“ Wir amüsierten uns sehr über die Aufregung des Zahlmeisters, mit der er die Unverschämtheit quittierte, und als er wieder etwas Luft hatte, fragte ein Gefreiter aus dem Hintergrund: „Herr Oberzahlmeister, was kostet eigentlich ein Spind?“ Diese Frechheit verschlug dem Zahlmeister die Rede und er lief zum Kompaniechef. Ein Mann aus der Schreibstube erzählte uns später, was dort geschah. Der Zahlmeister beschwerte sich in bewegten Worten über unsere Handlungsweise und forderte eine Intervention. Als er fertig war, fragte der Oberleutnant: „Apropos, Oberzahlmeister, was kostet eigentlich wirklich ein Spind?“ Da lief der arme Teufel wortlos davon.

Dieser Oberleutnant war uns eines Tages neu zugeteilt worden. Er war Reserveoffizier und hatte recht großspurige Allüren. Einmal hielt er uns einen Vortrag über seine Russlandeinsätze mit der 3,7 cm PAK. Bei dieser Gelegenheit erfuhren wir Näheres über die Technik, Panzer durch Lärm zu vertreiben, die übrigens eine alte germanische Tradition haben soll, die bereits Caesar beschreibt. Sein Putzer erzählte uns, er müsse, wenn der Oberleutnant abends seine Braut zu Besuch gehabt habe, am Morgen immer den Nachttopf mit benützten Präservativen ausleeren.

Einen neuen Leutnant hatten wir auch bekommen, der wohl ein Nazi war, aber eher einer von der harmlosen Sorte. Man erzählte sich, er habe in Russland einen Hoden verloren, doch sei er noch zeugungsfähig. Er verschaffte meiner Mutter eine ständige Unterstützung und mir einen Urlaub nach Wien. Damit hatte es eine besondere Bewandnis. Eines Tages wurde uns nämlich aufgetragen, eine Weihnachtsfeier vorzubereiten, Freiwillige dafür sollten sich melden, sie würden dann Weihnachtsurlaub erhalten. Da die Vorbereitungen außerdem während der Dienstzeit stattfinden sollten, meldete ich mich sofort

und erklärte, ich könne Lieder und Chöre einstudieren. Freilich verstand ich nicht mehr davon als jeder andere, der gerne zu Opern und Konzerten geht, aber nie aktiv in der Musik tätig war, doch durfte ich annehmen, dass unsere Vorgesetzten auch nichts davon verstünden. Ich studierte Chöre ein und dirigierte, dass einem Kapellmeister das Grausen gekommen wäre. Der Leutnant saß oft dabei und tat fachkundig, was er aber nicht war; also musste er mich immer loben. Meine sangesfreudige Gruppe genoss den Vorteil, bei dem schlechten Wetter zu Hause zu bleiben, also übten wir fleißig. Ich wieder trachtete möglichst viele christliche Weihnachtslieder in das Programm aufzunehmen. Auf Wunsch des Leutnants musste ich aber doch auch ein nazistisches Lied einstudieren: „Hohe Nacht der klaren Sterne“ von Hans Baumann, worin versucht wird, um die christliche Bedeutung des Weihnachtsfestes herumzukommen und ein Mutterfest daraus zu machen.

Bei diesen Vorbereitungen für das Weihnachtsfest kam ich einem Mann näher, der aus der Untersteiermark stammte, Mlaker hieß, und früher im jugoslawischen Staatsorchester Violine gespielt hatte. Er war ein begeisterter Musiker. Als er eines Tages mit einem Zivilisten ins Gespräch kam und erzählte, dass er keine Geige habe, für das Weihnachtsfest aber eine brauchen würde, besorgte der Zivilist ihm eine, wahrscheinlich aus lauter Freude, einmal einen netten Soldaten kennengelernt zu haben. Leider hatte die Geige nur drei Saiten; die d-Saite fehlte, aber Mlaker griff einfach die g-Saite höher. Er übte auch noch einige Solo-Stücke ein. Ich freundete mich mit ihm an, und wir führten lange Gespräche. Obwohl er aus dem Grenzland zwischen Österreich und Jugoslawien kam, hegte er keinerlei Aggressionen gegen Serben oder Kroaten und war kein Nationalist.

An einen anderen unter meinen Sängern erinnere ich mich auch: Er war aus dem Wiener Bezirk Floridsdorf und erzählte immer, er habe eine Hure im Abonnement. Immer wenn er in Wien sei, brauche er sie nur anzurufen; sie mache ihm als einem Soldaten einen besonders günstigen Preis und er fände das sehr nett von ihr. Er war Sozialist und die Nazis gingen ihm auf die Nerven; auf diese Art hatten wir doch etwas Gemeinsames.

Das Weihnachtsfest war schließlich herangekommen. Ein Gärtner aus Wien hatte die Tische in der Küchenbaracke mit Girlanden aus Tannenreisig geschmückt und dazwischen Kerzen in einfachen Stän-

dern aus Draht aufgestellt. Es gab gutes Essen und unsere Darbietungen waren auch nicht schlecht. Der Oberleutnant redete von Frieden und anderen schönen Dingen und sang dann auch später, als er schon einiges getrunken hatte, ein sentimentales Lied aus einer Operette von Franz Lehár. Mlaker war, kurz bevor wir uns der Kompanie präsentierten, auch die c-Saite seiner Geige gerissen, so dass er auf zwei Saiten spielen musste. Er brachte auch das fertig und ich konnte mit zwei anderen am nächsten Tag nach Hause fahren.

Ich hatte insgesamt fünf Tage Urlaub, allerdings war die Fahrzeit inbegriffen, so dass mir höchstens 15 Stunden in Wien bleiben konnten. Ich erfuhr, dass der Fronturlaubers-Express Richtung Wien überfüllt war und 20 Stunden Verspätung hatte. Ich versuchte daher, ihm mit gewöhnlichen Personenzügen vorzufahren, und kam so spät abends nach Thorn/Toruń. Man hatte mich in Arys/Orzysz am Tage vor Urlaubsantritt weggelassen und so hatte ich etwas Zeit gewonnen. Ich aß am Bahnhof eine dicke Suppe und ging dann durch die Stadt. Ich kam vor ein Haus, dessen Stil ich für echte, alte Gotik hielt, und da ich es mir gerne auch innen anschauen wollte, klopfte ich an. Es war schon 9 oder 1/2 10 Uhr abends. Eine vielleicht 35 oder 40-jährige Preußin öffnete mir und ich bat sie, mit einer Entschuldigung für die späte Stunde, das Haus besichtigen zu dürfen. Einem Soldaten im Krieg, der nicht weiß, wie lange er noch zu leben haben wird, verweigert man auch ungewöhnliche Bitten nicht; die Frau ließ mich freundlich ein. Sie führte mich in einen großen Raum und bat mich, meinen Namen mit einem Federkiel in ein Gästebuch einzuschreiben. Das war etwas mühevoll, denn ich hatte noch nie mit einem Federkiel geschrieben. Dann zeigte mir die Frau das Haus, das sie offenbar allein bewohnte. An den Wänden standen auf gotischen Konsolen wundervolle Plastiken. Die Frau erklärte mir, dass es sich zumeist um bäuerliche Schnitzereien aus den Masuren handelt. Ich war besonders von einer Figur fasziniert und fragte, ob sie verkäuflich sei; ich weiß heute nicht mehr, ob es eine Madonna oder ein heiliger Johannes war. Sie lachte und sagte: „Sie haben einen guten Geschmack, die Figur ist von Veit Stoß.“ Die Frau führte mich schließlich in eine niedrige Dachstube. Gotische Gewölberippen, spitz zusammenlaufend, trugen die Decke; der Raum hatte ein gotisches Fenster und ein gotisches Bett stand darin, allerdings ohne Matratze. Die Atmosphäre begeisterte mich und ich sprach bewundernd darüber. Die Frau fragte: „Wissen Sie, wer hier

gewohnt hat?“ Ich verneinte, und sie sagte lächelnd: „Kopernikus“. Ich war tief beeindruckt, und da ich sah, dass sich die Frau darüber freute, wagte ich eine Bitte. „Ich fahre erst morgen früh weiter. Würden Sie mich in diesem Bett schlafen lassen?“ Sie ging darauf ein, brachte mir ein paar Decken und so lag ich denn während einer kalten Nacht im Bett des Kopernikus, unter gotischen Bögen, auf einer Decke, mein Gepäck unter dem Kopf und mit mehreren Decken zugedeckt. Ich wollte Wissenschaftler werden und gedachte mir Kraft zu holen aus dem Bewusstsein, eine kurze Zeit in dem Wohnraum jenes Mannes gelebt zu haben, von dem das Wort Nietzsches gilt, dass von ihm an „der Mensch ins X“ rolle.²²

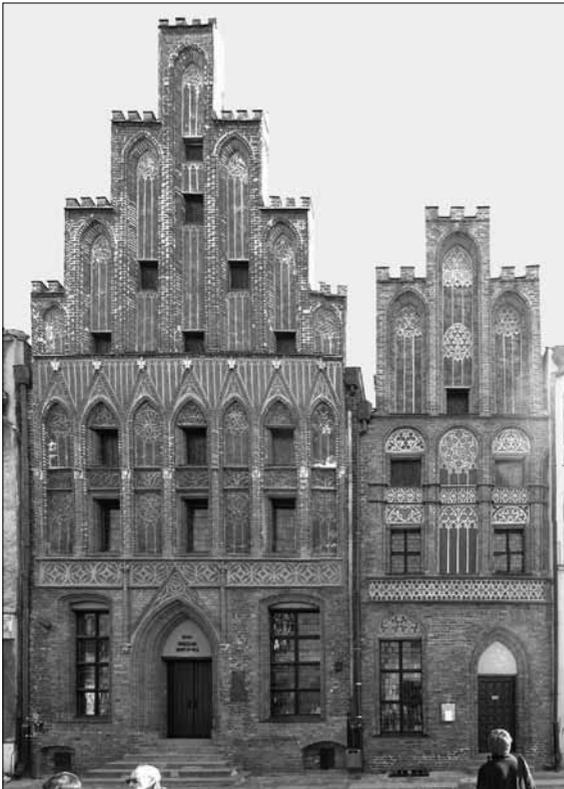


Abbildung 7: Kopernikus-Haus in Thorn/Toruń

Mörder meiner Jugend

Ich schlief auf den harten Brettern aber nicht sehr gut und stand zeitig am Morgen auf. Die Frau, die im unteren Stock schlief, wurde wach und sperrte mir das Tor auf, um mich hinauszulassen. Ich fuhr nach Posen/Poznań weiter, schließlich nach Breslau/Wrocław. Dort kaufte ich ein Schachspiel und zwei Lampen für meine Mutter in Wien. In Breslau bestieg ich dann den „Fronturlauber“, der bis zum Bersten voll war. Auf der Gasmaskenbüchse sitzend kam ich schließlich nach Wien; es war eine quälende Fahrt. Natürlich taten meine Verwandten und Freunde in Wien alles, um mir die 15 Stunden so angenehm wie möglich zu machen. Der Abschied fiel uns schwer. Von Wien ging der Fronturlauberzug richtig ab und ich musste bis Arys nur einmal umsteigen.

Flachlandskifahren

Der Winter war in voller Härte ausgebrochen. Es lag Schnee und die Temperaturen sanken bis unter 30 Grad minus. Wir wurden auf dem flachen Land im Schilanglauf ausgebildet. Über die Schuhe wurden „Überschuhe“ aus Leinen, Riemen und Holzsohlen gezogen; das hielt warm, obwohl es recht fragwürdig aussah. Die Bindung war der finnischen Mausefallen-Bindung für Langlauf ähnlich und wir lernten, wie man sich unter möglicher Schonung der Kräfte mit Skiern in der Ebene fortbewegt.

Daneben machten wir auch eine Ausbildung an der 7,5 cm PAK mit, die wesentlich angenehmer war als die an der 3,7 cm, denn sie war so schwer, dass nur sieben Mann sie etwas bewegen konnten. Sie hatte außer je einem Rad links und rechts noch ein drittes Rad an den Spitzen der Holme. Beim Exerzieren wurde vor allem dieses dritte Rad abgenommen, und die Holme von je einem Mann in Spreizstellung auseinander gerissen, während sich hinter dem Schild der Schütze 1 (der Zielschütze) und der Schütze 2 (der Ladeschütze) zu verstecken hatten. Der eine lud, während der andere das Rohr in die entsprechende Lage brachte. Mlaker spielte einmal den Schützen 2. Bei dem Kommando, die Holme zu schließen, geriet er mit der Spitze des rechten Zeigefingers in einen Eisenspalt, der durch das Öffnen der Holme entstand. Der Spalt schloss sich und sein Zeigefinger war weggequetscht. Er kam sofort in den Lazarettbunker, wo man ihm das erste Glied des Zeigefingers amputierte, für einen Geiger kein kleiner Verlust. Aber er sollte seinen Finger ohnehin nicht mehr lange brauchen. Ich besuchte ihn täglich. Wir konnten uns in Ruhe unterhalten, er hatte auch etwas zu essen übrig, und die Baracke war gut geheizt. Ich hatte einige Bücher aus Wien mitgebracht und er bat mich, sie ihm zu leihen. So brachte ich ihm von Otto Weininger „Geschlecht und Charakter“²³, von Ludwig Klages „Die Grundlagen der Charakterkunde“²⁴ und von Hegel „Die Phänomenologie des Geistes“²⁵. Im selben Zimmer lag auch ein merkwürdiger Mensch, der mit allen Einzelheiten erzählte, dass er ein Verhältnis mit einem Zwitter habe, der allerdings mehr Frau als Mann sei. Als Mlaker die Bücher gelesen hatte, trug ich sie in unsere Wohnbaracke zurück. Dabei rief mich ein Offizier mit schwäbischem Akzent an, obwohl ich ihn „ordentlich“ begrüßt hatte. Er befahl mir, ihm die Bücher zu zeigen, was ich mit einem peinlichen

Gefühl tat, denn Weininger war Jude und das konnte für mich unangenehm werden. Prompt fragte der schwäbische Oberleutnant, nachdem er an Klages und Hegel nichts auszusetzen gefunden hatte, bei Weininger „Ischt das nicht ein Edelkommunist?“. Ich stellte mich dumm und tat so, als hätte ich keine Ahnung. Er beharrte aber: „Ischt a Jud!“ Darauf sah er mein Soldbuch an und befahl mir, mich bei meinem Oberleutnant zu melden und diesem das Buch zu übergeben. Mir blieb nichts anderes übrig, als dem Befehl zu folgen. Der Oberleutnant nahm das Buch an sich. Nach einigen Tagen ließ er mich rufen und fragte mich, ob ich denn glaube, was da in dem Buch stehe. Ich sagte, ich glaube nur, was in der Bibel stehe. Dass ich damit „Mein Kampf“ auch unter die Bücher einreihete, an die ich nicht absolut glaubte, übersah er und sagte: „Ich bin kein aktiver Offizier und Sie dürfen mich nicht für einen Trottel halten.“ Ich hakte sofort ein: „Ich würde Sie selbst dann nicht für einen Trottel halten, wenn Sie ein aktiver Offizier wären.“ Damit hatte ich ihn indirekt auf seine immanente Behauptung festgelegt, dass die aktiven Offiziere Trottel seien, was ihn mir gegenüber psychologisch in Nachteil brachte. Es hätte doch unangenehm für ihn sein können, wenn ich das Gespräch publik gemacht hätte, obwohl ihm natürlich freigestanden wäre, es abzustreiten. Er wurde leutselig und erklärte mir, dass er die Frau weit höher bewerte als Weininger, wobei ich dann an die Präservative denken musste, von denen sein Putzer erzählt hatte. Schließlich erklärte er mir, er werde das Buch lesen und die Entscheidung, was damit zu geschehen habe, dem Kommandeur, den ich übrigens noch nie gesehen hatte, überlassen müssen.

Ich wartete einige Zeit. Offenbar lasen nicht nur er und der Kommandeur das Buch, sondern auch eine Reihe anderer Offiziere, die alle prüften, wieweit in dem Buch arischer oder jüdischer Geist vorhanden sei. Schließlich wurde ich wieder zum Chef gerufen. Der Kommandeur hatte also entschieden und ich sah das Buch schon auf einem Scheiterhaufen von antinazistischer Literatur verbrennen. Der Oberleutnant, der gescheite Reserveoffizier, teilte mir aber stattdessen ein wahrhaft salomonisches Urteil des Bataillonskommandeurs mit: Ich hätte das Buch im Beisein meines Zugführers, eines Feldwebels, und eines Unteroffiziers einzupacken und nach Hause zu schicken, worüber der Feldwebel Meldung an den Kompaniechef zu machen hatte. Das war nun nach Nazigesinnung ein glatter Hohn, da man, statt den

„jüdischen Geist“ an der Wurzel zu packen und zu erdrosseln, ihm noch Gelegenheit gab, die „Heimfront“ zu zersetzen. Als mir der Oberleutnant diese Eröffnung machte, unterdrückte ich ein Feixen und tat niedergeschlagen und bedrückt. Als ich in die Stube zurückkam, fragten mich alle Antinazis, was los gewesen sei. Es gab ein entsprechendes Gelächter und ich packte vor Feldwebel und Unteroffizier, die sich sehr komisch vorkamen, und recht grimmig dreinschauten, um sich das Lachen zu verbeißen, schließlich das Buch ein.

In dieser Zeit war es bereits sehr kalt. Einige Mann der Stubenbelegschaft hatten Blasenkatarrh, und es war natürlich sehr unangenehm, nachts aufzustehen, um zu der 250 m weit entfernten Klosettbaracke zu gehen, nachdem man sich ganz angezogen hatte, um 20 oder 30 Grad Kälte auf dem Weg auszuhalten. Daher war es nicht zu verwundern, dass man am Morgen gefrorenen Harn und eissteife Kothaufen vor den Barackentüren vorfand. Es folgte der mit einer Drohung garnierte Befehl, solche Dinge künftig zu unterlassen, sonst müsste die Belegschaft der Stube, vor der sich solche Dinge fänden, nachexerzieren oder „Strafwache schieben“. Am Tag nach dem Befehl gab es tatsächlich keine Kothaufen vor den Türen der drei Mannschaftsstuben, dafür türmten sie sich vor den Unteroffiziersstuben. Darauf reagierte die Kompanieführung überhaupt nicht mehr, so dass schließlich die alten Gepflogenheiten wieder einrissen und die Haufen auf dem kürzesten Weg wieder dorthin gelangten, wo sie vorher auch immer waren. Der Stubendienst hackte sie jeweils weg.

Als ich Mlaker wieder einmal besuchte, erzählte er mir, dass unser Leutnant ihn sehr bedauert habe, weil er sein Fingerglied in Arys verloren habe: im Frontgebiet hätte er für diese Verletzung das bronzene Verwundetenabzeichen erhalten. Diese kleinen Einblicke in die geistige Kapazität unseres Offizierskorps trugen zu unserer Erheiterung bei, auch wenn es sonst immer weniger zu lachen gab. Unsere abendlichen Diskussionen bekamen schließlich einen düsteren Akzent. Im Jänner 1943 neigte sich die Schlacht um Stalingrad dem Ende zu. Fasziniert von der Idee, dass die Stadt mit dem Namen Stalins zu Fall gebracht werden müsse, hatte Hitler die Truppen nicht zurückgezogen. Er hatte zwar in einer Rede erklärt, dass er diese Stadt nicht etwa deshalb angreife, weil sie den Namen „Stalin“ trage, aber seinem raffinierten Gespür für propagandistische Wirkungen musste sie, ebenso wie für Stalin, ein Symbol sein. Stalin erzwang die Wendung des Krieges.

Wir hörten die letzten Verlautbarungen über Stalingrad, schließlich die Meldung von der Kapitulation. Die 6. Armee, zum größten Teil aus Österreichern bestehend, war geopfert worden. Der Mythos von der Unschlagbarkeit der Deutschen Wehrmacht war zusammengebrochen, wir sahen das Ende des Zweiten Weltkrieges kommen. Wir waren nicht darüber betrübt, dass Deutschland dabei war, den Krieg zu verlieren, aber wir sahen mit tiefem Ernst den schweren Zeiten entgegen, die uns bevorstanden.

Der Plan meiner Rekrutenzeit, Offizier zu werden, um an einem verantwortungsvollen Posten den Nazis schaden zu können, war überholt; damit war nun kaum mehr etwas zu erreichen. Es galt zu überleben, und für das Nachher, das noch ganz im Dunkel lag, Kräfte zu sammeln. Ich nahm mir vor, Studienurlaub anzustreben, aber das erwies sich für Psychologie als aussichtslos. Medizin zu inskribieren, hatte ich keine Gelegenheit mehr.

Goebbels und Göring sprachen bzw. brüllten Blödsinn über Stalingrad. Göring erklärte etwa, indem er wohl an die Spartaner dachte: „Das Gesetz befahl so“ und definierte das Gesetz als „das Gesetz der Ehre“ – typisch für den sekundärfeudalen Reichsjägermeister – und „das Gesetz der Pflicht“, von dem er recht wenig verstand.

Der Abtransport an die Front setzte ein. Unsere Ausrüstung dafür wurde Anfang Februar vervollständigt. Wir bekamen dicke Mäntel, Pullover und Überhandschuhe. Man hatte im Führungsstab der Wehrmacht bereits bemerkt, dass der Winter in Russland kalt ist. Immerhin eine bemerkenswert rasche Auffassungsgabe. Allerdings musste erst eine ganze Reihe von Soldaten erfrieren.

Wir durften nicht mehr schreiben. Aber ein Freund, der nicht nach Russland abging, borgte mir seinen Absender und ich konnte noch einen Brief nach Hause schicken. Ich erwartete, dass die Fahrt an die Front etwa 14 Tage dauern würde, so dass uns der Winter nicht mehr allzu viel anhaben würde. Alles wartete. Die Priester hielten jeden Tag eine Messe. Eines Tages wurde ohne vorherige Ankündigung statt einer Massenbeichte ein allgemeines Reuebekenntnis abgelegt und eine Generalabsolution erteilt. Als wir danach zurückkamen, fragte mich ein Unteroffizier, was denn da los gewesen sei. Als ich es ihm sagte, geriet er außer sich. Er lief wie gehetzt auf und ab wiederholte immerzu: „Das wäre eine Gelegenheit gewesen, da hätte ich nicht beichten brauchen, das wäre eine Gelegenheit gewesen.“ Er war

schon ein alter Frontsoldat. Als ich ihm den Rat gab, doch einfach zu einem Priester beichten zu gehen, erwiderte er immer noch höchst erregt: „Aber ich traue mich nicht, ich traue mich nicht.“ Ich drang in ihn, er solle mir doch erzählen, um was es ginge. Es stellte sich heraus, er hatte in Russland einen Zivilisten getötet. Bei der Besetzung eines Dorfes hatte er in einem Bauernhof auf einen Zivilisten angelegt, der Mann war vor ihm niedergefallen, hatte geweint und gebettelt, ihn doch am Leben zu lassen, aber der Mann, der nun so aufgeregt auf und ab lief, hatte abgedrückt. Ohne Grund, ohne Gefahr, ohne Sinn, aus reiner Lust am Töten. Obwohl ich ihm lange zuredete, fand er nicht die Kraft zur Beichte. Er kam zu einer Jägerkompanie und fiel sechs oder sieben Wochen später.

Wir fassten wieder eiserne Rationen aus. Es gelang mir, mich zweimal anzustellen. Ich aß die zweite Ration sofort auf. Es war Fisch in der Dose. Mir war, als äße ich ein Henkersmahl. Mlaker kam nach mir an die Front. Seine Mutter schrieb später, er sei schon beim Aussteigen aus dem Zug in einen Geschosshagel gekommen, den er nicht überlebte. Die Musik verlor einen Geiger, eine Mutter verlor ihren Sohn. Er ist umsonst gestorben.

Wie die Löwen

Diesmal wurden wir in geschlossene Viehwaggons verladen; zu 50 Mann samt je einem vollgestopften Rucksack. In diesem mehr als gedrängten Zustand transportierte man uns nach Lyck/Elk und dann nach Bialystok, also durch den nördlichen Teil Polens. Eines Morgens, es war der 9. oder 10. Februar 1943, blieben wir, nachdem wir im Zug sehr schlecht geschlafen hatten, auf der Strecke stehen, für etwa eine halbe Stunde, wie uns angekündigt wurde. Wir durften aussteigen und uns die Füße vertreten. Gleich neben der Bahn, vielleicht 100 Meter weit entfernt, war ein Dorf und wir nahmen dankbar die Gelegenheit wahr, uns endlich wieder einmal zu waschen. Alles machte sich mit Handtuch und Seife auf den Weg.

Ich hatte mich während der Fahrt mit einem Soldaten angefreundet, der, wenn ich mich recht erinnere, aus Südwestdeutschland stammte. Er war ein stiller melancholischer Mensch, der zumeist mit traurigen Augen und leicht nach vorne geneigtem Kopf vor sich hinsah. Seine Bewegungen waren müde und machten den Eindruck der Hoffnungslosigkeit. Sein Vater war Sozialist und hatte ihm frühzeitig Remarques Roman „Im Westen nichts Neues“²⁶ zu lesen gegeben. Er sagte mir einmal: „Ich habe mir nie Illusionen über das Militär gemacht; und alles, was ich erlebt habe, war nichts als eine Bestätigung dessen, was ich ohnehin schon wusste.“

Mit diesem Soldaten ging ich die Straße entlang und klopfte an eine Haustüre. Ein gerade gewachsener, aber kleiner Mann machte uns auf; er hatte Breeches an, zu denen er statt der Stiefel Hausschuhe trug, über sein leichtes Hemd hatte er Hosenträger gezogen. Ich bat ihn höflich um eine Schüssel Wasser, in welcher wir uns waschen könnten. Er sprach sehr gut Deutsch und brachte uns auch Seife und ein Handtuch. Ich bat ihn, nicht ungehalten über die Störung zu sein, und Verständnis für unsere Lage zu haben. Seife und Handtuch nahmen wir nicht an, weil wir damit selber versorgt waren und ihm derartige Kostbarkeiten nicht schmälern wollten. Der Pole war einen solchen Ton von deutschen Soldaten nicht gewöhnt, er wurde sehr freundlich, fast herzlich, wenn auch in seinem Verhalten tiefe Resignation mitschwang. Er sagte: „Ich merke an Ihrer Sprache, dass Sie aus Österreich kommen. Sehen Sie, es ist furchtbar. Im Ort ist die Gestapo. Sie haben alles zu essen und zu trinken. Sie haben unsere Frauen. Ich war

ein polnischer Offizier – Oberleutnant – was sollen wir tun?“ Offenbar wollte er von mir hören, dass ein Widerstand gerechtfertigt sei. Ich antwortete: „Was Sie tun können, weiß ich nicht, das muss Ihrer Entscheidung überlassen bleiben. Wir selbst wissen auch nicht, was wir tun sollen. Das Wichtigste ist, scheint mir, dass wir alle überleben. Überleben, ohne ein Verbrechen begangen zu haben.“

Einen Augenblick spielte ich mit dem Gedanken, einfach in diesem Dorf bei den Polen unterzutauchen. Aber ich sprach nicht polnisch. Man würde mich sofort gesucht haben und ich hätte nicht weit kommen können, keinesfalls bis zur russischen Front, die damals noch hunderte Kilometer entfernt war. Die Chancen waren zu gering. Ich suchte nach einer freundlichen Geste, mit der ich dem Polen mein Verständnis beweisen konnte. Vielleicht würde es ihm etwas bedeuten, wenn ein Angehöriger jener Armee, die sein Volk wie den letzten Dreck behandelte und ihn persönlich deklassierte, seinen militärischen Rang anerkannte, vielleicht würde es ihm helfen, auch unter den Unterdrückern menschlich zu unterscheiden. Ich legte ihm die Hand auf die Schulter sagte: „Seien Sie vorsichtig, Oberleutnant, ich bin aus Wien und kann Sie gut verstehen. Und er da ist aus Deutschland und auch er versteht Sie. Aber es gibt Leute, die nur scheinbar freundlich sind und Sie ans Messer liefern würden. Vielleicht überleben wir es beide.“

Der Zug pfiiff, ich gab ihm die Hand. „Leben Sie wohl, Oberleutnant.“ Er sah mich traurig, aber freundlich an: „Auf Wiedersehen!“ Konnte es ein Wiedersehen geben? Er sah aus, als sei er zum Kampf entschlossen. Wird er sich an einen jungen Soldaten erinnern, auf dem Weg nach Bialystok, dem er Wasser zum Waschen gab? Während wir zu unserem Zug zurückgingen, war uns schwer ums Herz. Ich sagte zu meinem Freund: „Wenn uns die einmal allesamt so behandeln wie sie jetzt behandelt werden, dann geht es uns schlecht. Aber was sollen wir tun?“ Er nickte bekümmert. Die Welt erschien uns fürchterlich.

Wider Erwarten schnell ging es weiter. Auf dem großen Bahnhof der im Norden Weißrusslands liegenden Stadt Witebsk/Viciebsk blieben wir längere Zeit stehen und ich hatte Muße, russisches Elend in mich aufzunehmen. Kinder kamen zum Zug und bettelten um etwas zu essen; 13-jährige Mädchen boten sich für eine Tagesration Kommissbrot an. Es war fürchterlich, aber wohl nur für die, denen die Kinder Leid taten und die nichts hatten, um es ihnen zu geben. Ein Unter-

offizier dagegen, der offenbar zur Bahnhofswache gehörte, machte sich ein Vergnügen daraus, die Kinder anzuschreien und sie mit gezogener Pistole zu verjagen. Es war widerlich, wie er sich geschwellt von seiner Macht, vor uns jungen Soldaten aufspielte. Ich rief aus dem Waggon hinunter: „Vielleicht geht das Ding noch einmal wirklich los und Du triffst so ein Kind, dafür bekommst du dann sicher einen Orden. Ist das Ritterkreuz gut genug?“ Er antwortete mir mit einem Seitenblick voll Verachtung.

Der Transport ging noch einmal weiter und erst in oder nach Nevel, am späten Abend des gleichen Tages, wurden wir ausgeladen. Ein brüllender Spieß nahm uns in Empfang, man hätte glauben können, dass eine neue Rekrutenzeit ausgebrochen sei. Aber es blieb das einzige Mal, dass ich den Spieß der 5. Panzerjägerkompanie des 8. Jägerbataillons brüllen hörte. Er war ein Westfale, und an diesem ersten Abend unserer Bekanntschaft hatte er wohl zu viel getrunken oder er wollte sich bei den „Neuen“ Respekt verschaffen. Wir marschierten zwei Stunden in die eisige Nacht hinein, dann waren wir in einem finsternen Dorf angekommen, wo ich mit acht anderen Ersatzleuten für die Panzerjäger in einem Russenhaus untergebracht wurde. Es war ein Blockhaus und eine Petroleumlampe flackerte in der Mitte des einzigen Raumes. Wir schliefen zum ersten Mal auf russischem Boden, auf Brettern, durch die man die Erde nicht spürte, aber in Russland, diesem Land, weit wie das Meer, das ich lieben lernte, wie eine große Mutter, die jedes Gefühl in eine Unendlichkeit verfließen lässt und zum Schlafen einlädt, nach dessen Grenzenlosigkeit ich mich später sehnte wie nach einem größeren Zuhause.

Die Kompanie stand nicht an der Front, sondern etliche Kilometer zurückgenommen in einer sogenannten Ruhestellung. Sie war bei Welikije Luki eingesetzt gewesen. Sechs Geschütze von den neun, die sie besaß, waren in den dortigen Kessel mit Lastenseglern eingeflogen worden, und eines davon hatte 20, ein anderes fast ebenso viele russische Panzer abgeschossen, aber die Geschützmannschaften waren tot oder gefangen und die Geschütze verloren. So verfügte die Kompanie nur noch über drei Geschütze, aber schon wieder über neun Bedienungsmannschaften. Zwei Züge waren demnach ohne Geschütze, besaßen jedoch die dazugehörigen Zugmaschinen, da die verlorenen sechs Geschütze ohne ihre „Protzen“ in den Kessel eingeflogen worden waren. Spitteler, der Kommandeur des 8. Jägerbataillons, den zu

Gesicht zu bekommen ich zunächst nicht die Ehre hatte, obwohl ich viel von ihm hörte, betrachtete die beiden geschützlosen Züge als eine besondere Art von Bataillonsreserve. Dabei war ein Jägerbataillon überhaupt etwas Besonderes; seine normale Ausrüstung bestand aus zahlreichen Maschinenpistolen, Granatwerfern und neun Geschützen 7,5 cm PAK, das entsprach eher der Ausstattung eines Regiments; es war speziell für den Wintereinsatz trainiert und unterstand als Spezialeinheit nicht einer Division. Meistens wurde es rasch von einem Ort zum andern geschickt und als „Feuerlöscher“ eingesetzt.

Die drei übrig gebliebenen Geschütze dienten in der Ruhestellung zu neuerlichem Training. Außerdem sah der Dienstplan täglich zwei Stunden „Entlausung“ vor, die wir kurz nach unserer Ankunft auch bereits alle sehr nützlich fanden. Natürlich gab es auch Gewehrreinen; sonst aber war Ruhe. Das Dorf, in dem wir untergebracht waren, bestand aus etwa 20 bis 30 Holzblockhäusern mit je einer Sauna. Der Schnee lag hoch, aber in den Häusern mit den großen Öfen, auf denen die Russen mit ihren Familien zu schlafen pflegten, war es warm. In unserem Quartier hing an einer Wand eine Landkarte von Russland an die Wand. Der Russe, dem das Haus offenbar gehörte, ein Mann in mittleren Jahren, mit Pelzstiefeln und Gummiüberzügen darüber, betrachtete sie mit Ruhe und sagte dann zu mir: „Russland ist sehr groß!“

Sein Blick ruhte dabei auf jenen Teilen des Landes, die nie mit deutschen Truppen in Berührung gekommen waren. Er dachte wohl an jene Armeen, denen die Weite zum Verhängnis geworden war, und man konnte diesen dünnen Worten entnehmen, dass er offenbar alles andere, nur nicht den deutschen Sieg wünschte. Das war mein erstes Gespräch mit einem Russen; die Sehnsucht der Zivilbevölkerung nach einer Befreiung durch die Deutschen schien mir danach nicht so groß zu sein, wie immer behauptet wurde. Ich schwieg und sah den Russen nur vielsagend an.

Die Kompanie bestand zum größten Teil aus Westfalen und Rheinländern recht gemischter menschlicher Qualitäten. Die acht Mann, die zugleich mit mir als Ersatz gekommen waren, stammten aus Österreich. Es zeigte sich bald, dass die Österreicher nicht leicht zu behandeln waren und daher schlecht behandelt wurden. Vor uns waren schon aus anderen Teilen „Großdeutschlands“ Ersatzgruppen nachgekommen, aber die Österreicher machten das größte Kopfzerbrechen. Um uns zu neutralisieren, wurden wir nach eini-

gen Tagen einzeln auf verschiedene Geschützmannschaften aufgeteilt.

Meine neue Mannschaft unterstand einem Unteroffizier – hier hieß das „Oberjäger“ – der pseudointellektuell war und besonders geschickt redete. Kurze Zeit nach meiner Ankunft in diesem Dorf hatte ich ein glückliches Missgeschick. Ein Eckzahn mit einer Goldkrone brach mir ab, als ich das ach so knusprige Kommissbrot aß. Ich steckte die Krone mit dem Zahn in die Tasche und meldete mich beim Sanitäter. Der schrieb für mich und einen zweiten Soldaten, der ebenfalls einen Zahnschaden hatte, eine Anweisung für ein Zahnambulatorium in einem Luftwaffenlazarett in Nevel. Das Dorf, in dem wir lagen, war etwa 8 bis 15 km von Nevel, in nördlicher oder nordöstlicher Richtung entfernt. Um den 25. Februar 1943 herum fuhren wir also in einem der bäuerlichen Pferdeschlitten, die nur aus Holz ohne einen einzigen Nagel gebaut waren und einen guten Handwerkstil zeigten, tief in Decken vergraben mit einem Russen nach Nevel. Diese Fahrt über das fast ebene Land genoss ich. Die kleinen Steppenpferdchen liefen was sie konnten, und wir glitten ganz knapp über dem glitzernden Schnee dahin in einer weißen, sonnenüberstrahlten Grenzenlosigkeit ohnegleichen. Der Russe vorne im Pelz, die Pferde und der Schlitten als Mittelpunkt dieser Situation, bildeten eine stilistische Einheit, die kulturelles Gewicht besaß. Wir kamen in Nevel an, sagten dem Russen schönen Dank – er hatte auch irgendetwas in der Stadt zu tun – und sahen uns um. Ich habe nur wenige Eindrücke davon behalten, ein eigentümliches gebuckeltes Pflaster und ein Haus, in dem wir uns einen dummen Film ansahen, der dort von der kulturellen Soldatenbetreuung gezeigt wurde. Es war eine kitschige Liebesgeschichte mit Marika Rökk und Wolf Albach-Retty; aber in der Not frisst der Teufel Fliegen.

Von Nevel nach Witebsk führte eine sogenannte Rollbahn – eine breite Straße quer durch das Land. An dieser Straße lag Lobok, wo sich das Luftwaffenlazarett mit dem Zahnarzt befand. Wir ließen uns von einem der vielen Autos, die da fuhren, nach Lobok mitnehmen, und quartierten uns in einem außergewöhnlich sauber gehaltenen Bauernhaus ein. In der Nähe wohnte ein russischer Arzt, dessen Haus eine Veranda hatte, und der, als ich einmal bei ihm eintrat, um Kontakt mit ihm aufzunehmen, eine Fischspeise aß. Er lud mich dazu ein, doch lehnte ich ab, weil er selbst wohl kaum genug zu essen hatte.

Wir zwei „Patienten“ hatten es gut. Um nicht dauernd das Gewehr herumschleppen zu müssen, hatte ich mir von einem Mann meiner Kompanie eine Pistole geborgt und bewegte mich daher recht frei. Nur jeden zweiten Tag wurden wir zur Behandlung bestellt und in der Zwischenzeit hatten wir nichts zu tun. Der Zahnarzt machte mir einen Stifzahn mit einer Porzellankrone und das dauerte eine Weile. Mein Kamerad allerdings war früher fertig und ich blieb allein zurück. Da ich mich langweilte und Witebsk, die nächstgelegene größere Stadt, mich interessierte, fuhr ich mit einem Auto hin, obwohl ich keine Erlaubnis dazu hatte und eine Anzeige wegen „unerlaubter Entfernung von der Truppe“ riskierte. Ich stellte fest, dass Witebsk eine Stadt von beträchtlichen Ausmaßen war. In den Außenbezirken fand ich ganze Häuserzeilen ausgebrannt. Die Grundmauern standen noch und an ihnen hingen hoch in der Luft blecherne Öfen, die das Feuer überstanden hatten. In einer besseren und weniger zerstörten Gegend sah ich ein Haus, vor dem Soldaten vielleicht hundert Meter weit in Viererreihen Schlange standen. Ich dachte, es gäbe etwas Besonderes zu kaufen und fragte, worauf sie denn da warteten. Sie grinsten und einer erklärte mir: „Das ist ein Puff!“ Ich fragte, ob es in Witebsk sonst noch etwas zu sehen gäbe und sie zeigten mir ein Haus in der Nähe, in dem ein Fronttheater spielte. Ich ging hin und kam gerade noch zum Ende einer Filmvorführung zurecht. Viktor de Kowa zog einen Waffenrock an und machte damit deutlich, wie sehr ein Uniformschneider einen Menschen vermännlichen kann. Irgendwo wurde ein Lied gesungen, in dem die Verszeilen vorkamen:

*„Wer die Heimat liebt so wie du und ich,
kann in fremdem Land nicht glücklich sein.
Wer die Heimat liebt so wie du und ich,
braucht die Heimat, um glücklich zu sein.“*

Ich dachte an die vor dem Puff wartenden Soldaten und verglich dieses Bild mit dem sentimental Lied. In dem sich öffnenden Zwiespalt zwischen Illusion und Wirklichkeit zeigte sich die „deutsche Treue“ als einer der größten und unverschämtesten Schwindelbegriffe, die jemals im Selbstbild einer Gruppe eine Rolle gespielt haben. Nach dem Film traten vier Mädchen auf, deren einzig bemerkenswertes Charakteristikum die geringe Bekleidung war. Sie reckten

und dehnten sich in einer Art Tanz und zeigten dabei ihre Schenkel. Die Geschichte war mir bald zu blöd und ich ging hinaus. Es war gegen Abend und ich musste mir eine Unterkunft suchen. Beim Bahnhof war eine Übernachtungsstelle, in die ich mich einschwindelte, ohne das Soldbuch zu zeigen. Außerhalb des Schlafraumes warteten Soldaten auf ihre Züge. Sie wurden ständig von Wehrmachtstreifen kontrolliert, während ich mich auf einem Bett schlafend stellte. Am Morgen ging ich ziemlich nervös hinaus auf die Rollbahn, um mit irgendeinem Auto zurückzufahren; vor der Militärpolizei hatte ich Angst. Ein Russenbub von etwa acht Jahren ging den gleichen Weg. Er trug eine Tasche mit verschiedenen Lebensmitteln und begann fröhlich ein Gespräch. Seine Kleidung war schlecht, aber er hatte fast neue Pelzstiefelchen an, auf die er stolz sein mochte. Er sprach ganz gut Deutsch und plauderte herzlich von seiner Mutter, die ebenso wie seine Tante in einer Fabrik arbeitete, und dass er von irgendwo in Witebsk etwas zu essen habe holen müssen. Er wohnte in einem Dorf in der Nähe. Ich erzählte ihm, dass ich in Richtung Nevel müsste und ein Auto aufhalten würde, damit es mich mitnehme. Tatsächlich versuchte ich das auch einige Male. Aber zumeist fuhren die Wagen nicht weit genug und einige blieben gar nicht stehen. Der Bub war ebenso enttäuscht wie ich über meine vergeblichen Versuche; wir verstanden uns wunderbar. Als dann ein Kübelwagen wirklich stehen blieb, und der Fahrer sagte, er sei auf dem Weg nach Nevel, küsste ich den Buben zum Abschied ins Haar und schwang mich hinauf. Der Bub hüpfte begeistert herum, winkte mir lachend nach und rief immer wieder: „Maschinka! Maschinka!“ Das Auto fuhr fast ständig über 100 km auf der fast schnurgeraden, aber welligen Straße. Der Fahrer war schweigsam und wir wechselten kaum ein paar Worte. In Lobok ließ er mich aussteigen; ich atmete doch auf, dass alles glatt gegangen war. Nach ein paar weiteren Tagen bekam ich meine Porzellankrone und kehrte über Nevel zu meiner Einheit zurück.

Der Oberjäger meiner Gruppe stellte bedauernd fest, er habe mich als Schützen 4 einteilen müssen, da ich so lange Zeit beim Geschützexerzieren gefehlt habe. Wenn ich da gewesen wäre, hätte es sich vielleicht herausgestellt, dass „das Zeug zu einem Schützen 1“ in mir steckte. Ich teilte sein Bedauern nicht.

In der Nacht vom 11. auf den 12. März 1943 verließ das 8. Jägerbataillon einschließlich meiner Panzerjägerkompanie die Ruhestellung. Wir

fuhren in Richtung Nevel und gingen von dort zum Partisaneneinsatz im Dreieck von Nevel, Witebsk und Polazk (die alte Hauptstadt Weißrusslands), wobei wir zusammen mit anderen Jägerbataillonen in südlicher Richtung vorstießen. Diese Aktion sollte sich, zumindest was meine Einheit anging, als nicht sehr erfolgreich erweisen; wir bekamen erst gegen Schluss Partisanen zu Gesicht, vorher schien es gar keine zu geben.

Ich lernte bei diesem Einsatz einen Mann kennen, an den ich keine freundliche Erinnerung bewahre. Er führte unseren Zug, hatte den Dienstgrad eines Feldwebels und hieß Remold. Er war ein Leichtbis Fliegengewichtler, hatte einen kecken Blick, ein dünnes Bärtchen wie ein Stutzer aus dem Zwölferjahr und führte ein großes Maul. Von „Zivilberuf“ war er HJ-Bannführer, er stammte aus Westfalen. Unser Kompaniechef, ein Oberleutnant, der einige Zeit später versetzt wurde, war auch Westfale, aber schwerblütig, mit einem düster-belasteten Blick; er litt offenbar an seiner Verantwortung in diesem Kriege. Der Feldwebel jedoch hatte keinerlei Skrupel. Er hasste die Maturanten, da sie leichter Offizier werden konnten als er, obwohl er sie natürlich auch bewunderte. Seine Missgunst traf vor allem mich und noch einen anderen Maturanten aus meiner Gruppe, mit dem ich mich gut verstand. In einer Diskussion mit einem anderen, jedoch wesentlich normaleren Feldwebel vertrat er einmal die Meinung, er sei auf Grund seiner Stellung innerhalb der NSDAP berechtigt, einen Offizier zum Duell zu fordern; er glaubte also, infolge seines Ranges in der Partei gegenüber einem Offizier „satisfaktionsfähig“ zu sein. Die sekundärfeudale Haltung dieser Figur zeigte sich dabei besonders deutlich. Er holte mich oft zu sich, um sich mit mir „geistreich“ zu unterhalten. Das war gefährlich, denn dieser Musternazi hatte nichts anderes vor, als mich zu politischen Äußerungen zu provozieren, die gegen die offizielle Parteilinie verstießen. Ich trat daher besonders leise und ging geistig in Deckung. Andererseits vertrat ich aber doch offen die Ansicht, dass man die Zivilbevölkerung gut behandeln sollte. Ich begründete diese These wohl mit den daraus ableitbaren Vorteilen für „das Reich“, da ich dachte, dass den armen Bauern jeder Grund recht sein würde, aber das führte dennoch zum Ausbruch des latenten Konflikts.

Eines Abends, nachdem wir wieder einfach durch die Gegend gelatscht waren, ohne auch nur die Nasenspitze eines einzigen Partisanen zu sehen, rief mich Remold zu sich. Er hatte in einem Bauernhaus Quar-

tier genommen, in dem eine ältere Frau gerade Wäsche wusch. Wir saßen zu dritt bei Tisch, während die Frau ausgewundene Wäsche in den Trog legte. Dann nahm sie den Trog auf und trug ihn zur Türe. Ich hatte übersehen, wie sie sich bückte, so dass ich ihr die Last nicht mehr abnehmen konnte, dafür sprang ich jetzt wenigstens hin und machte ihr auf. Schon brüllte der „Bannführer“ auf und schrie mit rotem Kopf: „Daim, Sie haben kein Rassenbewusstsein!“ Ich antwortete recht widerborstig: „Nein, aber Anstand!“ Er schwieg, aber er sah mich mit einem Blick an, in dem ich las, dass ich einen Todfeind hatte, einen Feind wirklich auf Leben und Tod. Dabei stand ich ihm wehrlos gegenüber in dem Zweikampf, der da begann. Sein Hass wurde noch bestärkt, als er merkte, dass meine Gruppe plötzlich Eier, Kartoffel und sogar Hühner von den Russen geschenkt bekam, weil sich der Vorfall im Dorf herumgesprochen hatte. Ihm schenkte niemand ein Ei.

Bei unserem Marsch durch wunderschöne, im ersten Frühling stehende Wälder, kamen wir eines Tages an einen etwas größeren Bach, den man mit Autos nicht mehr überqueren konnte. Da keine Pioniere zur Hand waren, mussten die beiden geschützlosen Züge der 5. Panzerjägerkompanie eine kleine Brücke bauen. Sie war kein technisches Wunderwerk, aber sie hielt. Und als Major Spitteler höchstpersönlich angefahren kam und sie seinem offensichtlich etwas alkoholisiertem Schwung standhielt, sah er uns, die links und rechts seine Fahrt flankierten, strahlend an, reckte die rechte Hand zum Himmel und schrie: „Bravo Löwen!“ Das war mein erstes Zusammentreffen mit dem Leitlöwen.

Im Laufe unseres Vormarsches trafen wir auf ein Dorf, das die Bewohner knapp vor unserer Ankunft geräumt haben mussten. Es war leer bis auf ein paar verstörte Hühner, die gackernd herumirrten und eine willkommene Zielscheibe für Schießlüsterne abgaben. Da die Annahme nahe lag, dass die Insassen geflüchtet waren, weil sie mit den Partisanen gemeinsame Sache machten, wurde befohlen, das Dorf niederzubrennen. Die strohgedeckten Holzhäuser boten sich dazu förmlich an. Ich versuchte einem eifrig herumrennenden Leutnant klar zu machen, dass so ein Feuerwerk doch keinen Sinn hätte, aber da kam ich nicht durch, und Minuten später brannte alles lichterloh. Ich lief in die Häuser, um vielleicht ein paar Kunstgegenstände zu retten. In einem Haus erblickte ich eine Wand voll Ikonen. Ich riss die mir am wertvollsten erscheinende herunter, nahm sie aus dem Rahmen und stürzte durch

den Qualm ins Freie. Mein Gruppenführer sah mich mit dem Bild laufen und rief mich an, ich sollte ihm zeigen, was ich da hätte. Es war eine Madonna mit den drei Händen. Er sah die Ikone an und befahl mir, sie in die Flammen zu werfen. Ich tat so, als käme ich seinem Befehl nach, wickelte sie aber statt dessen in ein Handtuch, steckte sie unter meinen Rock und trug sie auf dem folgenden Marsch über 30 Kilometer zwischen Hemd und Rock. Am Abend nahm ich sie her-



Abbildung 8: Madonna mit den drei Händen

aus und betrachtete sie in Ruhe, wobei mich Remold beobachtete. Ich musste ihm den künstlerischen Wert der Sache erklären, während ich den Obergefreiten, der mir den Befehl zur Vernichtung gegeben hatte, auf uns zukommen sah. Remold tat sehr interessiert und sachverständig, und da er keine Ahnung hatte, nickte er beifällig zu allem, was ich sagte. Damit war der Obergefreite gezwungen, über meinen Ungehorsam hinwegzusehen und ich durfte das Bild nach Hause schicken. Ich wickelte es in einen alten Pullover und in ein kommunistisches Propagandaplakat, das ich irgendwo gefunden hatte und das die Siege der Roten Armee darstellte. Die Madonna mit den drei Händen hat nunmehr einen Ehrenplatz in meinem Hause. Ich habe sie anfänglich für Nowgoroder Schule gehalten, später erfuhr ich, dass sie koptischen Ursprungs ist. Der Eigentümer, wenn er davon erführe, würde es wohl lieber haben, dass sie in Wien hängt, bei einem, dem sie zwar nicht gehört, der sie aber verehrt und schätzt, als dass sie verbrannt wäre. Einige Tage später bezogen wir abends in einem Dorf Quartier. Es war fast schon Nacht und das Essen und eine Schnapszuteilung sollten noch aus einem anderen Ort geholt werden. Die Partisanen hatten wir noch nicht ganz vergessen und unsere Landkarten von diesem Gebiet waren recht unvollständig, jedenfalls aber zeigten sie, dass man ein noch nicht durchkämmtes Gebiet passieren musste, wo sie sein konnten. Remold bestimmte mich und den zweiten Maturanten, das Essen zu holen, und gab uns einen jungen Russen mit, den er samt einem Pferdewagen einfach irgendwo aus einem Haus geholt hatte. Der Russe konnte, ob er den Deutschen feindlich gesinnt war oder nicht, darüber keine Freude haben. Da wir beide nur Gewehre hatten, bat ich Remold, uns noch mit je einer Maschinenpistole auszurüsten, damit wir uns wehren könnten, falls wir auf Partisanen stießen. Obwohl es im Zug einige MP gab, verweigerte er sie uns. Offensichtlich hätte er auf das Essen gerne verzichtet, wenn er uns überhaupt nicht mehr oder zumindest nicht lebend wiedergesehen hätte. Wir hätten also, wenn die Partisanen uns erwischten, nicht die geringste Chance gehabt. Sollte der junge Russe mit ihnen Verbindung halten, konnte er uns sogar geradewegs in einen Hinterhalt führen. Daher war es das Beste, uns mit ihm gut zu stellen. Wir boten ihm Zigaretten und Bonbons an, waren freundlich und nett und zeigten ihm so offen es ging unsere persönliche Interesselosigkeit an diesem Krieg. Wir sahen aus der Karte, dass es ziemlich weit an einem Flussbett entlang

ging. Der Fluss war noch ganz vereist und wir fuhren auf dem Schnee, der auf der Eisdecke lag. Der Russe bog aber plötzlich, nach unserem Dafürhalten viel zu früh in einen Auwald mit dünnen Bäumchen ab, die sich im letzten Schimmer der Dämmerung gerade noch vom Himmel abhoben. Ich sagte zu meinem Kameraden, der neben mir auf dem Wagen lag, in österreichischem Dialekt, damit uns der Russe nicht verstand: „Entweder er führt uns den Partisanen entgegen oder er fährt uns um sie herum.“ Tatsächlich machten wir einen großen Bogen und kamen, ganz gegen unsere Karte wieder zu dem Flussbett zurück; nach einer Weile bogen wir nochmals ab und erreichten wohlbehalten unser Ziel. An einem großen Lagerfeuer wärmten wir uns, wozu wir auch den Russen einluden. Nach einer halben Stunde hatten wir dann aufgeladen und es ging auf neuerlichen Umwegen wieder zurück. Wir kamen gut bei unserer Einheit an, schenkten dem Russen eine Menge Bonbons und Brot, gaben ihm die Hand und dankten ihm herzlich für die Fahrt. Es sollte ihn nicht reuen, uns gerettet zu haben. Dann legten wir uns – es war dicke, dunkle Nacht – erleichtert nieder. In der Früh zeigte Remold deutlich, dass er sich nicht freute, uns wiederzusehen.

Er brüllte uns an, weil wir es verabsäumt hätten, ihm noch in der Nacht Meldung zu erstatten und beschimpfte uns für dieses unmilitärische (und daher eines Offiziers unwürdige) Verhalten. Ich versuchte ihm zu erklären, dass ich keinen Sinn darin gesehen hätte, ihn in der Nacht zu wecken, und dass die Posten ohnedies von unserer Rückkehr gewusst hätten. Meldung sei Meldung entgegnete er, und das Denken sollten wir, nach einer Weisung, die man uns schon in der Rekrutenzeit eingedrillt hatte, „den Pferden überlassen“, die „einen größeren Kopf“ hätten. Remolds Attacke gegen unser Leben war jedenfalls missglückt. Am Morgen ging es weiter und wir kamen in ein Dorf mit einem deutsch sprechenden Bürgermeister. Er sagte, er sei im Ersten Weltkrieg als Gefangener in Deutschland gewesen und kenne daher die Deutschen gut. Er versuchte, den Deutschen zu helfen, da er daran glaubte, dass sie eine gerechte Ordnung in Russland errichten wollten. Der arme Teufel tat mir leid; er saß hoffnungslos zwischen zwei Stühlen. Er verwechselte die Deutschen aus den Jahren 1914–18 mit denen aus den Jahren 1941–45. Damals war wenigstens noch eine formalchristliche Fassade dagewesen, jetzt zeigte sich die Barbarei bewusst und ohne Scham, aber nicht die naive Barbarei der alten Germanen,

sondern eine technisierte, die das Christentum kannte, und, um es zu verdrängen, die Hinterhältigkeit, die Brutalität und Aggressivität überspitzen musste. Er hielt diese Erscheinungen für Begleitumstände des Krieges; wenn es einmal zu einer Zivilverwaltung gekommen wäre, hätte er sie als Übergriffe untergeordneter Stellen betrachtet und dagegen protestiert, und er wäre dafür ebenso liquidiert worden wie er vermutlich später von den Sowjets wegen Kollaboration liquidiert worden ist. Ich hätte gerne mit ihm gesprochen und versucht, ihn von dieser geschäftigen Vorbereitung der eigenen Hinrichtung abzubringen. Wenn ich sah, wie er uns mit verzweifelterm Gesicht erklärte, dass er Mühe habe, seine Landsleute zur Zusammenarbeit mit den Deutschen zu bewegen, war ich tief erschüttert. Ich konnte aber nicht insgeheim mit ihm zusammentreffen, und ihm öffentlich zu widersprechen hätte ihm nicht geholfen und mich umgebracht.

An einem Waldrand, schon in der Gegend von Witebsk, fanden wir die Reste eines Dorfes, das eingeäschert worden war. Nur noch die gemauerten Rauchfänge ragten empor, die Holzwände waren verbrannt. Die Russen saßen mit ihren Bündeln dazwischen herum, Frauen, die in ihr Schicksal ergeben und melancholisch vor sich hinblickten, Kinder, die nichts begriffen und in der Asche spielten. Einen Teil ihrer Habe hatten sie in die typischen Erdkeller gerettet, die fast neben jedem Haus angelegt waren, mit einem holzgerahmten Einstieg. Einige unserer Leute begannen in diese Keller hinunterzuklettern und darin herumzuzschnüffeln. Es waren inzwischen auch von anderen Kompanien und von anderen Bataillonen Fahrzeuge hinzugekommen und ein Protzenfahrer, der nicht zu unserer Einheit gehörte, tat sich bei dieser Schatzsuche besonders hervor. Ein Keller war aufgebrochen und Stoffe und Frauenkleider lagen auf einem Haufen davor. Eine junge Russin bekannte sich zu ihrem Eigentum und stellte sich, lebhaft redend, mit ausgestreckten und abwehrenden Armen und Händen vor ihre Sachen. Der Protzenfahrer ging zu dem Haufen hin und zog Stück um Stück heraus, um es näher zu betrachten. Als er ein Halstuch fand, das ihm gefiel, sagte er: „Für meine Panjinka!“ Und die junge, hübsche Russin sagte, mit der Hoffnung, das andere behalten zu können, wenn sie das Tüchlein opferte: „Ja, für deine Panjinka, sie soll an mich denken!“ Ich drängte empört durch den Kreis, den die weniger zum Stehlen entschlossenen Soldaten gebildet hatten, um zu sehen, wie die Sache ausgehen werde. Sie glaubten, ich wollte

ihnen ein „packendes“ Beispiel geben, stattdessen schrie ich: „Schämt Ihr Euch nicht, diesen armen Leuten das Letzte zu nehmen! Stellt Euch vor, das passiert Eurer Familie!“ Und um nicht in den Geruch von Feindpropaganda und „Zersetzung der Wehrkraft“ zu kommen, setzte ich mit einigem Zögern hinzu: „Das ist eines deutschen Soldaten unwürdig!“ Jeder wusste, das war eine blöde Phrase, aber man war gewohnt, sich nach Phrasen zu richten und sie tat auch in diesem Fall ihre Wirkung. Der Kreis löste sich auf, der Protzenfahrer zog sich, allerdings mit dem Tüchlein zurück. Ich rief ihm nach: „Und was ist mit Dir?“ Er brummte nur und ließ sich nicht aufhalten. Die Russin machte mir Zeichen aufzuhören, und ich gab es auch auf, obwohl ich einen vollständigen Erfolg lieber gehabt hätte. Sie blickte mich dankbar an und wir sahen uns vielleicht zwei Sekunden lang in die Augen. Ich nickte ihr freundlich zu und ihr Blick überschattete sich mit einer stillen Trauer. Sie winkte mir zum Abschied und ich ging davon.

An einem Lagerfeuer saßen eine Menge Soldaten und plauderten fröhlich. In der Nähe hockten zwei gefangene Partisanen in Fesseln, die ersten, die ich sah; bewacht von zwei Ukrainern, die für die Deutschen arbeiteten. Die Gefangenen sahen stumpf vor sich hin und wenn jemand sie fragte, was sie tun wollten, sagten sie, sie würden gerne nach Deutschland zur Arbeit fahren. Aber sie rechneten offenbar mit ihrem Tod. Man hängte sie auch später, wie man mir erzählte, indem man die dünnen Birken am Waldrand niederbog, die Gefesselten an die Wipfel knüpfte und die Bäume dann zurückschnellen ließ. Ich habe es nicht gesehen und hätte ihnen auch nicht helfen können. Sogar ein gutes Wort wäre gefährlich gewesen. Remold hatte mein Manöver mit der Russin sehr wohl verstanden, doch konnte er nichts dagegen sagen, aber ein Schritt weiter und ich hätte verloren.

Ein paar Soldaten am Lagerfeuer sprachen davon, dass sie in einem Russenhaus in der Nähe eine junge, hübsche Russin gesehen hätten. Sie wollten sie haben. Einer der für die Deutschen spionierenden Ukrainer half ihnen, dem Mädchen den Kittel über den Kopf zu binden, dann zogen sie ihr Hose, Strümpfe und Schuhe aus und missbrauchten sie, acht Mann nacheinander.

„Führers Geburtstag“

In dem Duell mit Remold war mein Gegenstoß fällig. Er kam, doch alles endete unentschieden. Nach Abschluss der Partisanenjagd wurden wir in Witebsk zum direkten Fronteinsatz verladen, diesmal nur zu je 25 Mann in einem Viehwaggon. Dabei konnte ich noch etwas von der Stadt sehen. Dann ging es südlich, in den Raum von Kursk und von da marschierten wir nach vorne. Remold befahl mich während des Marsches neben sich und fragte mich aus. Er wollte etwas über Dollfuß hören. Dieser hatte zwar gegen den Geist, wenn auch nicht gegen den Buchstaben des österreichischen Gesetzes die gesamte Linksopposition ausgeschaltet und damit die österreichische Demokratie beseitigt, aber weder er, noch sein katholisch-diktatorischer Nachfolger Kurt Schuschnigg waren auch nur entfernt mit Hitler vergleichbar. Das Lager Wöllersdorf, in dem man während seiner Regierung böllerwerfende Nazis unterbrachte, war ein Sanatorium I. Klasse gegen die NS-KZ's und wäre Dollfuß am Leben geblieben und hätte nicht der spätfudale, blutleere Schuschnigg sein Amt übernommen, dem er dann nicht gewachsen war, hätte es militärischen Widerstand gegen den Nazismus gegeben; womit vielleicht rechtzeitig die große Chance der deutschen Widerstandsbewegung gekommen wäre, gegen Hitler mit dem Argument vorgehen zu können, er lasse gegen „Deutsche schießen“. Diese Meinung konnte ich Remold nicht wiedergeben, und so lavierte ich ziemlich großzügig zwischen den geschichtlichen Tatsachen, was nur deshalb gutging, weil er im Grunde ganz dumm war und von den Verhältnissen in der „Ostmark“ keine Ahnung hatte.

Nachts bezogen wir dann eine vorgeschobene Infanteriestellung. Der Graben war eng, wir standen ziemlich dicht und beunruhigten uns in der allgemeinen Aufregung auch noch gegenseitig. Es dauerte nicht lange, dass einer unvermittelt eine nervöse Schießerei begann, weil er irgendeine verdächtige Bewegung im Gelände festgestellt haben wollte; die anderen fielen sofort ein, es wurden sogar Handgranaten geworfen und die Knallerei steigerte sich zu einem Höllenlärm, der wahrscheinlich völlig grundlos war, denn die Russen mischten sich mit Granatwerferfeuer in unsere Verwirrung, was sie kaum getan hätten, wäre ein Späh- oder Stoßtrupp von ihnen in unserer Nähe unterwegs gewesen.

Wir wurden aus dieser Stellung schon einen Tag später wieder herausgezogen und kamen an einen anderen Frontabschnitt, und so ging es

dauernd weiter; man benützte uns dazu, zeitweilig jene Stellungen zu besetzen, die auf kurze Zeit von ihrer Stammbesetzung verlassen worden waren, damit die sich ein paar Kilometer hinter der Hauptkampflinie etwas erholen konnten. Da wir auf diese Art weder die eigenen Stellungen, noch die der Russen genau kennenlernten und immer in neue Situationen kamen, auf die wir nicht vorbereitet sein konnten, war dieser Einsatz recht unangenehm.

Eines Nachts mussten wir einige vorgeschobene Schützenlöcher besetzen, die der Russe schon oft mit Stoßtrupps heftig angegriffen hatte. Die Gruppe mit der schwierigsten Aufgabe übernahm ein Oberjäger, den ich noch nicht näher kannte. Er war ein Schwabe und von Beruf Lehrer. Aus mir zunächst unerfindlichen Gründen verlangte er, dass ich ihm zugeteilt werde, und von da an hatte ich fast zwei Monate lang mit ihm zu tun. Unsere einzige, aber entscheidende Gemeinsamkeit stellte sich bald heraus: Wir waren beide Feinde Remolds. Sein Grund war rein persönlich. Er war Oberjäger und hatte die Matura, es ging also um das Offizierspatent. Der Schwabe hatte mit seiner Wahl sowohl einen selbständig denkenden Menschen gewonnen, was er trotz der Prinzipien der „besten Wehrmacht der Welt“ zu schätzen wusste, als auch eine Waffe gegen Remold.

Als wir den Vorposten bezogen, war es stockdunkel. Ich fühlte mich so müde, dass ich den Kopf an die Wand des Schützenloches lehnte und in dieser Stellung für ein paar Minuten einschlief. Im letzten Augenblick hörte ich die Schritte des Oberjägers hinter mir, der mein todeswürdiges Verbrechen wohl bemerkt hatte und mir einen Tritt versetzte. Ich redete mich aus, dass ich nicht geschlafen, sondern mein Ohr nach Indianerart an die Erde gelegt hatte, als ich ihn kommen hörte. Er gab vor, mir zu glauben – Remolds wegen.

Der Russe unternahm in dieser Nacht keinen Stoßtrupp. Nur manchmal zogen Leuchtspurgeschosse über den 1500 Meter breiten Streifen des Niemandslandes zwischen den Fronten und die Nacht schien über ihren Bahnen noch dunkler zusammenzuschlagen. Die Liebe zu diesem Land und zu seinen Menschen, die mich damals überwältigte, hat mich bis heute nicht verlassen.

Unsere Gruppe wurde wieder zurückgenommen und der Zug übernahm zwei ausgebaute Bunker in einem etwa 1000 Meter hinter der Front liegenden Dorf, links und rechts einer Straße von geräumten und zum Teil zerstörten Häusern. Es waren Erdbunker, massiv mit

Baumstämmen und Erde belegt. Im kleineren war die Gruppe des Schwaben untergebracht; im anderen, wesentlich größeren, Remold mit etwa zwanzig Soldaten. Remolds Bunker war auch fester als der unsere. Er wurde einmal von einer Granate getroffen, die ihn kaum beschädigte. Dafür gab es eine solche Menge Mäuse darin, sodass man das Brot an die Deckenbalken hängen musste.

Wir waren neun Mann, darunter ein Vorarlberger namens Exner; ein bekannter Skifahrer, wie er behauptete. Was er sagte, schien glaubhaft, denn er redete wenig. Er schenkte mir einmal eine russische Operationsschere, die er irgendwo gefunden hatte; meine Kinder verwenden sie jetzt noch. Außerdem waren einige Soldaten darunter, die den Kommiss ernst nahmen und erschrakten, wenn der Oberjäger fand, dass an einem Gewehr „Roscht dran ischt“. Er verkündete im gleichen Tonfall, dass „Roscht da ischt“ und erzählte von den „Partisanle“ die er irgendwann einmal gesehen habe. Besonders ernst nahm die „soldatische Aufgabe“ ein Jäger, den mir unser Oberjäger immer als Beispiel hinstellte, wie einem schlechten Schüler von gleich schlechten Pädagogen die guten Schüler eben als Vorbild hingestellt werden. Das machte keinen Eindruck auf mich und ich ärgerte mich auch nicht über den militärischen Vorzugsschüler, denn warum sollte der nicht auch ein Vergnügen haben.

Allnächtlich flogen einzelne russische Flugzeuge langsam über den Frontabschnitt hin; es waren alte Maschinen, Doppeldecker, die vielleicht schon im Ersten Weltkrieg verwendet worden waren, und die eine oder zwei größere Bomben transportieren konnten, manchmal aber auch eine Menge ganz kleiner Splitterbomben abwarfen. Es gab sie in ganz Russland, sie waren überall bei den deutschen Soldaten bekannt und hatten verschiedene Namen wie „Kaffeemühle“, „Nähmaschine“ oder „UVD“ („Unteroffizier vom Dienst“). Bei uns hießen sie „Lahmarsch“. Remold gefiel dieser Name besonders und infolge seiner Führerqualitäten setzte er ihn auch allgemein durch. Diese „Lahmarsche“ waren langsam, aber immerhin zäh genug, im Laufe von einigen Wochen auch noch den Rest des Dorfes in Schutt und Asche zu verwandeln. Sie kamen regelmäßig, setzten Leuchtkörper und warfen dann in Ruhe ab, was sie gerade geladen hatten. Auf diese Weise waren wir keine Nacht sicher. Der Russe vermutete offenbar, dass in den Häusern Nachschubgüter gestapelt liegen könnten, die er vernichten wollte. Wenn wir nicht als Ablösung eingesetzt werden konnten, mussten wir

an der Front schanzen; einmal für den Bataillonsstab Spittelers drei komfortable Bunker, die mit drei Lagen Eichenstämmen und Erde zu bedecken waren; dann wieder weniger komfortable Schützengräben für das niedere Volk. Dabei machten wir unsere erste Bekanntschaft sowohl mit der „Stalinorgel“, einem russischen Mehrfachraketenwerfer, als auch mit den deutschen „Do-Werfern“²⁷. Die Raketen der „Do-Geräte“ heulten über uns hinweg, dass wir jedes Mal zuinnerst erschrakten, und dann zischten uns wieder Lagen der Stalinorgel entgegen und hinterließen ein Schachbrett von Einschlagkratern.

Ein andermal hatten jeweils 4 bis 6 Mann von uns einen Vorposten knapp neben einem schütterten Wäldchen zu besetzen, das sich von uns zu den Russen hinüberzog. Der etwa 20 Meter lange Graben reichte sogar etwas in das Wäldchen hinein. Er war mit „spanischen Reitern“²⁸ und Minen gesichert, ebenso wie der nur etwa 50 Meter entfernte russische Vorposten. Einer von uns, ein Niederösterreicher, frech, kaltblütig, wenig intelligent und unsoldatisch im preußischen Sinn, der immer zu Extratouren neigte, kroch einmal nach vorne, befestigte ein Seil an den russischen „spanischen Reitern“ und dann zogen wir aus sicherer Entfernung daran, sodass die russischen Zugminen explodierten. Die Russen wurden so nervös, dass sie uns eine Nacht lang ständig mit Granatwerferfeuer belegten.

Von der russischen Front her dröhnten Tag für Tag die Lautsprecher; die deutschen Soldaten sollten überlaufen, es gäbe dreimal täglich Suppe und einmal Pudding in der Gefangenschaft. Es wäre wirkungsvoller gewesen, uns die Angst vor der Liquidation zu nehmen und Verhaltensmaßnahmen für das Überlaufen zu geben. Die deutsche Propaganda arbeitete viel geschickter mit Gerüchten über russische Gräueltaten an Gefangenen, wobei die Kastration im Vordergrund stand. Obwohl ich niemand kennengelernt habe, der diese Gerüchte aus eigener Anschauung bestätigen konnte, war der Stereotyp des Rotarmisten, wie ihn die NS-Propaganda entwarf, damals schon so sehr in den Vorstellungen der deutschen Soldaten festgefahren, sodass es kaum Überläufer gab.

Zur Abendverpflegung wurde dann und wann Schnaps ausgegeben, den wir aus dem Deckel unserer Kochgeschirre tranken. Es kam nicht viel auf einen Mann, aber es reichte doch auch wieder. Als wir einmal nach so einer Zuteilung todmüde vom stundenlangen nächtlichen Schanzen in unsere Bunker zurückkamen – es war vielleicht 3 Uhr

„Führers Geburtstag“

nachts – empfing uns ein Geschiesse und Gekrache, dass wir uns auf einen Partisanen-Überfall gefasst machten. Dabei hatten wir nur ein paar Gewehre mit, die andern waren in den Bunkern zurückgeblieben, sodass wir fast waffenlos dastanden. Glücklicherweise waren es keine Partisanen, sondern Remold, der völlig besoffen auf dem Boden seines Bunkers saß, einige Gewehre im Arm hielt und einen Schuss nach dem andern, auch Leuchtspurmuniton, in die Bunkerdecke abfeuerte. Dabei schrie er dauernd: „Der Lahmarsch, der Lahmarsch!“ Er hatte unseren ganzen Schnaps konsumiert und war völlig unzurechnungsfähig. Zwei Oberjäger entwaffneten ihn und warfen ihn auf die Pritsche, wo er bewusstlos liegen blieb. Ein Eingriff der Kompanieführung blieb dennoch aus; niemand kümmerte sich um den Kameradschaftsdiebstahl, Missbrauch von Wehrmachtsgut, Gefährdung der Kampfstärke und so weiter, für die man jeden einfachen Soldaten gewaltig hergenommen hätte. Mein Gruppenführer, der schwäbische Oberjäger, hatte aus seinem Ressentiment gegen die „Studenten“ und aus seinem Nazismus starke Aggressionen gegen mich, soweit wir uns nicht gerade gegen Remold einig waren. Einmal erzählte er uns, was für ein wunderbarer Schachspieler er wäre. Er bemerkte, dass ich auch gerne Schach spielte. „Wenn wir ein Spiel hätten“, sagte er, „würde ich es Ihnen zeigen.“ Ich war davon nicht recht überzeugt und schlug ihm daher vor, doch ein Spiel blind zu spielen und einfach die Züge anzugeben. Er konnte nicht gut nein sagen und so begannen wir. Ich bin bei weitem nicht imstande, ein ganzes Spiel blind zu spielen, aber ich hoffte, dass ich es jedenfalls länger zusammenbringen würde als er. Ich sollte Recht behalten: Er war nach dem fünften Zug völlig verwirrt und brach das Spiel ab.

Als wir für Spitteler einen Führerbunker gebaut hatten und dabei waren, zwei andere auszuheben, zog er bereits in den fertigen ein. Er lud einen Luftwaffenmajor zu sich ein und beide sofften am hellen Tag so ausgiebig, dass der Gast, der weniger vertrug als Spitteler, aus dem Bunker heraus wanken und sich am Bunkereingang übergeben musste. Spitteler stand daneben und rief begeistert: „Sie kotzen ja wie die Löwen!“ Unweit davon sah ich einen Soldaten vor seinem Bunker sitzen und auf eine Katze anlegen, die sich vor ihm sonnte. Er schoss zwei oder dreimal an dem kleinen Kopf vorbei, ehe die Katze endlich davonlief. Niedergebrannte Russenhäuser, die arme kleine Katze, der kotzende Luftwaffenmajor – es war eine trübe Mischung.

Auch am 20. April 1943, dem Geburtstag unseres „heißgeliebten“ Führers, war die Stimmung keineswegs festlich. Aus irgendeinem Grund waren wir nach dem Schanzen in der Nähe einer Granatwerferstellung sitzen geblieben. An einem Abhang befanden sich ein Bunker mit dem Eingang gegen die Front zu, und ein Schacht, in dem Granatwerfermunition lagerte. Auf der Anhöhe rauchten noch die verkohlten Reste eines zerschossenen Hauses. Dahinter hatten wir ein Feuer gemacht und ich kochte Pfefferminztee für uns alle. Es war ein kalter Morgen und ich fühlte mich elend. Der Wind blies uns die leichte Holzasche manchmal in die Augen und unser Oberjäger schikanierte uns wieder einmal. Ich hatte meine Butterdose aus rotem Kunststoff verloren und wusste nicht, wo ich meine Butter unterbringen sollte. Er erklärte mir, ich müsste eine Meldung machen und hätte eine entsprechende Bestrafung zu gewärtigen. Außerdem sollten wir die Gewehre reinigen – er würde in einer Stunde Appell machen. Also saßen wir, nachdem wir Pfefferminztee getrunken hatten, um das Feuer, wärmten uns und reinigten die Gewehre. Aber die Holzasche setzte sich immer wieder an den frischgeölten Stellen fest, was zwar der Waffe nicht schaden konnte, aber dem Reinlichkeitsideal der deutschen Armee nicht entsprach. Mir war alles egal, ich fühlte mich krank, hatte wohl auch etwas Fieber und war fest entschlossen bei dem Feuer zu bleiben. Die andern – sie waren zu viert – entfernten sich aus dem Bereich der Flugasche, gingen den Abhang hinunter und setzten sich an den Rand des Schachtes mit der Granatwerfermunition, die Beine ließen sie hinein baumeln. Dort reinigten sie ihre Gewehre weiter. Als letzter erhob sich ein Bauernbursche aus Niederösterreich, Fink hieß er, mit eckigen, schwerfälligen Bewegungen. Er war ein wortkarger Mensch, in seinem resignierten Blick lag nie eine Auflehnung gegen den Lebensverzicht, den man uns abnötigte. Er war immer herumgegangen wie einer, der seinem Todesurteil zugestimmt hatte; jetzt ging er dem Tode entgegen.

Plötzlich schlug es hundert Meter hinter uns nach kurzem Zischen ein, dann noch einmal etwas näher und dann – ich hatte keine Zeit mehr mich hinzuwerfen – zwischen den Vieren da unten und mir. Dann krachte es. Dann ein Wimmern. Ich sprang auf und raste die paar Schritte nach unten. Da lagen alle vier, nur einer bewegte sich noch. Da die Granate an dem Abhang eingeschlagen hatte, waren die Splitter alle nach unten gegangen. In gleicher Entfernung vom Einschlag, aber

„Führers Geburtstag“

oberhalb, hatte ich nur den Luftdruck gespürt. Unser Oberjäger war aus Angst vor neuen Einschlägen mit anderen in den Bunker gelaufen. Ich schrie ihnen nach: „Ihr feigen Hunde!“ Ich hatte keine Angst, denn es war unter allen Umständen eine gute Tat, Verwundeten zu helfen. Wenn man dabei zugrunde ging, war alles gut. Zwei waren schon tot, Kreindl, der Liebling des Oberjägers und der schwermütige Fink. Den dritten nahmen ein Kamerad und ich auf und trugen ihn in den Bunker; ein Splitter saß in seiner Schläfe; er war bewusstlos. Ich verband ihn, obwohl ich keine Hoffnung für ihn hatte, denn es trat nicht nur Blut aus dem etwa 1,5 cm großen Loch, sondern auch Hirnmasse. Den Vierten brachten andere herein. Kurz danach kam ein Sanitätswagen über die teilweise unter Beschuss liegende Straße. Wir verluden die beiden, und der Wagen fuhr mit ihnen unter dem Krachen von Granatwerfern zurück. Er wurde nicht getroffen. Am Hauptverbandplatz jedoch starben beide.

Unser Oberjäger hatte doppelte Schuldgefühle. Er hatte mich noch besonders aufgefordert, vom Feuer wegzugehen, als die andern es bereits getan hatten, und dann war er sofort in den Bunker gelaufen, statt sich um die Verwundeten zu kümmern. Er saß zwischen der Bunkertüre und mir, und seine Silhouette hob sich scharf gegen das lichte Viereck hinter ihm ab. Er sagte mit dem sentimental Pathos, in den Nazis regelmäßig verfielen, wenn sie auf Fragen von existentieller Bedeutung mit ihrer kretinhaften Weltanschauung keine befriedigende Antwort wussten: „Sie sind in den Kreislauf der Natur zurückgekehrt.“ Ich schmiss ihm sogleich hin: „Das werden sie mit großem Vergnügen bemerken.“ Er antwortete nicht. Er sah mir auch schweigend zu, als ich aus dem Gepäck der beiden Toten die Butterdosen nahm und sie in meinen Brotbeutel steckte. Dann ging ich hinaus, holte die Teile meines Gewehrs herein und setzte es zusammen. Die Lust zum Gewehrappell war dem sauberen Schwaben vergangen. Wir hatten vorher für neun Mann drei Flaschen französischen Champagner empfangen. Jetzt waren wir nur noch fünf. Ich bemerkte anzüglich: „Und jetzt wollen wir Führers Geburtstag feiern!“ Einer schenkte die blechernen Becher unserer Feldflaschen voll. Jeder bekam fast die doppelte Portion.

Die Schikanen Remolds hörten nicht auf und veranlassten mich schließlich gegen ihn vorzugehen. Wir hatten damals einen Leutnant als Kompanieführer und einen anderen Leutnant als Führer des mit den drei PAK bestückten Zugs, dem auch noch ein Feldwebel zuge-

teilt war. Die beiden anderen Züge, also auch unserer, hatten nur Feldwebel als Führer. Ich ließ mich beim Kompanieführer melden – er hatte seine Unterkunft wahrscheinlich der Geschütze wegen etwa zwei Kilometer weiter hinten – um meine Beschwerde vorzubringen. Unser Oberjäger hatte mich bestärkt und mir bei der Vorbereitung geholfen. Meine Karabiner musste ich zu der Meldung mitnehmen; da ich meinen Mündungsschoner, eine lächerliche Gummikappe, verloren hatte, steckte ich Wolle zum Gewehrreinigen oben in den Lauf, wie dies unter solchen Umständen üblich war.

Der Leutnant empfing mich in einem bis auf wenige Einrichtungsgegenstände ausgeräumten Haus. Er saß an einem Tisch und ließ mich reden. Ich erzählte ziemlich flüssig, was über Remold zu sagen war. Der Leutnant wusste keine Entgegnung und wollte mich daher einschüchtern: „Sie bringen Beschwerden über Feldwebel Remold vor, aber selbst haben Sie keinen Mündungsschoner auf dem Gewehr.“ Ich antwortete: „Ich lehne es ab, mir einen von meinen Kameraden zu organisieren, denn ich lehne Kameradschaftsdiebstahl in jeder Form ab, auch den von Schnaps!“ Der Hieb saß. Ich bat um die Versetzung aus dem Zug. Er wandte nichts mehr ein. In der Nähe seiner Unterkunft war eine Entlausungsstation, die ich bei dieser Gelegenheit besuchte. Nach Remold schienen mir die Läuse die schlimmste Plage. Ich konnte baden, während meine Wäsche und die Uniform in einem Heißluftraum desinfiziert wurden. Wie neugeboren kam ich zurück. Der Leutnant musste mich wohl oder übel versetzen, denn er wollte Remold offenbar nicht zur Verantwortung ziehen. Es war nur die Frage, ob die andern Feldwebel und der Leutnant nicht hinterrücks mit ihm gemeinsame Sache machen und sich an mir rächen würden.

Kurz darauf, etwa Anfang Mai 1943, wurden wir aus der Front herausgezogen. Wir marschierten bis zu einem Wald zurück, wo ein Tross zahlreiche Bunker angelegt hatte. Die Russen mussten mit Artillerie oft hineingeschossen haben, denn viele Kronen der hohen Bäume waren zerfetzt. Wir kamen gegen Morgen todmüde nach dem langen Marsch an und suchten uns einen Bunker zum Schlafen aus. Ich legte mich in den Oberstock einer Doppelpritsche. Wir wurden gegen Mittag durch den Ausbruch eines Sommergewitters geweckt, das sich mit wildem Getöse über uns entlud. Es war dunkel wie in der späten Dämmerung. Wir hatten uns bereits an eine ziemliche Hitze gewöhnt gehabt, jetzt war es unangenehm kühl. Plötzlich schoss auch noch ein

Wasserschwall in den tiefgelegenen Bunker herein. Draußen hatten die zerronnenen Hagelkörner einen ganzen Teich gebildet, der sich erst an einem Hindernis gestaut hatte und dann doch durchgebrochen war. In Sekunden war der Bunker überschwemmt; wir flüchteten total durchnässt, wobei wir nur die Gewehre mitnehmen konnten, Gepäck blieb zurück. Kurze Zeit später strahlte die Sonne wieder heiß auf den dampfenden Wald. Wir holten unsere nassen Rucksäcke, breiteten unsere Kleidung zum Trocknen aus und warteten auf das Mittagessen. Ich hatte damals ein Neues Testament in einer Übersetzung bei mir, die in einem recht unverbindlichen Ton gehalten war, damit niemandem weh getan würde. Selbst diese konnte allerdings den Inhalt nicht wegleugnen. Ich hatte das Buch in die Gasplane eines Toten eingeschlagen; da es im Bunker doch nass geworden war, legte ich es auch in die Sonne. In meiner Gruppe war ein eindeutiger Nazi, ein Handlungsangestellter; aus welchem „Gau“ wusste ich nicht. Er sah die Bibel und begann darin herumzublüättern. Die Übersetzung hatte den Text um zweifelhafte Überschriften bereichert, die offenbar die Übersicht erleichtern sollten. Der Mann sah beim Blättern das Stichwort „Habgier“. Er erhoffte sich eine gute Gelegenheit, die Bibel lächerlich zu machen, und begann im salbungsvollen Ton eines überheblichen Pfarrhirten vorzulesen. Ich hätte ihm das Buch aus der Hand nehmen können, aber ich war gespannt, was er erwischen würde. Die Bibel konnte sich selbst wehren. Und sie wehrte sich. „Woher kommen denn Kriege und Kämpfe unter euch?“ hieß es da. Der Nazi stockte und wollte abrechnen, die Stelle schien ihm zu verfänglich, aber jetzt war es zu spät. Denn als die andern bemerkten, dass er verlegen wurde, ließen sie ihn nicht mehr aufhören. Er las also weiter, aber mit ernsten und Tonfall, ohne hämische Salbung:

„Woher anders als von euren Lüsten, die in euren Gliedern den Streit entfachen. Ihr begehrt etwas und habt es doch nicht. Ihr mordet und hasst und könnt es doch nicht erlangen. Ihr kämpft und streitet um etwas und erreicht es doch nicht, weil ihr nicht betet. Ihr betet um etwas und erhaltet es nicht, weil ihr schlecht betet. Ihr wollt es für eure Lüste verwenden.“ (Jakobus 4, 1–3).

Er legte das Buch ruhig wieder hin und ging weg. Keiner sagte etwas. Wir kamen uns alle ertappt vor. Hier war der ganze Unsinn, das Verbre-

chen des Krieges klar und ohne Umschweife gekennzeichnet. Als Hitler gegen Ende des Krieges immer häufiger den „Allmächtigen“ anrief und Anschläge mit einem „Gebet des Führers“ verbreiten ließ, musste ich immer daran denken. Ich habe diese Evangelienstelle damals zum ersten Mal gehört und ich weiß auch heute noch keine, die besser zu der damaligen Situation gepasst hätte als der von Luther verworfene Jakobusbrief. Bei einem Gefecht, etwa zwei oder drei Monate später, starb der unfreiwillige Prediger an einem Herzschuss. Ich glaube, es war bei derselben Gelegenheit, bei der auch unser Oberjäger „in den Kreislauf der Natur zurückkehrte.“

Wir kamen noch weiter zurück. In der Nähe eines Tümpels und eines Dorfes zeltete das ganze Bataillon. Wir schachteten quadratische Vertiefungen aus, über die wir die Zelte bauten. Damit gewannen wir größere Bewegungsfreiheit und einen Splitterschutz gegen Fliegerangriffe.

Ich wurde tatsächlich versetzt und zwar zu dem von einem Leutnant geführten Geschützzug. Damit war ich zwar von Remold fort und der Zugführer verhielt sich mir gegenüber neutral, der neue Feldwebel aber hielt zu Remold und trachtete seinerseits mir eins auszuwischen. In der Nähe hat man Schützengräben angelegt, die genau den russischen Stellungen um Kursk entsprachen, wie sie von Flugzeugen aufgenommen worden waren; diese Modelle dienten dem Training der Einheiten, die für die geplante Offensive eingesetzt werden sollten. Unsere PAK hatte dabei auch ihre Aufgabe und so kämpften wir täglich um diese Frontatruppe.

Gegen Ende Mai 1943 wurde es sehr heiß, die Übungen waren anstrengend, und es gab wenig zu trinken. Obwohl es verboten war, tranken wir das Wasser aus dem nahen Tümpel, versetzt mit Brausepulver, das man uns von daheim geschickt hatte. Jeder wusste, dass jeder davon trank, aber keiner durfte es zugeben, und die Versorgung mit Kaffee war demnach „völlig ausreichend“. Nachts gingen immer zwei Mann als Wache um das Lagerzelt der Kompanie herum. Ich hatte schon einige Tage lang Durchfälle, als ich auch eingeteilt wurde. Ich ging zu unserem Feldwebel und bat vom Wachdienst befreit zu werden; er beschimpfte mich, sagte so etwas dürfe es nicht geben und ich hätte trotzdem Wache zu stehen. Ich ging also, als ich an der Reihe war, mit einem zweiten Soldaten um das Lager. Wie vorausszusehen war, musste ich austreten, pünktlich tauchte auch der Feldwebel auf seinem

Inspektionsgang auf und begann von Wachvergehen und Kriegsgericht zu schreien. Es war klar, dass er für Remold Rache nehmen wollte und mir war gar nicht wohl dabei. Wenn er bestritt, dass ich ihn am Abend um Wachbefreiung gebeten hatte, konnte die Sache übel ausgehen. Da wir nie über unsere Rechte aufgeklärt wurden, hatte ich auch keine Ahnung, welche Verteidigungsmöglichkeiten mir offen standen.

Am nächsten Tag begannen die Abschlussmanöver des gesamten Bataillons, die zwei Tage dauern sollten. Frühmorgens gingen wir in die Ausgangsstellungen; dann begann der Angriff, wobei die Granatwerfer mit scharfer Munition schossen. Plötzlich ging ein Schuss der Minenwerfer zu kurz, traf mitten in eine der Jägerkompanien und tötete zwei Mann. Wir waren weit weg davon entfernt, da wir mit der PAK hinter der Hauptkampflinie standen. Spitteler ließ das Manöver abbrechen. Die Minenwerfer hatten, wie sich herausstellte, richtig geschossen, der Fehler musste im Sprengsatz gelegen sein. Spitteler war in denkbar ungueter Stimmung. Er ließ das Bataillon in einem großen Quadrat mit einer offenen Seite antreten und sprach väterlich über den Vorfall, von dem er Unannehmlichkeiten erwarten musste. Wir standen in der größten Mittagshitze; ich hatte bereits mehrmals austreten müssen, der Bauch schmerzte mich und ich fühlte mich sehr schwach. Während Spitteler redete, begann sich alles um mich zu drehen und ich fiel hin. Sanitäter kamen, nahmen mir die schmerzende Koppel ab und verluden mich in den Beiwagen eines Motorrades. Wir setzten uns in Richtung Arzt in Bewegung. Spitteler hielt uns auf. Er ging mit freundlicher Miene auf uns zu, legte mir die Hand auf die Schulter, und gab mir, nachdem er nach meiner Erkrankung gefragt hatte, die Hand, um mir baldige Besserung zu wünschen. Ich verdankte diese Freundlichkeit den beiden Kameraden, die mir unbekannterweise noch nach ihrem Tod einen richtigen Dienst erwiesen, denn die demonstrative Freundlichkeit des Majors führte dazu, dass auch alle anderen mich besonders zuvorkommend behandelten. Wir langten beim Arzt ein, der in einem Holzhaus amtierte.

Zwischen den Ärzten und den Offizieren bestanden ähnliche Resentiments wie zwischen den Zahlmeistern und den Offizieren, wenn sie auch nicht so krass zu Tage traten. Die Offiziere behandelten die Ärzte von oben herab und nahmen ihre Dienstgrade nicht für voll, weil sie sich als „Schwertträger“ fühlten, während die anderen nur die „Hörrohrträger“ waren. Da aber auch ein Offizier in die Lage

kommen konnte, einen Arzt zu brauchen, zeigten sie diese Verachtung nicht allzu auffallend. Der Offiziersarroganz stellten die Ärzte die Akademikerarroganz entgegen, denn nur wenige Offiziere, besonders die aus dem Mannschaftsstand heraufgekommenen, waren Akademiker. Sie sahen die Offiziere gerne als die Dummen und Ungebildeten an und versuchten sich damit für die erlittene Verachtung zu rächen. Als ich nun sah, dass der Arzt, dessen betont akademisches Benehmen ich sofort registrierte, an der in meinem Soldbuch eingetragenen Berufsbezeichnung „Maturant“ hängen blieb, begann ich sofort auf diesem Klavier zu spielen. Ich sagte: „Die Bezeichnung ist überholt, ich bin Student.“ Er fragte mich, was ich studiere und meinte: „Dann sollten Sie doch die Eintragung im Soldbuch ändern lassen.“ Ich zuckte darauf bescheiden die Schultern, womit auf die Zwecklosigkeit solchen Beginnens hingewiesen sein sollte. Der Sanitätsfeldwebel sah mich – er war der Untergebene des Arztes – bei diesem Gespräch betont ehrfurchtsvoll an.

Nachdem der Arzt kurz danach meinen Stuhl gesehen hatte, sagte er kurz und einfach „Ruhr“. Damit fiel die Drohung eines Kriegesgerichts-

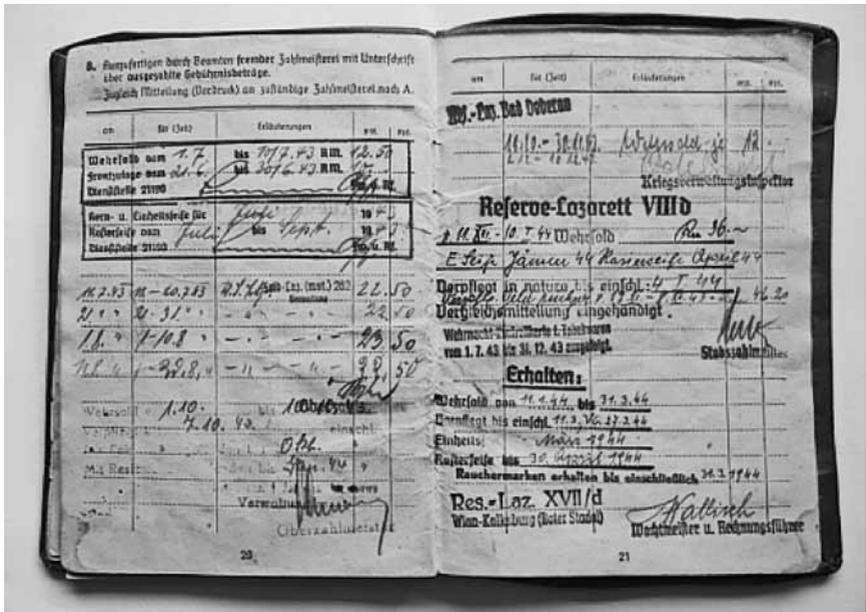


Abbildung 9: Soldbuch mit Eintragungen von Lazarett-Aufenthalten

„Führers Geburtstag“

prozesses in sich zusammen, ich war den Klauen Remolds und seiner Kumpanen entgangen. Als mein Gepäck gebracht wurde, erfuhr ich, dass der Feldwebel sich nach meinem Befund erkundigt und ihn sehr missmutig zur Kenntnis genommen hatte. Das Kriegsgericht wäre ihm lieber gewesen. Als alles für meine Abfahrt ins Lazarett bereitstand, gab mir der Arzt mit einer betonten Geste der Solidarität die Hand zum Abschied, als ob er sagen wollte: „Wir sind halt die Gescheiten und die Dummen haben die Macht.“ Ich sah Remold nie mehr und ich ersparte mir auch den Angriff im Raum von Kursk. Ich glaube nicht, dass meine Anwesenheit die Katastrophe aufgehalten hätte.

Madonna über dem Eis

Ich landete am Hauptverbandplatz an, körperlich zwar sehr geschwächt, psychisch aber in einem ausgezeichneten Zustand. Erstens wurde ich gepflegt, was schon eine Erholung war und zweitens hatte ich die Sache mit dem Kriegsgericht vom Hals. Mit einigen Wochen Entspannung konnte ich schon rechnen. Außerdem hoffte ich in ein Heimatlazarett zu kommen, damit wäre sogar ein Genesungsurlaub verbunden gewesen; zusammen mit dem ohnehin fälligen Fronturlaub hätte ich einen Monat daheim bleiben können. Allerdings wäre ich vor dem Winter voraussichtlich wieder an die Front gekommen. Soweit meine Spekulationen. Ich war in einem netten Haus, in einem Zimmer mit wenigen Betten untergebracht. Es gab genug zu lesen und ich lag da in jener Gelassenheit jenseits von Verantwortung und Anspruch, die hohes Fieber oft begleitet.

Unser Stabsarzt war ein ausgezeichnete Mann mit Verantwortungsbewusstsein. Alles glänzte von Sauberkeit und er untersuchte mich täglich mit großer Gewissenhaftigkeit. Er hatte wohl den Ehrgeiz, seine Patienten möglichst schon am Hauptverbandplatz zu kurieren, aber er schickte auch niemanden zurück an die Front, von dessen Gesundheit er nicht überzeugt war. Ich wäre natürlich lieber sofort weiter ins Hinterland gekommen, aber das ging nicht. Ich blieb wochenlang, bekam ein ausgesuchtes Diätessen – das war auch ein Kunststück des Arztes – und begann mich zu erholen. Ich ergab mich dem Schicksal, sah zum Fenster hinaus in das weite Land, hörte einmal ein Fest, das die Russen im Dorfe feierten und freute mich darüber. Die Zivilbevölkerung war guter Dinge, was mich erstaunte und um ihretwillen befriedigte.

Einmal sagte der Sanitäter – wir wurden nur durch Sanitäter, nicht durch Frauen betreut – vor mir zu dem Arzt: „Der Apotheker lässt fragen, ob Sie nicht statt Bolus alba Opiumtinktur verwenden könnten.“ Ich bekam täglich Bolus alba, ein weißes Pulver, das mir sehr gut tat. Der Arzt antwortete sehr bestimmt: „Fein, sagen Sie ihm, das Opium wirkt nur gegen die Symptome. Das Bolus alba brauche ich.“ Diese Haltung war charakteristisch für ihn. Schon während des Höhepunktes der Ruhr hatte sich gezeigt, dass an einzelnen Tagen in rhythmischem Abstand das Fieber besonders hoch stieg. Als die Krankheit abklang, war ich gewöhnlich fieberfrei, aber jeden fünften Tag schlug die Fieberkurve auf dem Krankenblatt hoch aus und schließlich sagte

der Arzt: „Ich habe geglaubt, das hier erledigen zu können. Das scheint jedoch eine Quintana zu sein und da muss ich Sie leider zurückschicken.“ Ich bedauerte diese Entscheidung gar nicht, denn jeder Tag Lazarett war ein gewonnener Tag und erhöhte die Lebenschancen, aber ich tat möglichst bestürzt, um ihn nicht zu kränken oder zu provozieren und wartete mit innerer Befriedigung der kommenden Dinge. Die „Quintana“, das „Fünftagefieber“ oder „Wolhynisches Fieber“, schien mir eine recht praktische Krankheit zu sein, denn während der fieberfreien Tage fühlte man sich gesund, es war jedenfalls günstiger als die verwandte Malaria, die jeden dritten Tag Fieberanfälle bringt. Ich wurde schließlich nach Orel an der Oka verlegt, in eine Art Durch-



Abbildung 10: Ikone des Typs „Gottesmutter der Rührung“

gangslazarett für einige Tage. Es kümmerte sich kaum jemand um mich, der Arzt sah nur meine Papiere an und ließ mich im Übrigen in Ruhe. Auf diese Weise konnte ich sogar ausgehen. Den Ausgangschein schrieb ein Sanitäter, der im Zivilberuf Priester war und mir, als ich einmal eine halbe Stunde später zurückkam, als ich sollte, einen etwas salbungsvollen seelsorgerischen Vortrag hielt. Ich ließ ihn über mich ergehen. In Orel kam ich an einen Laden, wo ich für mein ganzes Geld eine Ikone kaufte vom Typus „Mutter Gottes Rührung.“ Ich schickte sie nach Hause, sie hängt heute in meinem Schlafzimmer. In dem Geschäft traf ich mit einem Zahlmeister zusammen, der en gros einkaufte. Ein Teppich mit drei gepanzerten Reitern, der auch zu kaufen gewesen wäre, machte mir großen Eindruck, aber meine Kasse war erschöpft. Ich sah die Oka, den tief in den Lehm eingeschnittenen Fluss, an dem Orel liegt, und prägte mir das Bild ein. Wann würde ich es wieder sehen?

Dann ging es weiter zurück. Auf der Bahnlinie Orel, Brjansk, Klinzy fuhren wir Richtung Gomel bis Novosybkov zurück. Wir kamen in den ersten Julitagen an und ich blieb dann Mitte August in dem Lazarett einer Division, deren größter Teil aus Österreich stammte. Es hatte die Feldpostnummer 11526. In Novosybkov, einer interessanten Stadt, die ich leider nicht gut genug kennengelernt habe, gab es drei Lazarette. Meines war in einem großen, mehrstöckigen Haus mit Nebengebäuden untergebracht, das einmal ein Kloster oder eine Schule gewesen sein mochte. Der Arzt, der meine Abteilung zu betreuen hatte, war ein Wiener, groß, dick, und meist recht freundlich; er konnte aber auch polternd aggressiv werden. Wir lagen in geräumigen Zimmern, meist zu fünfzehn Kranken, auf Pritschen mit Strohsäcken und wurden durch Russinnen versorgt, die sehr liebenswürdig und mütterlich waren. Die Russin, die bei uns Dienst machte, war eine etwa 45-jährige, kleine Frau, die sich um jeden von uns voll Sorge annahm. Insgesamt waren in dem Lazarett etwa 100 Russinnen beschäftigt.

Unser Arzt, das war deutlich zu sehen, behandelte die Frauen keineswegs arrogant. Er sprach mit ihnen ebenso höflich und freundlich wie mit uns, zeitweise schlug sogar echte Herzlichkeit durch. Die Frauen fühlten sich wohl dabei. Dass diese Haltung nicht nur äußerlich blieb, zeigte unser Lazarett dadurch, dass die Ärzte für die Zivilbevölkerung freiwillig und kostenlos eine Art Ambulatorium einrichteten; die beiden anderen Lazarette schlossen sich nicht an. An drei Tagen in der

Woche verbanden sie Kinder, zogen Zähne und taten was sie konnten, wenn ein Medikament gebraucht wurde. Die Russen brachten andererseits zum Dank Eier, Hühner, Truthähne, sogar ein kleines Schwein sah ich einmal im Hof herumlaufen, das jemand als Honorar mitgebracht hatte. Die Ärzte hatten davon ihren Vorteil, denn sie aßen wohl die besten Hühner selber; aber es war schließlich ihre Freizeit und auch die allgemeine Küche besserte sich auf diese Weise merklich. Das Ganze war typisch österreichisch oder besser gesagt typisch für den Raum von Wien.

Unser Arzt war sicherlich kein Nazi. Als er mich untersuchte und ausfragte, antwortete ich in dem Wiener Gemisch aus Dialekt und Hochdeutsch, in welches auch er sofort verfiel. Damit gab ich ihm zu verstehen, dass wir in besonderer Weise zusammengehörten. Er ließ mich aus seinem Verhalten verstehen, dass ich längere Zeit im Lazarett bleiben würde, ob ich nun krank war oder nicht. Auch das war typisch für die Art und Intensität des österreichischen Widerstandes gegen Hitler, die man bis heute fast völlig verkannt hat. Der Widerstand war primär affektiver Natur, voller Elastizität, immer gerade am Rande des Erlaubten balancierend, hart bei oberflächlicher Scheinanpassung. Pater Leppich SJ sprach einmal in Wien und charakterisierte seine eigene Wirkung auf das Publikum mit größter Präzision: „Wenn ich im Ruhrgebiet spreche, dann spüre ich vor mir eine Mauer, die ich durchbreche – oder ich durchbreche sie nicht. In Wien aber spüre ich eine Gumm wand, die geht vor mir zurück, und wenn ich zu sanft bin, ist sie wieder da!“

Das spürten auch die Nazis und es machte sie krank, überall auf diese Gumm wand zu stoßen. In Deutschland war die Mitgliedschaft bei der Hitlerjugend Pflicht. 98 % waren wirklich dabei, der Rest waren Helden. Man war dabei oder man war nicht dabei; in Wien aber war man so dabei, dass man in Wirklichkeit nicht dabei war. Man war eingeschrieben, fehlte vier Mal entschuldigt, drei Mal unentschuldigt, kam einmal sehr zu spät und einmal weniger und ging ein anderes Mal mit einer fadenscheinigen Ausrede zu früh weg. Es gab Bezirke, wo ein geordneter Dienstbetrieb auf diese Weise kaum möglich war. Der Widerstand zeigte sich nicht nach außen, aber es krachte dauernd im Mechanismus. So war es auch in diesem Lazarett. Ich sprach mit dem Arzt nie offen, aber wir verstanden uns sofort. Er sagte: „Das wird leider länger dauern“, grinste dann etwas und setzte fort „das wird Dir

wohl sehr leid tun.“ Ich antwortete mit ähnlichem Grinsen: „Das können Sie sich vorstellen, Herr Stabsarzt.“ Wer es hörte, merkte genau, worum es ging, aber niemand konnte etwas beweisen, denn der ironische Ton und das Grinsen waren keine ausreichenden Gründe für das Kriegsgericht. So spielte ich den Leidenden und der Arzt tat, als ob er mir glauben würde. Hier war die Sache ganz bewusst, aber viele der typisch österreichischen Widerstände waren rein affektiv und daher fast unbewusst.

Der Charakter des Lazarets brachte es mit sich, dass auch wienerisch gekocht wurde; sehr wenig Kartoffel, aber sehr viel Nudeln, Reis und Knödel. In unserer Stube lag ein Norddeutscher, den diese Kost regelmäßig wild machte. Wenn es Salat gab, erklärte er der Russin schreiend, er sei doch keine Kuh, dass man ihm Gras vorsetzen könnte, und wimmerte und stöhnte nach Kartoffeln. Rosa, unserer Stubenmutter, tat er mehr leid als uns und die Gute brachte ihm eines Tages ein ganzes Geschirr voll Salzkartoffeln. Er stürzte sich darauf, wie ein ausgehungertes Löwe und aß drei Kilo auf einmal bis er nicht mehr konnte. Es war zum Lachen. Zunächst hatte ich drei Wochen Bettruhe. In der Bibliothek konnte ich verschiedene Werke aus der österreichischen Literatur bekommen; ich las Adalbert Stifters „Beschreibung einer Sonnenfinsternis“ und „Feldblumen“, und entdeckte ihn für mich. Das Stille, Sanfte und doch so Mächtige an Stifter wurde mir klar, denn ich hatte Muße und die ist notwendig, wenn man ihn erfassen will.

Eines Tages kam ein Soldat von der Front wegen zu hohen Blutdrucks zurück. Er hatte ein präpotentes Benehmen und das verärgerte unseren Arzt schon bei der Aufnahme. Als er dann auch noch einen hysterischen Anfall bekam, der allerdings sicher echt war, wurde der Arzt wütend und wollte ihn zurückschicken. Der Frontsoldat wies jedoch ein Attest des Generalarztes vor, der ihm den überhohen Blutdruck bescheinigte und der Arzt wurde wieder nachgiebig und gab ihm einen Marschbefehl in die Heimat. Obwohl der Generalarzt eindeutig recht hatte, und unser Arzt präpotente Hysteriker nur einfach nicht leiden konnte, zeigte sich doch die Unsinnigkeit, denn es war äußerst zweifelhaft, dass die höheren Ärzte immer auch gescheiter oder wenigstens gewissenhafter sein mussten als ihre Untergebenen.

In unserer Stube gab es manchmal heftige Diskussionen, bei denen ich den katholischen und auch den österreichischen Standpunkt vertrat. Das war nicht leicht, denn ich hatte einigen Nazis, darunter einem SS-

Mann zu begegnen. Mitten in einer solchen Debatte nahm einmal ein Mann aus einer anderen Stube, der zufällig dazugekommen war, heftig und elegant für mich Partei und wir hatten in einer Viertelstunde alle andern in der Ecke. Mein Mitkämpfer bat mich dann, mit ihm hinauszukommen. Er stammte aus Mitteldeutschland, war Priester, hatte den Dienstgrad eines Feldwebels und besaß das Deutsche Kreuz in Gold. Weil er Priester war, konnte er nicht Offizier werden. Er trug den rechten Arm in Gips und rechtwinkelig vom Körper weggeschient, die Verwundung war ein Schussbruch, den er bekommen hatte, als er mit seiner Kompanie eine Brücke stürmen sollte. Er sagte: „Es war glatter Wahnsinn und ich hatte Schuldgefühle gegen meine Leute, weil ich zu feige war, den Befehl zu verweigern.“ Sie wurden auf der Brücke von einem mörderischen Feuer empfangen, einige waren sofort tot, die meisten verwundet. Wer noch lebte, warf sich ins Wasser. Unter dem Beschuss der Russen rettete er trotz der eigenen Wunde drei Verletzte und schwamm mit ihnen ans Ufer. Ein vierter, den er mit dem einen Arm umklammert hielt, bekam vor seinen Augen einen Kopfschuss; er brachte ihn tot an Land. Dafür wurde ihm das Deutsche Kreuz in Gold verliehen. Ein anderer hätte ein Ritterkreuz bekommen, aber einem katholischen Priester konnte man das nicht geben. So übel der Kampf war, so sehr hatte ihn die Rettungsaktion befriedigt. Das konnte ich ihm nachfühlen. Wir führten noch viele Gespräche, ehe er weiter weg kam. Einmal theoretisierte er mit mir über die „Frau“, die ihm zu wenig „rational“ erschien. Ich machte ihn darauf aufmerksam, dass er die Frau wohl abwerte, um sich das Zölibat zu erleichtern, so wie der Fuchs, dem die Trauben zu hoch sind, sie für sauer erklärt; er stimmte mir ungerne, aber eindeutig zu. Er war ein wertvoller Mensch mit viel Charakter.

Als wieder einmal die Wiener zu „Schlappschwänzen“ erklärt wurden, im Gegensatz zu den Alpenländlern, die eben „Kämpfer“ in Österreich seien, sagte mir ein Tiroler, der auch im Zimmer lag: „Die werden nie begreifen, dass der, der den ganzen Tag hinhaut, auf die Dauer auch mehr Hiebe bekommt als einer, der ruhig bleibt.“ Der Arzt gab mir den Auftrag, für die Spitalsführung jeden Tag nachzuprüfen, ob alle Russinnen, die auf der Angestelltenliste standen, auch da seien. Die Liste wurde mir vom Zahlmeister ausgehändigt, bei dem ich mich melden musste. Eigentlich hatten wir zwei Zahlmeister, biedere österreichische Typen, mit denen ich mich gut verstand. Einmal bekam ich

von ihnen sogar ein Glas Offiziers-Cinzano und Werbespielkarten dieser italienischen Wermutfirma. Sie „schoben“, wie man beim Militär sagte, „eine ruhige Kugel“ und ich schloss mich ihnen an. Ich habe schon bekannt, dass ich kein besonderes Sprachentalent, bin. Die Anwesenheitskontrolle nach der Liste mit über 100 russischen Namen war für mich gar nicht einfach, weil ich mir die Namen nicht merkte und immer wieder fragen musste. Einmal stellte eine der jungen Frauen fest, ich müsse wohl sehr dumm sein. Ich nahm das einfach hin.

Soweit die Frauen Deutsch konnten, unterhielt ich mich gerne mit ihnen, und es kamen manchmal überraschende Erkenntnisse dabei zutage. In der Bügelstube arbeitete ein Mädchen, schmal, blond, und blauäugig, ein Musterstück für einen Nazi, mit allen Rassenmerkmalen der „Herrenmenschen“. Sie sagte mir eines Tages, als ich bei ihnen saß und mit ihnen plauderte, ich hätte Mongolenaugen, und das seien Herrenaugen. Ich war verblüfft. Meine Augen sind dunkelbraun, die Mongolenfalte fehlt mir zwar, aber sie sind das genaue Gegenteil von dem, was die Nazis als Herrenaugen bezeichnet hätten. Da konnte man den ganzen Blödsinn dieser Rassenideologien erkennen. Weil über Russland lange Zeit Mongolen geherrscht haben, gibt es dort offenbar ein mongolisches Herrenbild, ebenso wie es dort, wo Germanen geherrscht haben, ein blond-blaues Herrenbild gibt. Ich versuchte, ihr das zu erklären, und es schien mir, sie habe es auch begriffen.

Unter den Angestellten war eine liebesbedürftige, aber hässliche, verbrauchte Person – eine früher eingetragene Prostituierte, wie ich erfuhr – und eine andere kokette, recht hübsche Frau, eine Fliegerin, wie man sagte. Der SS-Mann in meiner Stube war ein halber Pole aus dem sogenannten Warthegau.²⁹ Er sah schneidig aus und trug Stiefel, war aber geradezu unwahrscheinlich dumm. Er glaubte steif und fest, dass es Nixen gäbe, lebendige Wesen also, mit menschlichem Oberleib und einem Unterleib wie ein Fisch. Erst als ich mir viel Mühe mit ihm gegeben hatte, ging er irritiert von seiner Meinung ab. Seine Weltanschauung war aus katholischen und nazistischen Elementen zusammengesetzt, und über allem stand die Präpotenz des Herrenmenschentums. Er hatte aber für mich einen nicht zu unterschätzenden Vorteil. Er konnte Polnisch und brachte daher auch eine Verständigung mit den Russen zustande. Ich wollte Ikonen kaufen und bat ihn, mich als Dolmetscher zu begleiten. Einmal, ich hatte in der Zwischenzeit meine

Madonna über dem Eis

Kasse durch Sold und Zigarettenverkauf etwas aufgebessert, gingen wir zu einem alten Ehepaar, das einige metallene Ikonen verkaufte. Sie wollten so zwischen 5 und 20 Mark je Ikone beziehungsweise Karbo-
wanzen wie das Besatzungs-Geld (alte polnische Währung) hieß. Für ihre Vorstellungen war das ziemlich viel und ich zahlte einfach, ohne auch nur mit einem Wort zu handeln. Als wir hinausgingen, segnete mich der Alte; ich war davon so gerührt, dass ich ihm noch den Rest von meinem Geld gab, worauf er mich noch einmal segnete. Die Leute taten mir leid, denn wie musste es ihnen gehen, wenn 70 oder 80 Mark für sie so viel Wert hatten.



Abbildung 11: Von Daim in Novosybkov gekaufte Metallikone

Bei einem unserer Spaziergänge in Novosybkov zeigte der SS-Mann auf ein Haus und sagte: „Hier wohnt Rosa! Besuchen wir sie!“ Ich hatte keine Ahnung, woher er das wusste. Wir gingen in das Haus, und als sich dort, wo Rosa wohnte, niemand meldete, klopfen wir an einer anderen Türe. Eine Frau um die 40 öffnete und grüßte freundlich und fragend. Hinter ihr in einem Zimmer, sah man für einen kurzen Augenblick ein hübsches, etwa 17-jähriges Mädchen, das sofort durch einen anderen Ausgang verschwand. Der Anblick deutscher Soldaten hatte ihr genügt. Der Herrenmensch trat ohne zu fragen sofort ein. Ich blieb zurück und rief ihm nach: „Hast Du denn kein Benehmen, frag doch zuerst, ob Du eintreten darfst!“ Er antwortete nur: „Du bist wohl blöd, ich werde diese Russen doch nicht fragen!“ Ich ärgerte mich bis zur Weißglut, nicht nur über seine Unverschämtheit, sondern auch über die Dummheit, mit der er ganz unnötig Leute verbittern musste, die ihm nicht das Geringste getan hatten. Die Flucht des Mädchens sprach Bände. Ich verneigte mich betont vor der Frau, gab ihr die Hand, als sie eine entsprechende Andeutung machte, und sagte ihr – sie verstand kein Deutsch, hatte aber die Ursache unserer Erregung begriffen – dass ich das Benehmen meines Begleiters einer Dame gegenüber bedauere. Der SS-Mann war so dummdreist, dass er ihr, indem er arrogant auf mich zeigte, meine Worte auch noch übersetzte, etwa in dem Ton: So etwas gibt es auch noch.

Dann ging er sofort auf ein altes Grammophon zu, das noch mit einer Kurbel aufzuziehen war, für unsere Verhältnisse wohl nur ein altes Ding, für die Ein- und Verkaufsverhältnisse im besetzten Russland aber sicher eine Kostbarkeit. Ich mahnte ihn, es doch stehen zu lassen, aber er kurbelte so lange daran herum, bis er glücklich die Feder abgerissen hatte. Ich sprach mit der Frau, die offenbar gebildet war, über meine Bewunderung für die russische Kultur, über Dostojewski und unter anderem auch über Ikonen, wobei mein SS-Mann missmutig übersetzte. Und dann fragte ich sie, ob sie welche zu verkaufen hätte. Sie sagte, sie habe nur eine. Ihr Bruder, er sei Student, besitze mehrere, aber sie könne sie nicht verkaufen, er würde sie auch nicht hergeben wollen. Sie führte mich ein Zimmer weiter. Es war ein Kabinett mit einem Fenster. Auf einem Schreibtisch stand eine große Nikolai-Ikone und darunter ein kleines metallenes Triptychon. An der Wand hing eine Landkarte von Europa aus der Zeit vor 1938, auf der Österreich rot eingezeichnet war, und nicht zu Deutschland gehörte. Ich zeigte auf

Wien und die kleine Frau sah mich mit ihren schwarzen, lebhaft blitzenden Augen fragend an. Dann sagte sie: „Nix Germanski?“ Ich schüttelte den Kopf und sagte: „Avstrici!“, dabei warf ich einen vielsagenden Blick in Richtung auf den SS-Mann. Dieser hatte unser Gespräch aber doch gehört und fuhr mich wild an: „Du Schweinehund, Du willst kein Deutscher sein?“ Ich sagte: „Nur mit großen Vorbehalten!“ Sie flüsterte etwas verschüchtert: „Ponimaju“ (russ. „Ich verstehe“). Das klang unverbindlich, aber die Blicke, die wir tauschten, sagten genug. Der Herrenmensch lief weg und schlug die Türe hinter sich zu, dass der Türstock wackelte. Ich sah die Frau etwas bedrückt an, und da ich ihr nichts sagen konnte, weil ich die Sprache nicht beherrschte, zuckte ich bedauernd und traurig mit den Achseln und verneigte mich zum Abschied. Sie machte eine schnelle Bewegung und sagte: „Stoj“ (russ. „Halt“). Ich blieb etwas ratlos stehen.

Sie ging in das Zimmer ihres Bruders, nahm eine Zange und sprengte damit den rechten Flügel des kleinen Triptychons vom Mittelstück ab. Sie musste dabei den unteren Zapfen verbiegen, damit die Angeln gelöst werden konnten. Dann kam sie zurück und drückte mir das Stück in die Hand – auf der einen Seite waren sechs Heilige, auf der anderen ein Ornament – und ich nahm es etwas verwirrt an mich. Ich hatte nichts, was ich ihr schenken konnte und ich hätte ihr diese typisch russische Spontaneität gerne vergolten. Ich gab ihr die Hand und verneigte mich. „Leben Sie wohl“, sagte ich, und dann „Auf Wiedersehen“, wenn das auch sehr unwahrscheinlich war.

Auf dem Weg zurück ins Spital war ich etwas trübsinnig und blieb eine Weile auf einer Bank vor einem Haus sitzen. Drei etwa 18-jährige Mädchen setzten sich zu mir, vielleicht weil ich nicht gerade glücklich aussah und jedenfalls nicht aggressiv. Die eine erzählte mir, ihr Schatz sei beim Militär und sie habe ihn sehr gerne. Ich nickte. Dann sagte sie: „Wir kommen nach Deutschland zur Arbeit; wie ist es dort? Wird es uns gut gehen?“ Ich wollte ihr keine falsche Antwort geben. Vielleicht kam sie zu einer netten Bäuerin, wahrscheinlich aber musste sie in einer Fabrik arbeiten. Wer weiß, was den Nazis noch einfiel? Ich sagte: „Es kann gut sein, aber es kann auch schlecht sein.“ Und dann: „Viel Glück, Mädchen!“ Ich musste gehen. Den Flügel des Triptychons habe ich während des ganzen Feldzuges bei mir behalten. Er war mir zu kostbar, um ihn der Post anzuvertrauen. Ein großes Gefühl war mit ihm verbunden. Erst nach Jahren machte mir die Frau

eines sowjetischen Journalisten in Wien klar, dass dieser Flügel mehr war als irgendein Geschenk. Sie war sehr erstaunt, als ich ihr mein Erlebnis erzählte, während wir zu dritt bei ihr und ihrem Manne zu Gast waren. Es muss viel bedeuten, wenn man in Russland eine Ikone geschenkt bekommt, mit dem Flügel eines Triptychons scheint es aber eine besondere Bewandnis zu haben. Wenn jemand den Teil eines Ganzen hergibt, stellt er gewissermaßen eine Verbindung her zwischen sich und dem anderen. Beide werden umgriffen von dem Ganzen des Dinges, hier des Triptychons, eines kleinen Altares.



Abbildung 12: Abgebrochener rechter Flügel des Daim geschenkten Triptychons

Noch einmal traf ich auf ein russisches Bild, es war im Basar. Eine Madonna mit dem Kind, in einem Pelzmantel, den sie eng um sich und das Kind geschlagen hatte. Sie schwebte über einem Eisland, in dunkler Nacht mit wenigen Sternen. Das Bild war im expressionistischen Stil gemalt, durchaus gegenwartsnah und modern. Ich hätte es gerne gehabt, der Preis war lächerlich, aber ich hatte kein Geld mehr. So nahm ich etwas wehmütig davon Abschied. Auch die Zeit in Novosybkov ging zu Ende. Die Schlacht um Orel war geschlagen, der Angriff in Richtung auf Kursk, an dem auch das achte Jägerbataillon beteiligt gewesen war, war erfolglos verlaufen.³⁰ Ich war heilfroh, da nicht dabei gewesen zu sein. Die Zeit der Rückzüge auf breiter Front hatte längst begonnen, ständig wurde die Front „begradigt“. Kurz vor meiner Entlassung aus dem Lazarett hatte ich noch einmal einen kräftigen Fieberanfall bis 39,5, dann war ich

völlig fieberfrei. Das Lazarett sollte zu dieser Zeit von einer anderen Sanitätstruppe übernommen werden und es wurde eine große Inventur gehalten. Viele wurden zur Truppe entlassen. Zu mir sagte der Arzt,

als er auf einem Inspektionsgang in unser Zimmer kam: „Dich wollen wir auch nicht den Feinden überlassen.“ Das war ein Witz, aber ein recht doppelbödiger, denn die „Feinde“ hätten schnell gemerkt, dass ich nicht mehr hergehörte.

Um den 16. August 1943 also erhielt ich einen Marschbefehl zur Truppe; ein Unteroffizier, mit dem ich mich gut verstand, und ein „gemeiner“ Soldat ebenso. Ich hatte den Unteroffizier erst vor ganz kurzer Zeit kennengelernt, er war lang, eher schwächling, etwa 50 Jahre alt, und hatte eine Glatze. Wir sollten am nächsten Tag abfahren. Außer der Marschverpflegung holte der Unteroffizier auch Schnaps für uns. Es gelang ihm mit irgendeinem Schwindel, wesentlich mehr zu erhalten als uns zustand, er bekam für uns drei zwei Liter, und der Schnaps war hochprozentig. Wir setzten uns auf die Betten, stellten Flasche und Gläser auf einen Hocker und begannen zu trinken. Ich betrank mich mit der Absicht, zu beobachten, wie man betrunken wird. Das war der bewusste Grund. Daneben wirkte die unbewusste Sehnsucht nach dem Ertrinken aus Angst vor der Front. Ich war jung und vertrug nicht allzu viel. Langsam lähmte der Alkohol mein Gehirn und ich sprach aus, was ein dummer Witz schien, aber doch aus einem tiefen Bereich kam; ich strich dem Unteroffizier über die Glatze und sagte fortwährend „Unteroffizier, du bist ein Verbrecher!“ Der lachte nur dazu, denn er war ein netter Kerl. Es galt nicht ihm, sondern seinem Dienstgrad. Unser Krawall rief den Spieß herbei, einen Menschen, den ich nie brüllen oder schreien gehört hatte. Als er uns ansah, rief ich: „Spieß, der Unteroffizier ist ein Verbrecher.“ Der Hauptfeldwebel ging wortlos davon. Da warf ich mich aufs Bett und schlief, wie die andern beiden auch, bis zum Morgen.

Fliegen über einem Toten

Tags darauf ging es zurück an die Front. Wir fuhren eine ganze Weile mit der Bahn, bis Brjansk schätze ich, wo ich mich von den beiden anderen verabschiedete, und dann auf verschiedene Art weiter, das letzte Stück mit einem Pferdewagen über Knüppeldämme durch eine Gegend, in der es angeblich Partisanen gab. Meine Bewaffnung bestand aus einer Handgranate. Weder von der Kompanie, noch vom Bataillon hatte ich etwas gehört, seit ich den Hauptverbandplatz verlassen hatte. Ich musste natürlich annehmen, dass sie während der schweren Kämpfe im Mittelabschnitt in den vergangenen Monaten nicht „arbeitslos“ gewesen waren. Tatsächlich erfuhr ich bei meiner Ankunft, dass sie einen fürchterlichen Aderlass erlitten hatten; von meiner Gruppe fand ich keinen einzigen Mann mehr, sie waren entweder tot oder verwundet. Von den drei 7,5 cm PAK war nur noch eine intakt; zwei waren gesprengt worden, als der Russe die Stellungen überrannt hatte, die dann wohl im Gegenangriff wieder zurückgewonnen worden waren. Als Ersatz hatte die Kompanie zwei erbeutete russische 4,7cm PAK bekommen, die fast ebenso veraltet waren wie unsere Geschütze.

Als ich in dem Dorf ankam, in dem die Kompanie in Stellung lag, sah ich bei einem Haus einen Oberjäger mit ein paar Kollegen ähnlicher Dienstgrade herumsitzen. In dem Haus war die Schreibstube untergebracht, ich hatte dort zu tun, um den Papierkrieg meiner Rückkehr zu erledigen. Der Oberjäger war bei der Kompanie gewesen, ehe ich als Ersatz zu ihr gestoßen war. Dann war er als Verwundeter in die Heimat abgegangen und erst zur Kompanie zurückgekehrt, nachdem wieder ich zurückverlegt worden war. Ich kannte ihn daher nicht näher. Er war Westfale, lang, etwas schlampig, ging immer etwas vorgebeugt, hatte schlaksige Bewegungen. Er erzählte der Runde, von der ich keinen mehr kannte, gerade die Heldentaten eines „Teufelskerls“ von Offizier. Als der einmal besoffen in sein Quartier zurückgekehrt sei, habe er mit seiner Maschinenpistole die ganze Russenfamilie niedergemacht, die da wohnte, Eltern und drei Kinder. Es sei nicht leicht gewesen, das zu vertuschen, aber wegen ein paar Russen werde man doch nicht ...

Ich trat aus dem Haus und blieb stehen, um in Ruhe mein Soldbuch einzupacken. Etwa zehn Meter weiter saßen diese wackeren Vorgesetzten

und ich hörte die Erzählung des Oberjägers mit, er redete laut genug. Als ich dann nähertrat, verstummte er plötzlich, aus welchem Grund immer. Vielleicht sollten die Intimitäten der „Großen“ nicht vor den „Kleinen“ ausgeplaudert werden. Jedenfalls erkundigte er sich, woher ich käme, und fragte, warum man mich nicht vom Lazarett aus auf Urlaub geschickt habe. Ich sagte, dass man das gerne getan hätte, doch sei hierzu die Zustimmung der Kompanie erforderlich gewesen, die nie eingetroffen sei. Wahrscheinlich hatte es vorne so ein Durcheinander gegeben, dass meine Briefe von Novosybkov verloren gegangen waren. Er sagte: „Jetzt wollen alle Urlaub.“ Tatsächlich hatte ich, obwohl ich schon über ein Jahr beim Militär war, keinen Urlaub gehabt. Aber die Soldaten, die bei den Kämpfen dabei gewesen waren, machten ein größeres Anrecht auf Urlaub geltend, und das schien mir verständlich. Als ich verlangte, er solle doch noch mehr von dem „Teufelskerl“ erzählen, wies er mich brüsk ab und erklärte, das gehe mich nichts an.

Ich wurde einer der beiden 4,7 cm PAK zugeteilt. Der Geschützfürer, ein Oberjäger, war ein Mann von besten menschlichen Qualitäten, ebenfalls ein Westfale. Er passte sich im Gespräch natürlich den Umständen an, ich habe aber von ihm nie einen dreckigen Witz gehört. Er war von krampfloser, doch beherrschter Männlichkeit und hatte einen sympathischen, klaren Blick. Auf dem Rückweg, einige Wochen später, als er zusehen musste, wie ein Soldat zwar befehlsgemäß, aber mit pyromanischem Vergnügen russische Häuser anzündete, bekam er plötzlich einen Wutanfall und griff zur Maschinenpistole. Der Richtschütze, ein Obergefreiter, und ich fielen über ihn her und verhinderten den Unsinn, für den er erschossen worden wäre, ohne auch nur ein Haus gerettet zu haben. Dieser Richtschütze war ein degradiertes Unteroffizier, der wegen eines Vergehens, von dem man nie Genaueres erfuhr, einige Zeit bei einem Strafbataillon zugebracht hatte. Dann und wann, sehr selten, erzählte er davon und was er erzählte, war schrecklich, Stoßtrupp auf Stoßtrupp musste er mitmachen, ehe man ihn wieder frei ließ. Er war ein ruhiger Mensch, der froh zu sein schien, dass es ihm nicht schlechter ging. Er erzählte von seiner Frau, die sich bei Bombenangriffen die Einkaufstasche als Splitterenschutz aufsetzte, und er erzählte von seiner Freundin in Berlin. Als er sie einmal besuchte, schlief er zunächst mit ihr. Hernach holte sie Bier und musste dazu ziemlich weit gehen. Während sie weg war, schlief er mit ihrer Schwester, und sie waren gerade fertig, als auch das Bier gebracht wurde.



Abbildung 13: Die „Ratsch-Bumm“

In der Nacht bezogen wir Stellung an einem schmalen Waldstück, um das die Hauptkampflinie einen Bogen machte. Der Russe hatte daher Einblick in das Gelände hinter dem Wald, das aus Feldern mit zum Teil hochstehenden Gewächsen und, in etwa 2 bis 3 km Entfernung, einem Dorf bestand. Die Holzblockhäuser bildeten eine Straße zu einem Platz mit Ziehbrunnen. Die Ruine einer zerschossenen Kirche schloss ihn ab. In diesem, noch von vereinzelt Zivilisten bewohnten und fast unzerstörten Dorf mussten wir Wasser holen. Die PAK gruben wir dicht hinter dem Hauptgraben der Infanterie ein und bauten zwei kleine Unterstände, die bestenfalls gegen Splitter schützen konnten. Dabei stießen wir auf einen toten Russen, der bei irgendeiner Gelegenheit eingescharrt worden war. Wir verschoben die Stellung um ein Stück, damit der Leiche nichts geschah. Für die 4,7 cm PAK hatten wir keine Motorfahrzeuge, sondern Pferde; die Munition wurde, in kleinen Karren verladen, auch von Pferden gezogen. Das Geschütz war roh gegossen, bis auf die genau geschliffenen und geführten Verschlusssteile. Das Essen war immer noch gut und Brot war so viel da, dass wir es gar nicht aufteilten, sondern in einer alten Munitionskiste zu beliebiger Entnahme aufbewahrten. Wir mussten nur hie und da ein paar Laibe wegwerfen, weil sie schimmelten. Es war üblich, dass von Zeit zu Zeit zwei Mann in das Dorf gingen, um Wasser zu holen. Das war bei der Lage nicht ungefährlich, denn der

Russe beschoss damals schon auch einen einzelnen Mann mit seiner großen 7,62 cm PAK, die wir „Ratsch-Bumm“³¹ nannten. Das Geschöß flog mit Überschallgeschwindigkeit, man hörte es daher nur, wenn es über einen hinwegging; wenn man im Bereich des Einschlags war, wurde man davon überrascht. Das Geschütz hatte eine hohe Treffsicherheit und war eine unheimliche Drohung. Andererseits war das Wasser notwendig, wollten wir nicht völlig verwahrlosen. Als ich eines Tages mit einem zweiten Soldaten unterwegs war, ging die „Ratsch-Bumm“ los, kaum dass wir den Wald verlassen hatten. Wir suchten hinter den hohen Pflanzen Schutz, so gut es ging, und waren als wir die ersten Häuser erreichten einigermassen außer Atem. Hinter einer Hauswand verschnauften wir; da wir für die Russen verschwunden waren, hörte das Geschieß auf. Als ich mich umsah, bemerkte ich seitlich der Straße einen offenen Keller und mir war, als hätte sich etwas darin bewegt. Wir gingen hinter eine Deckung gebückt hin und blickten hinunter. Unten saß ein alter Mann mit einem weißen Bart in einen Pelz gehüllt, wie ihn die Russen oft das ganze Jahr über tragen; daneben ein Mädchen, etwa 17 oder 18 Jahre alt. Sie war wohl eine Enkelin des Mannes. Er sah trüb und stumpf vor sich hin. Das Mädchen, eher füllig, mit gepunktetem Kopftuch, blickte, halb hoffend, halb ängstlich zu uns herauf. Sie war damit beschäftigt gewesen, Getreidekörner in einer Art Mörser zu zerstoßen. Der Soldat neben mir betrachtete das Mädchen schweigend und mit wachsender Gier. Der Blick des Mädchens zuckte hin und her wie ein Irrlicht. Angstvoll, wie in einer letzten Not stieß sie hervor: „Chleba, Salt“ – Brot und Salz. Wir hatten weder Brot noch Salz bei uns, aber vorne, 2 bis 3 Kilometer weit weg, lag Brot in Fülle und Salz gab es auch. Dazwischen allerdings schlug die „Ratsch-Bumm“ ein. Welches Schicksal mochten die beiden gehabt haben? Jeder von ihnen stand ebenso wie jeder andere Mensch im Mittelpunkt seiner eigenen Welt mit Geburt, Kindheit, Liebe und Tod. Sie klammerten sich an das, was sie liebten: Dieses Blockhaus und den Keller mit dem quadratischen Einstieg. Ich fuhr meinen Begleiter an: „Sieh sie nicht so an.“ Er wandte mir seinen Blick zu und schwieg. Zu dem Mädchen sagte ich begütigend: „Ich komme morgen“, und als sie mich zweifelnd und mit zögernder Hoffnung ansah, wiederholte ich „Ja, morgen; morgen komme ich wieder und bringe Brot und Salz, Chleba und Salt.“ Sie nickte, in ihren Augen lag ein schwacher Schimmer von Dankbarkeit. Ich wiederholte: „Mor-

gen, morgen.“ Ich war fest entschlossen, mich am nächsten Tag freiwillig zum Wasserholen zu melden. Ich würde so viel Brot mitnehmen, wie ich tragen konnte, und meinen ganzen Vorrat an Salz, ich würde so wie heute der „Ratsch-Bumm“ davonrennen, und in dieses Loch hinunterwerfen, was ich hatte, und das Mädchen würde glücklich heraufschauen zu mir und wieder an die Menschen glauben; vielleicht würde auch über das starre Gesicht des Alten ein heller Schein gehen, wenn es auch noch so spät dafür war. Ich versprach mir das alles, mit ehrlichem Herzen, ehrlicher als je ein Eid bei der Deutschen Wehrmacht abgelegt wurde. Aber nichts davon konnte ich halten.

Wir gingen zum Brunnen, füllten die Kochgeschirre mit Wasser und begannen zurückzugehen. Die Kirchenruine war ein trauriges Bild. Wir kamen heil zurück, am gleichen Tag jedoch brach der Russe weiter südlich durch; wir mussten noch in der Nacht zum Entsatz aufbrechen. Wir marschierten etwa 20 Kilometer in die Morgendämmerung hinein; es regnete. Wir kamen zu einer Batterie schwerer Geschütze. Eines davon stand in einer Mulde und konnte von den Russen nicht eingesehen werden. Bei dieser angelegten Geschützstellung war auch ein Bunker, wo wir unsere Uniformen etwas trocknen konnten; wir waren völlig durchnässt vom Regen und vom Schweiß. Um das Geschütz waren Gräben gezogen, die Wälle waren mit Rasen bedeckt. Es schien, als sei das Geschütz schon lange in Stellung. Nach ziemlich langer Wartezeit, die uns wohl tat, ging es nach vorn an den Schauplatz des russischen Durchbruchs. Ein Gegenangriff hatte jedoch die Lage bereits bereinigt und wir waren unnötig. Daraus folgte der Befehl zur Umkehr und nachts darauf besetzten wir die alten Stellungen wieder, völlig erschöpft von Hin- und Rückmarsch.

Ich hatte einen Tag verloren, ich hatte mein Versprechen nicht halten können, aber ich wollte es nachholen. Niemand ging mit mir, die Ruhe war jetzt wichtiger als die Reinlichkeit. Sie wäre mir auch lieber gewesen, aber ich konnte den Alten und das Mädchen nicht aus dem Kopf bekommen. Ich stopfte sechs Kochgeschirre mit Brot voll und machte mich in der glühenden Hitze gequält auf den Weg. Die Russen schossen auch diesmal mit ihrer „Ratsch-Bumm“, obwohl ich allein war. Ich schmiss mich hin, rannte gebückt weiter, kroch auf dem Boden herum, um das Brot zusammen zu klauben, das ich immer wieder verlor, bis ich keuchend vor Angst und Anstrengung endlich das erste Haus erreichte, das mir Deckung bot. Wenn ich verwundet wor-

den wäre, kein Mensch hätte mir geholfen. Als ich wieder etwas zu Atem gekommen war, lief ich hinter den Häusern weiter auf den Keller zu. Da der Abstieg schon fast im freien Feld lag, konnten die Russen einen davorstehenden Mann sehen, und ich musste mich, um keinen Beschuss zu provozieren, gebückt zu dem Loch in der Erde vorarbeiten. Der alte Mann lag davor, umschwärmt von Schmeißfliegen, mit einem Loch in der Schläfe; der weiße Bart war von geronnenem Blut verkrustet, sein Gewand zerfetzt. Er musste aus dem Keller herausgestiegen und frei stehen geblieben sein, die Russen hatten ihn aus der Entfernung wahrscheinlich für einen Deutschen gehalten und die „Ratsch-Bumm“ hatte gut gezielt. Ich lag vor ihm auf dem Boden und starrte dieses Bild des armseligsten, verzweifelten Toten hilflos an. Die Fliegen summten in der mörderischen Hitze wie Mittagsdämonen. Es musste gegen 11 Uhr gehen. Der grausame Gestank verbrannter Häuser lag über allem und nahm mir den Atem. Endlich brachte ich es über mich, zu dem Loch vorzuspringen und hinunterzusehen. Das Mädchen war nicht da. Man hatte das Dorf während des vergangenen Tages gewaltsam von der Zivilbevölkerung geräumt.

Ich lag auf dem Bauch und heulte vor mich hin. Nur einen Tag später als versprochen hatte ich ihnen Brot und Salz bringen wollen, und doch war es für immer zu spät. Vielleicht hatte der alte Mann seinen letzten Halt verloren, weil ich nicht rechtzeitig gekommen war, vielleicht deshalb den letzten Rest von Glauben an die Menschen aufgegeben. Das Mädchen hatte vielleicht an die lüsternen Blicke meines Begleiters gedacht, und gehofft, dass ihr Leib wenigstens noch Salz und Brot wert sein könnte. Vielleicht hatte sie mein Mitleid auch für wahr gehalten und heiß gewünscht, dass ich doch kommen würde. Ich war zu spät gekommen, der Krieg hatte Mitleid und Hoffnung in den Staub getreten, nichts war geblieben als der fliegenumsummte Tote und das weite, glühende, russische Land. Die „Ratsch-Bumm“ schwieg. Vielleicht las der Richtschütze drüben einen Feldpostbrief von seiner Mutter. Ich erhob mich hölzern, warf das Brot weg, um Platz für das Wasser zu bekommen, das ich als Alibi mitbringen musste und ging langsam und gebeugt durch die eigentümlich lastende Stille die Häuserzeile entlang. An einem hölzernen Pfosten im Freien lehnte eine Madonnen-Ikone. Vielleicht hatte ein Russe vor seinem Abtransport zwischen einem alten Mantel und dem Bild zu wählen gehabt und sich für den Mantel entschieden. Vielleicht auch sollte

die Madonna das Haus schützen, während die Bewohner abwesend waren.

Ich ging mit dem Wasser zurück; aus Angst vor dem Beschuss kam ich vom Weg ab und kam bei einer anderen Kompanie an. Ich brauchte lange, um die eigene Stellung zu finden und der Oberjäger zog ein Gesicht, weil ich auch von dem Wasser viel verschüttet hatte. Mir war alles egal, ich warf mich hundemüde ins Gras und versuchte meine Verzweiflung zu überwinden. Dann erinnerte ich mich an die Madonna in dem Dorf und begann darüber einen Aufsatz zu schreiben, das beschäftigte mich einige Tage und beruhigte mich. Ich stellte diesem Bild die moderne Madonna auf dem Basar von Novosybkov gegenüber. Die Ikone aus dem Dorf zeigte einen im Westen fast unbekanntem Typus, Christus als ungeborenes Kind, das aus dem Leib Mariens hervorstrahlt. Der Mantel der Madonna war dunkelblau. Es wird wohl kaum eine sehr alte Ikone gewesen sein, denn die byzantinische Strenge und Gewalt schienen aufgeweicht; das Bild hatte, wenn auch von der hieratischen Hoheit des Urbildes noch etwas zu spüren war, viel Milde. Diese Madonna war in einer offenen Welt, der auch sie sich öffnete; die Madonna von Novosybkov schwebte in einer Welt tödlicher Feindschaft, in der sie fror. Ich habe diesen Aufsatz noch. Er ist zu pathetisch und überschwänglich, als dass es ein Vergnügen wäre, ihn zu lesen; ich hatte meinen Stil noch nicht gefunden. Aber es war doch mehr als die Arbeit eines Maturanten.

Vor unserer PAK lag ein Infanteriezug in Stellung, eigentlich ein Jägerzug, mit einem Leutnant als Zugführer. Er war ein Wiener, eher klein, schwächling und beweglich. Er sprach wenig und ich konnte nicht herausbringen, ob er ein Nazi war oder nicht. Manchmal unterhielten wir uns und es schien mir, als würden wir uns in weltanschaulichen Dingen recht gut verstehen. Ich gab ihm den Aufsatz, er las ihn mit großem Interesse und fand ihn druckreif, „aber natürlich nicht ohne die Bilder“, worin ich ihm zustimmte. 1945 oder 1946 habe ich in Wien eine sowjetrussische Gemälde-Ausstellung gesehen. Sie war recht dürftig, Schinken nach Quadratmeter hingen da an den Wänden. Ein Bild aber hat mir großen Eindruck gemacht, weil es mich an den toten Alten erinnerte. Es war von Arkady Plastov (1893–1972) und nannte sich: „Ein deutscher Flieger kam vorbei“. Bei meinem bärtigen Alten war es kein deutscher Flieger sondern eine russische „Ratsch-Bumm“ gewesen; die Wirkung war jedoch dieselbe.

Nur wenige Tage später begann der Russe ein Trommelfeuer auf unsere Stellungen. Anfangs fielen die Einschläge vereinzelt und spärlich, dann aber hagelten die Granaten nur so nieder. Unmerklich für andere, aber deutlich spürbar für mich selbst, zitterte ich, während ich mich hockend an die Grabenwand drückte. Nur wenige Granaten gingen in den Graben und glücklicherweise wurde niemand von uns verletzt. Die Infanterie vor uns hatte auch keine Toten, wohl aber Verwundete. Dann wurde das Feuer hinter unsere Stellung zurückverlegt. Die Russen setzten zum Angriff an; ohne Panzer, aber mit schweren MG. Unsere PAK hatte anfänglich Ladehemmung. Ich ging mit einem zweiten Soldaten zur Infanterie vor. Dann begann endlich auch unsere PAK zu schießen. Das Rohr des Geschützes zeigte 50 cm über den Graben der Infanterie hinweg und die Mündung stand höchstens 1 m dahinter. Der Knall vor der Mündung war so stark, dass mein Gehör für eine Zeitlang fast völlig betäubt war. Die PAK schoss zwei schwere MG der Russen zusammen. Die Infanterie brüllte vor Begeisterung. Nach zehn Minuten war der Angriff der Russen abgeschlagen, ohne dass auch nur einige wenige überhaupt bis in die Nähe unseres Grabens gekommen waren. Als Infanteriegeschütz hatte sich die 4,7 cm PAK bewährt. Hätten die Russen auch nur mit einem Panzer angegriffen, wäre die Sache übel ausgegangen, der Panzer hätte unser Geschütz glatt erledigt. Warum der Angriff bei uns mit so relativ schwachen Kräften geführt wurde, ließ sich nicht erkennen.

An anderen Frontabschnitten hatten die Russen jedenfalls einen Durchbruch erzwungen und damit wurde auch unsere Lage unhaltbar; der Rückzug begann. Kurz nach dem abgeschlagenen Angriff kam der nächtliche Marschbefehl. Wir schafften die PAK aus der Stellung, Pferde kamen nach vorne; wir verluden die Munition und einen Teil unserer Ausrüstung. Der Marsch dauerte ein oder zwei Tage, es waren wohl 50 oder 60 km nach Westen. Dann kamen wir in ein sumpfiges Flussgebiet, überquerten den Fluss und marschierten am anderen Ufer eine Anhöhe hinauf. Der Fluss war wahrscheinlich die Desna, die Brjansk durchfließt und weiter unten im Süden in den Dnjepr/Dnipro mündet. An ihrem Westufer zog sich eine Art Lehmbruch hin, der steil abfiel. Oben lag eine Stadt mit einer weithin sichtbaren Kirche. Die Häuser gingen bis nahe an den Bruch heran. Wir bezogen am Grabenrand bereits ausgebaute und mit Holzbalken gepölte Stellungen in unerhört günstiger Lage, etwa 30 Meter hoch über dem flachen Land,

mit einem weiten Blick nach Osten, geschützt durch Sumpf und Fluss. Panzer konnten in dem Sumpfgebiet kaum eingesetzt werden, und mit Infanterie wären die Scharfschützen fast allein fertig geworden. Außerdem war in der Stadt ein Heeresverpflegungslager, dessen Verwaltung zurückgezogen und das zur Plünderung für die Soldaten freigegeben wurde. Die Geschütze blieben daher nur mit jeweils zwei Mann besetzt, während die andern fünf loszogen und ganze Kisten voll Verpflegung mitbrachten, manchmal auch Gänse, oder gar ein kleines Schwein oder Kochgeschirre voll Honig.

Dafür gab es zum Beispiel keine Kartoffel. So aßen wir gekochte Gänse, deren Fleisch dann noch in Butter gebraten wurde und danach in Honig getunkte Äpfel; ein merkwürdiges Menü. Als die Küche ihr Fleisch loswerden wollte, schickten wir sie zurück; sie verschenkte das Essen an die Zivilbevölkerung, die noch in der Stadt wohnte. Dann brachte man wieder Kochgeschirre voll Rotwein aus zerschossenen Fässern. Es war ein sinnwidriges, makabres Gelage; ein Albtraum vom Schlaraffenland. Ein russisches Flugzeug kam, beschoss die Stellung und ließ zwei Bomben fallen, die aber etwa 5 m vor dem Bruch niedergingen und irgendwo in der Tiefe explodierten. Der Vorfall störte uns überhaupt nicht in unserem Wohlbefinden. Der Honig war nicht nur aus Heeresbeständen. Ein Soldat zwang einen russischen Zivilisten mit vorgehaltener MP, die Bienenstöcke in einem Garten auszuräumen. Hätte sich der Russe geweigert, er wäre sicher nicht erschossen worden, aber wer kann es wissen! Er nahm lieber Bienenstiche in Kauf.

Am nächsten Tag nach einer ruhigen Nacht ging ich zu der Kirche. In dem Holzbau mit einer schönen Ikonenwand waren Soldaten beschäftigt, Sprengladungen anzulegen, woraus man entnehmen konnte, dass wir auch hier nicht lange bleiben würden. Ich wollte sie von ihrer Tätigkeit abbringen, aber der Unteroffizier erklärte, er habe seine Befehle, und der Offizier, der einen anderen geben könnte, sei nicht da. Wäre der Offizier erreichbar gewesen, ich hätte gehofft, mit einem Appell an seine kulturelle Vernunft wenigstens die Ikonenwand retten zu können. Man erlaubte mir nicht einmal, die Messbücher und andere alte liturgische Bücher, die in Stapeln herumlagen, ins Freie zu tragen. Die Kirche musste weg mit allem Inventar. Ich war trübsinnig und erschöpft von so viel Unverstand. Als ich in die Stellung zurückkam, aß ich weiter und trank, doch immerhin mit Maß. Ein Mädchen

– etwa 17 Jahre – kam zu uns und fragte mich zurückhaltend, bescheiden und ängstlich: „Ich habe gehört, die Stadt wird angezündet, wenn ihr abzieht. Ist das wahr?“ Ich wusste es nicht. Es schien nicht den geringsten Sinn zu haben, dass eine Stadt niedergebrannt würde, die keinen Kriegswert hatte. Noch war kein Befehl dazu da, aber wenn er kam, würde ihn kein Mensch widerrufen. Ich sagte ihr: „Ich weiß es nicht, ich glaube es auch nicht und ich werde auf keinen Fall dabei mittun.“ Mir war bei dieser Auskunft nicht recht wohl. Hätte ich ihr eine fromme Lüge sagen sollen, um sie für ein paar Stunden zu beruhigen?

Dann kam der erwartete Befehl zum Aufbruch, wir packten Butter, das gebratene, in Fett eingegossene Schwein, Äpfel, Honig und Zucker in leere Munitionskisten und marschierten auch schon los. Eine 2 cm Vierlingsflak auf Selbstfahrlaffette fuhr an den Rand des Grabens und schoss aus allen Rohren gegen die russischen Linien. Ich glaube nicht, dass sie viel Schaden anrichtete, es war nur eine Machtdemonstration zum Abschied oder vielleicht auch eine Deckung für den Abzug. Ich sah nicht, dass die Häuser angezündet und damit unnötige Leiden verursacht worden wären. Aber ich sah und hörte auch die Sprengung der Kirche nicht und die wurde sicher durchgeführt. Auch unnötig, denn wie weit konnte man von dem Turm schon sehen; jedenfalls nicht weiter, als wir in einer Nacht marschieren konnten.

Unser Zug durch das Land wurde grauenhaft. Ein paar Männer, die ihre uneingestandene Pyromanie jetzt austoben konnten, steckten die Dächer von Häusern an, andere schossen Kühe und Ochsen nieder, die links und rechts von der Straße verendeten. Es war fürchterlich, aber man konnte nichts tun. Auch unser Oberjäger litt darunter und knirschte mit den Zähnen.

Wir kamen schließlich in ein Dorf, wo wir nach einem langen Marsch ausruhten. In einem Haus, in dem unsere Geschützbedienung untergebracht war, zogen wir unsere Röcke aus und hängten sie gemeinsam auf. Einen davon nahm ich später, um hinauszugehen. Als ich etwas suchte, griff ich in die rechte untere Rocktasche – und spürte Gummi. Da ich glaubte, meinen Rock anzuhaben, nahm ich ihn heraus. Es war ein Präservativ. Ich ärgerte mich, weil ich glaubte, das hätte mir jemand hineingesteckt, um mich hochzubringen. Da ich es ablehnte, bei dreikigen Witzen mitzumachen und auch nicht nach einer russischen Mätresse, nicht einmal nach Bekanntschaften suchte – heiraten hätte

ich nach der gegebenen Lage doch nicht können – waren solche Versuche nicht gerade selten. In der Stube brannte ein Ofen, auf dem wir Kaffee wärmten. Ich machte schweigend die Ofentür auf und warf das Präservativ hinein. Es roch nach verbranntem Gummi. Als ich dann aber auch in anderen Taschen griff, merkte ich, dass da noch mehr war, was mir nicht gehörte. Ich hängte den Rock unauffällig zurück und fand sofort auch meinen eigenen wieder. Später, als wir schon schliefen, kam einer von den Soldaten aus dem Ort zurück. Er war höchst missmutig und benahm sich so laut, dass wir ihn zurechtwiesen. Er sagte nicht, was ihn ärgerte, aber er hatte den bewussten Rock an; der Knopf an der rechten unteren Rocktasche war offen.

Am nächsten Tag, nach längerem Marsch, begannen sich bei mir Krankheitssymptome zu zeigen. Ich hatte Atembeschwerden und rechts unter dem letzten Rippenbogen fühlte ich ein Stechen. Außerdem glaubte ich Fieber zu haben. Ich musste mich auf ein Munitionswägelchen setzen, was sonst verboten war, um die Pferde zu schonen. Als ein Offizier im Auto vorüberkam und mir befahl abzusteigen, sagte ich ihm, ich sei krank. Er gab mir Befehl den Arzt aufzusuchen, aber es gab keinen, denn einer war ausgefallen und der andere auf Urlaub. Dem Sanitäter, den ich endlich auftrieb, erklärte ich, ich habe vielleicht Malaria. Er konnte meine Temperatur nicht messen, sein Fieberthermometer war kaputt. Ich hatte schon vor meiner Ruhr einmal einem Kompaniesanitäter geklagt, ich habe Kopfschmerzen und mein Urin sei ganz verfärbt; er hatte mir dann ein Pulver gegen das Kopfweh gegeben, ein anderes für den Magen und ein drittes zum Verfärben des Urins. Ich fürchtete, neuerlich auf so raffinierte Weise verarztet zu werden, aber dieser Sanitäter griff mich nur an und meinte: „Fieber wirst du schon haben, ich schreibe Malariaverdacht.“ Das war nicht schlecht, denn auch wenn ich gerade kein Fieber hatte, konnte ich doch immerhin Malaria haben. Außerdem konnte es auch wirklich stimmen. Ich fuhr auf einem Lastwagen zum Hauptverbandplatz; das Gewehr ließ ich zurück.

Lichter Flieder

Der Hauptverbandplatz, an dem wir spät in der Nacht ankamen, war ebenfalls im Aufbruch. Das hatte zur Folge, dass wir uns nur auf Tragbahnen legen konnten. Noch in der Nacht erhielt ich einen Fiebermesser: Ich hatte über 39. Der Sanitäter sah die Papiere an und fragte: „Malariaverdacht?“ Ich vermutete, dass es sich um Wollhynisches Fieber handele und sagte ihm das. Darauf strich er „Malaria“ durch und schrieb „Wollhynisches Fieber“ hin. Gegen Morgen wurden wir auf überdachte Lastwagen verladen, die Fahrt ging durch große Wälder und endete für eine Weile in dem Hof eines weitläufigen Gebäudes; ich erkannte das Lazarett von Novosybkov.

Auch hier bereitete man den Abmarsch vor, Mobiliar, Decken, medizinische Geräte wurden zur Bahn gebracht, wo man auch uns hinschaffte. In den Waggons, in die man uns legte, hatte man als Unterlage etwa 20 cm hoch Decken aufgebretet, offenbar stammten sie von Hauptverbandplätzen, denn sie waren voll von Läusen. Wir waren nur etwa 7 bis 10 Mann im Waggon und hatten daher genügend Platz; die Läuse, die sich aus dem Wust von Decken auf uns stürzten, waren jedoch eine große Plage. Dagegen half kein Zerdrücken; für eine, die den Helden-tod gefunden hatte, sprangen gleich zehn andere in die Bresche. Wir gaben es auf. Außer den Kranken war auch ein Verwundeter mit einem Schussbruch im Waggon. Der Arm war geschient, schwoll aber immer mehr an. Der Zug fuhr ziemlich rasch, mit wenigen Aufenthalten. Alle Verwundeten und Kranken sollten offenbar soweit wie möglich zurückgebracht werden, um Raum für einen neuen „Anfall an Verwundeten“ zu schaffen. Uns war das recht, denn je weiter es zurückging, desto mehr Aussicht hatten wir darauf, in die Heimat zu kommen, und dort winkte Genesungs- und Erholungsurlaub.

Wir kamen nach Minsk. Ein Arzt sah herein, erblickte den Arm des Verwundeten und ließ ihn aussteigen. Der wimmerte und meinte betrübt und empört zugleich: „Die am schlechtesten dran sind, müssen heraus, die anderen fahren in die Heimat.“ Seine Reaktion war verständlich, obwohl der Arzt recht hatte, denn der Arm sah bedrohlich aus und erforderte wohl eine sofortige Operation, während unsere Fälle ruhig warten konnten. Ich fühlte mich gar nicht wohl, aber die Distanz zwischen mir und der Front wuchs. Wir kamen, fast aufgefressen von den Läusen, nach Białystok, dann nach Warschau. Wir blieben

nicht lange stehen. Ich konnte von der Bahn aus nur die Häuser sehen. Wir landeten in einem Lazarett in Jablonna/Jablonna, einem Ort bei Legionowo, 20 km von Warschau entfernt.

Als erstes zogen wir alle unsere Uniformen aus und spülten in einem Bad die Läuse zu Hunderten ab. Es war großartig, sich sauber zu fühlen. Nach der Entlausung kamen wir in Betten. Der Arzt, der unsere Einweisung überprüfte, las auf dem Zettel, den ich mitbrachte, meine erste Selbstdiagnose, den Fleckfieberverdacht, aber ich hatte im Spiegel eine gelbe Färbung an meinen Augen gesehen und sagte: „Ich glaube, jetzt ist es Gelbsucht“. Der Arzt sagte: „I a“, womit er sich als Österreicher zu erkennen gab.

Ich kam in ein Stahlrohrbett. Mein ganzer Körper war noch wund von den Läusebissen, aber er heilte und ich konnte mich ein wenig umsehen. Zwei junge Polinnen, etwa 17 bis 19 Jahre, bedienten uns als Aufwartefrauen. Eine war dunkel, etwas üppig, mit einem freundlichen Wesen. Ich hatte nicht den geringsten Anlass anzunehmen, dass sie es gerne geschehen ließ, wenn die Soldaten ihr, wie einem Hund, das Gesäß tätschelten, wann immer sie vorüberging, aber sie konnte sich gegen solche Zudringlichkeiten nicht recht wehren. Dabei blieb sie höflich und nett. Ich versuchte, die anderen davon zu überzeugen, dass sie zu solchem Benehmen kein Recht hätten, allerdings mit wenig Erfolg. Sie erwiderten mir, dass man junge Polinnen aus den oberen Klassen der Mittelschulen herausgeholt hatte, um sie sogar in Puffs zu stecken. Offenbar sollte die künftige polnische Intelligenz, soweit man sie nicht bewusst ausrottete, zumindest verdorben und gedemütigt werden. Was konnte man gegen solche Gräueltaten tun?

Die andere Polin war hell, kühl, distanziert, aber zugleich von strahlender Freundlichkeit. Ihre Erscheinung genügte, die Soldaten in Schach zu halten. In der Woche, die ich dort zubrachte, sah ich nie, dass sich ein Soldat eine unanständige Geste gegen sie erlaubt hätte, obwohl sie ungleich schöner war als die andere. Im Gegenteil, die Zoten verstummten, wenn sie in die Stube kam, obwohl sie nicht Deutsch verstand. Sie trug in dem selbstgeschneiderten, billigen Waschkleid eine Würde zur Schau, die man nicht für möglich hielt, und zeigte dabei doch auch ein reizendes Benehmen. Da ich kein Wort Polnisch konnte und mich für die Soldaten und die Wehrmacht, deren Nachthemd und gestreifte Hose ich trug, schämte, richtete, ich auch nicht ein Wort an sie. Aber ich sah ihr gerne zu. Einmal putzte sie die Fenster in unse-

rem Saal. Sie schlüpfte aus den Schuhen und stellte sich barfuß aufs Fensterbrett. Niemand benützte die Gelegenheit in ihre Nähe zu kommen, um ihr unter den Rock zu schauen. Ich war dem Schicksal dankbar, dass es mich so viel Sauberkeit und Grazie sehen ließ. Die Natürlichkeit und Ungezwungenheit dieses Mädchens, zusammen mit der Distanz, die alle Sinnlichkeit um sie herum unterkühlte, war mir ein völlig neues, tief ergreifendes Erlebnis. Da sie natürlich nicht oft in unserem Saal zu tun hatte, sah ich sie viel zu selten.

Wir mussten weiter und verließen die Station des Reservekriegs-Lazarettes I von Jablonna-Legionowo in einem Lazarettzug ohne Läuse. Wir hatten nur 4–6 Stunden vor unserer Abreise von unserer Verlegung gehört und in dieser kurzen Zeit bekam ich das Mädchen nicht mehr zu Gesicht. Ich lag auf meinem Strohsack und dachte an sie zurück. Es war ein Traum voll Fernweh, Heimweh, Sehnsucht, von lichten Flieder, Jasmin, Mimosen und von hellen Rosen. Wir kamen nach Mecklenburg und wurden in einem als Lazarett hergerichteten Hotel in Bad Heiligendamm untergebracht, in der Nähe von Bad Doberan an der Ostsee. Ich sah zum ersten Mal das Meer, schon vom Fenster aus. Wir waren zu fünft in einem Zimmer, das wohl einmal für zwei Personen gedacht gewesen war. Aber es war unerhört sauber und schön. Einer von uns war ein Akademiker aus Berlin. Er erzählte, dass einmal eine Frau versucht habe, mit ihm ein Verhältnis anzufangen, und warum auch nicht? Nach dem ersten Koitus habe sie gemeint: „Auch nicht anders als bei andern.“ Dann habe sie auf eine Peitsche hingesehen, die an der Wand hing. Er habe jedoch kein Interesse an dieser Methode gehabt. Eine der Krankenschwestern war sehr lustig, erzählte aber recht eindeutige Witze und erklärte jedem, der es hören wollte, dass sie sich nach einem „netten Kindchen“ und einem ebensolchen Mann „sehne“.

Dieses Lazarett war zwar eine gute Erholungsstätte, aber nicht für Diät eingerichtet und daher kam ich Mitte Oktober nach Bad Doberan, wo es ein Diätlazarett gab. Mein Versuch nach Wien verlegt zu werden, gelang nicht. In Doberan war ich in einem großen Zimmer untergebracht, in dem mehr als 20 Patienten lagen. Die Ärzte waren freundlich. Ich blieb von Mitte Oktober bis ungefähr Mitte November 1943. Neben mir lag bis zum ersten November ein Wiener, mit dem ich mich gut verstand. Er war Sozialist und eindeutig gegen die Nazis eingestellt. Er fuhr schließlich nach Wien auf Urlaub, wurde dort wieder krank

und kam in ein Lazarett in Hernals, wo wir uns treffen sollten. Ich schloss weiter Freundschaft mit einem Medizinstudenten aus Oberösterreich, einem katholischen Antinazi. Es gab im Zimmer schließlich einen Homosexuellen, der sich an einen sehr jungen, feminin aussehenden Arbeitsdienstler heranzumachen suchte. Ein Bauernsohn aus Brandenburg bat mich, für ihn einen Liebesbrief zu schreiben. Er wollte die Tochter eines reichen Bauern heiraten, fürchtete jedoch, sich zu ungewandt auszudrücken und so half ich ihm, der Schönen – oder Reichen – den Hof zu machen. Welcher Erfolg dieser Operation beschieden war, weiß ich nicht, jedenfalls bekam er einige Tage später ein Paket.

Eine recht hübsche Schwester betreute uns. Einer der Patienten in unserem Zimmer, ein sehr intelligenter Mensch, Hochschüler, fanatischer Anti-Wagnerianer, der die Aussagen Nietzsches über Wagner, wohl mit Recht, sehr ernst nahm, wollte sie dazu bewegen, mit ihm zu schlafen. Er traf sie am letzten Tag, ehe er entlassen wurde, doch ließ sie sich nicht mit ihm ein. Die Zeit verlief mit Diskussionen, wobei wir das Glück hatten, keinen Nazi auf unserer Stube zu haben. Ich freute mich auf einen Genesungsurlaub und meinen regulären Urlaub – zusammen fünf Wochen – und hoffte im Stillen, ich würde während dieser Zeit in Wien wieder krank werden. In der letzten Woche, fieberfrei und von der Gelbsucht geheilt, hatte ich auch wirklich Bauchschmerzen und Durchfälle, aber der Arzt glaubte wohl, ich wolle ihn beschwindeln, um länger im Lazarett bleiben zu können. Ich bestand auch nicht darauf, dass er mich genau untersuchte, denn warum sollte ich mir die Chancen für Wien verpatzen?

Mitte November 1943 fuhr ich dann nach Wien, wo ich fünfzehn Monate, fünfzehn lange Monate, nicht gewesen war. Die Durchfälle verstärkten sich und ich bekam Fieber. Ich hatte 39,7 und meine Schwester rief beim Standortarzt an. Der kam, untersuchte mich und fand nichts. Er ließ mich messen und ich hatte 38,3. Das sei typisch, sagte er, die Leute hätten immer weniger wenn er komme. „Der Urlaub ist wohl zu Ende?“ Als er erfuhr, dass es erst der fünfte von 35 Tagen war, wurde er etwas freundlicher und forderte mich auf, eine bakteriologische Untersuchung machen zu lassen. Der Zustand wurde aber an den beiden folgenden Tagen noch schlimmer. Ich rannte mit hohem Fieber, Durchfall und Schwindelanfällen herum. Die Koppel auf dem Bauch schmerzte mich.

Kaplan Weinand aus unserer Pfarrjugend – wir nannten ihn Käpt'n – las in dieser Zeit regelmäßig in einem Lazarett in der Rötzergasse, das früher eine Schule war, die Messe. Er kannte die geistliche Oberschwester und empfahl mich an sie. Ich ging mit meiner Mutter hin – allein traute ich mich nicht mehr – und bat den Stabs- oder Oberstabsarzt, mich aufzunehmen. Er wollte mich ablehnen, weil mich der Standortarzt nicht eingewiesen hatte. Während wir sprachen, hatte ich einen Schwindelanfall, wurde blass und schwankte. Da sagte die Oberschwester: „Herr Doktor, der Mann ist doch schwer krank.“ Der Arzt ließ mich sofort auf eine Trage legen. Das Fieberthermometer zeigte 39,7. Unter diesen Umständen wurde ich dann doch aufgenommen, obwohl der Arzt seine Zweifel hatte und meine Temperatur noch einmal messen ließ, während er mich im Bett untersuchte, also gewissermaßen unter seinen Augen, allerdings mit dem gleichen Ergebnis. Ich war wirklich schwer krank. Als ich in der Nacht darauf hinausgehen wollte, wurde ich ohnmächtig und fiel hin. Die Laboratoriumsuntersuchungen ergaben Paratyphus B, dazu eine Rippenfellentzündung. Ich fühlte mich recht übel, aber die Atmosphäre war denkbar angenehm. Im gleichen Raum lag ein Neffe des behandelnden Arztes. Er war Theologe und hieß Herwig Kiesewetter. Mit ihm konnte ich mich eingehend unterhalten, wir hatten vieles gemeinsam, vor allem das künstlerische Interesse und die Abneigung gegen die Nazis.

Dann war da ein junger Mann, der, obwohl er verheiratet war, ein Verhältnis mit einer weltlichen Krankenschwester hatte, die sich ein paar Tage nach seiner Entlassung ein anderer Lazarettinsasse zu einer „Schäferstunde“ holte. Ein Wiener Kaufmann erzählte immer wieder mit ermüdender Eintönigkeit wie er ein Mädchen verführt hatte, bei dem er zu Besuch gewesen war. Sie wohnte allein, und er blieb einmal so lange, bis keine Straßenbahn mehr fuhr; dann sagte er, er könne nicht mehr heim. Sie bot ihm ein Matratzenlager auf dem Boden bei ihr an. Er sagte, da könne er nicht schlafen. Da bot sie ihm ihr Bett an und wollte selbst auf den Matratzen schlafen. Das könne er nicht annehmen. Da ließ sie ihn dann doch bei sich schlafen, nachdem er versprochen hatte, brav zu sein, und er hielt natürlich nicht still und sie hatte nicht die Kraft, sich zu wehren, aber sie schaute ihn dann nicht mehr an.

Ich lernte da auch einen jungen katholischen Maturanten kennen, der ein paar Wochen später, als ich schon weg war, von einem Nazi im Zim-

mer angezeigt wurde, weil er einen politischen Witz erzählt hatte. Man führte ihn ab und steckte ihn in ein Strafbataillon. Die Oberschwester warnte uns einige Male vor einzelnen Nazis. Sie erzählte von einer ähnlichen Denunziation wegen „Zersetzung der Wehrkraft“, die dem armen Opfer sogar den Kopf gekostet habe. Der Denunziant habe sich nachher im Zimmer gerühmt, dass dies schon der 92ste gewesen sei, den er habe verhaften lassen.

Jener Wiener Sozialist, den ich in Bad Doberan kennengelernt hatte, lag bei mir im Zimmer. Er erzählte mir einmal, dass er nicht gefirmt sei; er würde das gerne nachholen, aber es sei wohl zu spät dafür; für ihn allein würde sich kaum ein Bischof herstellen und eine eigene Firmung halten. Ich versprach ihm, das doch einzurichten. Mein Pfarrjugendkaplan kam oft zu Besuch und ich erzählte ihm den Fall. Er rief bei Kardinal Innitzer an, und als wir beide später Urlaub hatten, gingen wir zu dritt hin. Innitzer war liebenswürdiger als 20 andere Bischöfe zusammen, und gab sich nett und volkstümlich wie immer. Er sagte sofort zu, die Firmung in seiner Privatkapelle selbst vorzunehmen. Er zeigte uns bei dieser Gelegenheit die Schäden, die HJ-Banditen angerichtet hatten, als sie geführt von dem fast ständig unter Alkohol stehenden Gauleiter Josef Bürckel das erzbischöfliche Palais gestürmt, Kultgeräte in den Hof geworfen und Luster zertrümmert hatten. Die Bischofskette hatten sie auch mitgehen lassen. Wertvolle alte Bücher, die, wie alle Spitzenkultur, allen und nicht einem Einzelnen gehören, waren im Hof verbrannt worden. Der Kardinal war ihnen durch Flucht entkommen. Österreichische Arbeiter fertigten später eine neue Bischofskette aus rostfreiem Stahl an. Leider trägt der Kardinal von Wien sie nicht mehr, obwohl sie als Symbol für die Leidenszeit der Kirche einen höheren ideellen Wert darstellt als die neue Kette aus Gold.

Die einfache Firmung vor wenigen Gästen war schöner und eindringlicher als ich je eine erlebt habe. Man hat dem Kardinal Innitzer seinen gutgläubigen Aufruf von 1938 zu übel genommen. Seine unmittelbare Herzlichkeit drückte das tiefe Bewusstsein aus, dass die Zeit der Fürsten, auch der Kirchenfürsten, endgültig vorbei ist, er half jedem gerne und setzte sich mit jedem an den Tisch, er fragte weder, wer oder was derjenige sei, der da gefirmt werden wollte, noch zögerte er, den Juden zu helfen, wo es ging. Er mochte das Ringküssen nicht und alle die Ehrenbezeugungen, die eine innere und äußere Distanz setzen.

Die Oberschwester veranlasste mich aus christlichem Eifer, zu früh aufzustehen, so dass ich nach dem ersten Messebesuch wieder Fieber bekam. Aber zu Weihnachten 1943 war ich soweit, dass ich 5 Tage Urlaub nehmen konnte, ähnlich wie ein Jahr vorher, aber da war auch die Reisezeit in den fünf Tagen enthalten gewesen. Das entsprach der Logik der Deutschen Wehrmacht durchaus, die das Denken ja den Pferden überließ. Ein Jahr zuvor hatte ich nur 15 Stunden zu Hause sein können, diesmal konnte ich die fünf Tage bis zur Neige auskosten, denn das Lazarett war nur 10 Gehminuten von daheim entfernt. Ich erlebte schöne Weihnachten. 20 Minuten vor Urlaubsende traf ich im Lazarett ein.

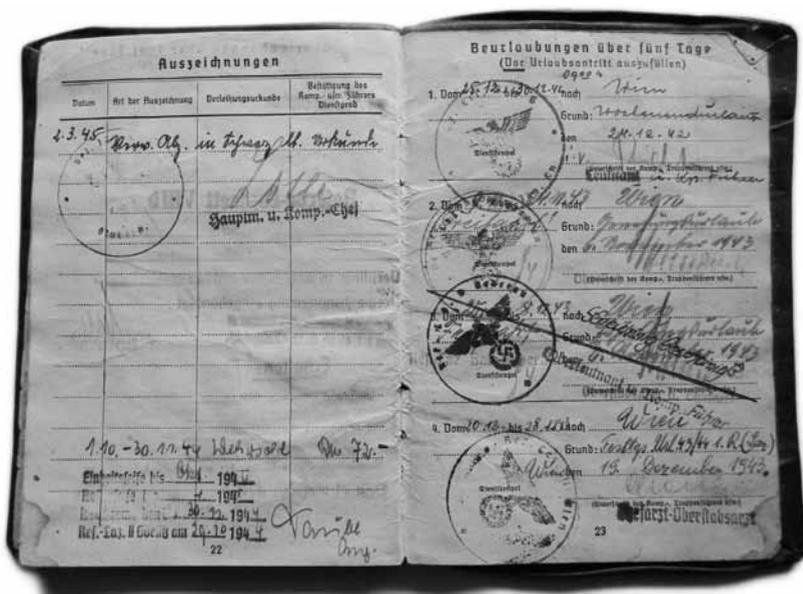


Abbildung 14: Soldbuch mit den Eintragungen der Urlaube

Ich hatte viele Freunde besucht und seelisch kräftig eingeatmet. Und noch einmal fand ich Zeit zum Verschnaufen. Denn mit der Protektion der Oberschwester kam ich in ein Erholungslazarett, das vom gleichen Orden betreut wurde; ich wurde in das Reservelazarett 17 D bei Kalksburg, „Roter Stadl“, eingewiesen. Das war in den letzten Tagen des Jahres 1943 oder schon in den ersten des verhängnisvollen 1944. Der

„Rote Stadl“ war einmal ein Ausflugsziel gewesen, ein großes Gasthaus mit gutem Wein; man hatte es als ein Erholungslazarett eingerichtet. In einer kleinen Kapelle las täglich ein alter Monsignore die Messe und ich ministrierte ihm oft. Die Schwestern waren freundlich und die Oberschwester, die über mich wohl von der Rötzergasse aus informiert worden war, half mir in jeder erdenklichen Weise.



Abbildung 15: Russisches Metallkreuz auf Eichenholz montiert

Wir waren zu viert in einer kleinen Stube untergebracht: Ein Architekt aus Klosterneuburg, zwei Bauernburschen aus Niederösterreich und ich. Innerhalb der kürzesten Zeit hatten wir uns über die Nazis verständigt und konnten offen miteinander sprechen. Eine junge Schwester hatte bei uns Dienst, mit der wir uns ebenfalls bestens verstanden. Ich hatte sofort den Vorsatz gefasst, die Zeit im Roten Stadl gut zu nützen. Ich wollte studieren und musste auf irgendeinem Weg in die Nationalbibliothek, ohne dass man dahinterkam. Es gelang mir mit Hilfe des porzellanenen Stifzahns, den man mir in Lobok gemacht hatte. Er war herausgefallen, die Wurzel musste gezogen und eine Brücke angefertigt werden. Ein Dentist

in Hernals machte das, und er bestellte mich nach kurzer Fühlungnahme zweimal wöchentlich zur Ordination. An diesen Tagen ging ich

dann auch in die Nationalbibliothek. Die Schreibschwester wollte mich zwar nicht so oft weglassen, das war gegen die Vorschrift und außerdem hatte sie wohl ein Ressentiment gegen Menschen außerhalb der Klostermauern, die sich nicht an die „evangelischen Räte“ hielten. Aber die Oberschwester kannte keinen Neid gegen die „Weltkinder“ und sprach ein Machtwort; folglich ging alles glatt und ich studierte die Graphologen Ludwig Klages, den ich erst nach dem Krieg völlig überwand, Max Pulver und las verschiedene kunstgeschichtliche Bücher. Auch in den „Roten Stadl“ hatte ich zahlreiche Bücher geschafft.

Zu meiner ästhetischen Entwicklung trug der Architekt in meinem Zimmer einiges bei. Ich hatte begonnen, Reproduktionen von Ikonen zu sammeln und sie auf Papier aufzuziehen; der Architekt half mir die Sache richtig zu machen. Zwei russische Metallkreuze, die ich in Russland erstanden hatte, montierte ich später auf Eichenbretter. Auch dabei beriet er mich. Die Bretter, etwa 1 cm dick, waren gar nicht leicht zu bekommen. Ein Tischler, der mit meinem Vater im Ersten Weltkrieg gedient hatte, gab sie mir schließlich. Der Arme hat später Holz von Staatsaufträgen für private Zwecke abgezweigt, doch die Gestapo kam dahinter. Um eine Katastrophe für die Familie zu verhindern, beging er Selbstmord.

Der Architekt zeigte mir auch einige seiner Entwürfe. Unter anderem hatte er einen für die Dollfuß-Seipel-Kirche gemacht und wie mir – nicht nur ihm – schien, wurde ein schlechterer ausgeführt, weil der Entwerfer bessere Beziehungen hatte. Ob das genau so stimmt, wage ich nicht zu behaupten, denn mir fehlen die Qualitäten jener Leute, die damals in der Jury saßen. Neben dem Architekten vertrug ich mich jedoch auch mit den jungen Bauern sehr gut und auch sonst fand ich eine Reihe von Menschen, mit welchen ich mich ausgezeichnet verstand. Es war kein Wunder, dass sich im „Roten Stadl“ eine Widerstandszelle bildete, die jedoch mit den entsprechenden Folgen aufflog. Ich schrieb den Artikel, den ich an der Front bei Brjansk verfasst hatte, um und erweiterte ihn. Der Arzt, der jede Woche ein- oder zweimal zu uns heraus kam, war entweder so gutwillig, dass er die armen Soldaten nicht wieder in den Krieg hinausschicken wollte – manche blieben bis zu einem halben Jahr dort – oder er sabotierte den Krieg bewusst. Ich vermute, dass beide Motive sich etwa die Waage hielten. Er war jung und sein Verhalten hat wahrscheinlich für ihn üble Folgen gehabt.

Jedenfalls erschien plötzlich anfangs März ein anderer Arzt in unserem Lazarett, der uns untersuchte und den „Roten Stadl“ fast entleerte, wobei er sehr großspurig auftrat, als wollte er sagen: „Na, da werden wir aufräumen, das ist ja unerhört, diese Schweinerei da.“ Die Oberschwester, die sich sehr bemühte, richtete bei ihm nichts aus und so war auch ich unter den „Abgestellten“ – ein entzückendes Vokabel, das der Mentalität der Deutschen Wehrmacht mit ihrer preussischen Tradition durchaus entspricht. Mir machte das nicht allzu viel aus, denn da mir zumindest vier Wochen Urlaub zustanden, kam ich aller Voraussicht nach nicht vor Mitte April zum Ersatztruppenteil, was wiederum hieß, dass für mich der Winter 1943/44 vorbei war. Ich erfuhr nie, was mit unserem jungen Arzt geschah.

Am 7. oder 8. März 1944 trat ich zwei Wochen Genesungsurlaub an, den ich vor allem zum Studium benützte. Täglich ging ich in die Nationalbibliothek. In dieser Zeit bekam ich einen Brief von Herwig Kiese-wetter, dem Theologen, der mit mir in der Rötzergasse gewesen war. Er war aus Schlesien, besaß viel Kultur und hatte Wien lieben gelernt. Er schrieb unter anderem:

„Du Glücklicher kannst arbeiten. Ich habe bald den Betrieb hier satt, von früh bis abends geht es preußisch zu. Lange wird mich dieser Alltag nicht mehr quälen. Aber wie wird der folgende sein? [...]

Sonst beschäftigt mich die Mystik Meister Eckharts, Hölderlin, zur Abwechslung chinesische Gedichte und Märchen [...]. Übrigens ist hier ein Pfarrer, der wirklich als solcher anzusprechen ist. Eine lebendige Pfarrjugend gibt dem Gottesdienst das Gepräge. Beim Pfarrer habe ich schon ein paar gute Abende verbracht [...]. Grüß das Burgtor am Michaelerplatz, den Graben, den Turm von St. Stephan, den Ring, das ganze schöne Wien [...]. Und Du sei begrüßt und lass wieder von Dir hören.

Dein Herwig.“

In der Nationalbibliothek machte ich während eines Fliegeralarmes eine nette Bekanntschaft. Die ganze Besatzung des Lesesaales hatte sich in den Keller der Hofburg geflüchtet, wo man ziemlich sicher sein

konnte. Ich kam neben einer sympathischen Studentin zu sitzen und wir begannen ein Gespräch. Wie üblich – ich war schon trainiert in solchen Gesprächen – tastete ich mich auf Umwegen an ihre Gesinnung heran. Ich war bald beruhigt, ich konnte die Karten auf den Tisch legen. Sie war die Tochter eines protestantischen Pfarrers aus Südwestdeutschland und hieß Elisabeth Stöffler. Wir sprachen über irgendein kunstgeschichtliches Thema und ich schwärmte von russischen Ikonen und russischer Architektur. Das war ein Prüfstein, denn ein richtiger Nazi hätte beim Lob der „Minderrassigen“ sofort die Haare aufgestellt. Sie aber zeigte viel Verständnis. Damit konnte ich sie bereits einordnen und als wir die gemeinsame christliche Basis gefunden hatten, war in Kürze volles Vertrauen hergestellt. Ich sah sie einige Male und dabei kamen auch jene Dinge zur Sprache, die uns trennten. Sie waren, da wir uns über so viel Grundsätzliches einig blieben, nicht von entscheidendem Gewicht. Es ist doch schon viel, wenn man sich über so fundamentale Gesetze verständigen kann wie: „Du sollst nicht töten.“ Ich sagte ihr, da ich ihren protestantischen Ursprung kannte, mit jugendlicher Taktlosigkeit, wie ich zugeben muss, dass mir die von Protestanten übernommenen ehemals katholischen Kirchen kastriert erscheinen. In Bad Doberan hatte ich eine schöne Kirche aus der Backsteingotik gesehen, in der man durch die Entfernung aller Heiligenfiguren einen trostlos kahlen Eindruck erreicht hatte. Am Protestantismus habe ich nie sehr viel Anziehendes gefunden, ganz zum Unterschied von der Ostkirche. Heute kann ich die Werte des Protestantismus rationaler erkennen, wie die Freiheit der Lehre, die allerdings gerade die Negation des Katholischen voraussetzt. Sie war großzügig genug, meine Kritik mehr als Freimütigkeit denn als Taktlosigkeit zu betrachten und so blieb unser Einvernehmen ungetrübt. Wir standen bis 1952 in Briefwechsel – aber ich weiß nicht mehr, was sie auf meine antiprotestantische Attacke einwendete. Das spricht gegen mich, denn wäre ich auf ihre Antwort eingegangen, dann wäre sie mir in Erinnerung geblieben. Meine unausgegorene Aggression hatte sicherlich noch viele Unklarheiten zu kompensieren.

Während meines Urlaubes hielt ich drei Vorträge in unserer Gruppe, darunter einen über „Russische Kunst“. Es freute mich, wie interessiert unsere Leute mitgingen. Ich traf auch einen lieben Schulfreund: Graf Oswald Thun-Hohenstein, der kurze Zeit vor mir eingerückt war. Er hatte mit der Selbstverständlichkeit der Aristokraten, deren Erzie-

hung auf gesellschaftliche Herrenfunktionen abzielt, die Offizierslaufbahn eingeschlagen und war Leutnant geworden. Seine Vornehmheit war echt, ebenso wie seine Freundschaft und sein eindeutiger Katholizismus. Auch er, der sicher vieles hätte schaffen können, wurde in der sinnlosesten Phase dieses sinnlosen Krieges verheizt und fiel, wenn ich es richtig weiß, in Italien.

Der Genesungsurlaub war zu Ende und ich fuhr zu meinem Ersatztruppenteil nach Arys/Orzysz zurück. Bis nach Korschen/Korsze kam ich mit einem direkten Zug. Schon dort traf ich auf Leidensgefährten, die mit mir über Lötzen/Giżycko einer einmal wirklich angenehmen Überraschung entgegenfuhren. In der Zwischenzeit waren nämlich die Jägerbataillone in Russland zur 1. Ski-Jäger-Division vereinigt worden; es sollte nie eine zweite derartige Division geben. Außerdem war der Ersatztruppenteil zum Teil nach Taus/Domazlice, zum Teil nach Pilsen/Plzeň verlegt worden, wir trafen ein Nachkommando an, das Leute mit entsprechendem Anrecht auf Urlaub schicken durfte.

Ich konnte wieder nach Wien zurück und bis 18. April 1944 dort bleiben. Die Fahrt nach Arys und zurück hatte meine Teilnahme am Krieg wieder um einige Tage verkürzt. Der neue Urlaub unterschied sich kaum von dem Genesungsurlaub. Ich studierte, lernte und lebte wie ein Mensch. So hatte ich den Winter überstanden. Allen außer Hitler und seiner Clique, die in verbrecherischer Feigheit Deutsche und Österreicher, Verbündete und Feinde sinnlos opferten, um das eigene Leben zu verlängern, war es klar, wie dieser Krieg ausgehen musste. Nur mehr eines war wichtig: mit Anstand zu überleben und möglichst viel Leben zu erhalten, damit dann, wenn der nazistische Spuk vorbei sein würde, möglichst viel Kräfte für den Aufbau bereitstünden.

Tschechisches Zwischenspiel

Nach dem Urlaub fuhr ich nach Taus/Domazlice, etwa 50 km von Pilsen/Plzeň entfernt, wo unser Ersatztruppenteil lag. Wir beschäftigten uns damit, ohne erfindlichen Grund, fast jeden zweiten Tag von einer Unterkunft in die andere zu ziehen, sodass von einem geregelten „Dienst“ keine Rede sein konnte. Im Gegenteil: Wenn die Katzen nicht wissen, was sie wollen, haben die Mäuse Kirtag.

Eines Sonntags ging ich mit einem Kameraden in eine tschechische Kirche, was wohl nicht geradewegs verboten, aber doch auch nicht recht erlaubt war. Als wir auch an der Kommunion teilnahmen, zeigten die beifälligen Blicke der Bevölkerung, dass der demonstrative Akt der Verbrüderung verstanden worden war. Die Sache hatte keinerlei Folgen, denn unsere lieben Vorgesetzten quälte nur die eine Sorge, was sie mit uns anfangen sollten.

Aus der freundlichen Stadt Taus/Domazlice übersiedelten wir schließlich Ende April nach Pilsen/Plzeň, wo wir zwar die intime Atmosphäre des kleinen Ortes vermissten, uns aber sonst auch ganz wohl fühlten. Die Stabskompanie des Skijäger-Ersatzregimentes 1 war in der Ostkaserne untergebracht, einem nicht eben eleganten, doch sympathischen Gebäude. Schon in den ersten Tagen, solange noch keine strenge Dienstordnung ausgebrochen war, schrieb ich, während die übrige Stubenbelegschaft von etwa 15 bis 20 Mann ausgegangen war, eine kleine Arbeit, eine Fingerübung für später: „Vom Wesen des Paradoxen“; eine Woche später eine andere: „Er flog zu höchst“, nach dem Nietzsche-Gedicht „Vogel Albatross“ aus den „Idyllen aus Messina“³². Ich versuchte in beiden, das Zusammenfallen der Gegensätze in Gott an Hand von mathematischen Unendlichkeitsrechnungen begreiflich zu machen. Ohne dass ich es so genannt hätte, handelte es sich um die „Coincidentia oppositorum“, die mir da vorschwebte. In einem Brief von der Front gebrauchte ich sogar das Gleichnis von der Kreisperipherie, die zur Geraden wird, sobald der Radius unendliche Größe erreicht. Dann fallen, wie Ruhe und Bewegung in Gott, Gerade und Rundung zusammen. Ich glaubte damals, etwas Besonderes entdeckt zu haben, bis ich 1945 an der Wiener Universität Alois Dempf hörte, der in seiner ersten Vorlesung von der „Coincidentia oppositorum“ des Nicolaus von Cues sprach. Ich musste zur Kenntnis nehmen, dass diese Idee immerhin schon 500 Jahre alt war, als ich sie fand. Als ich

nach der Vorlesung einem Freund, der auch Psychologie studierte, mein Missgeschick erzählte, sagte der einfach: „Sei froh, so weißt Du wenigstens, dass es kein Unsinn war.“ Das hatte zwar eine Menge Logik, war aber doch nur ein schwacher Trost.³³

In Pilsen/Plzeň sah ich wiederholt tschechische Filme. Sie waren einfallsreich, üppig und sehr humorvoll. Ich versuchte, mich auf diesem Wege in die Mentalität der Tschechen einzufühlen, die auch in Wien eine bedeutende Komponente bildet. Direkten Kontakt mit der Bevölkerung bekam ich nicht, was mir leid tat, denn ich hätte gerne mehr von ihr gewusst. So beschränkte ich mich darauf, jeweils meine Zigarettenration bei einem Kellner gegen 1 kg Weißbrotmarken umzutauschen – das war der Kurs – so dass ich genügend zu essen hatte.

In meiner Stube lag ein Deutscher aus dem sogenannten Sudetenland, dessen Intelligenz mit ihrer antiösterreichischen Aggression und großdeutschen Ideologie viel zur Unterminierung der österreichisch-ungarischen Monarchie beigetragen hat, weil sie sich nicht zu der Völkergemeinschaft mit den Tschechen bekennen wollte, die ihr geopolitisch nahegelegt war. Hitler hatte dann sogar die Absicht, die Tschechen nach Sibirien auszusiedeln. Man darf sich über die tschechische Reaktion 1945 somit nicht allzu sehr wundern. Der Mann in meiner Stube aber war das, was Ernst Karl Winter „Sudetenösterreicher“ nannte. Er „kollaborierte“ mit den Tschechen. Er konnte Tschechisch und brachte auch einen Tschechen zu uns auf die Bude, einen großen, etwa 50-jährigen Mann, mit überkompensiert zur Schau getragenen Stolz. Er war Graphologe, sprach aber leider demonstrativ kein Deutsch. Ich versuchte, ohne großen Erfolg, mich mit ihm auf dem Umweg über den Sudetendeutschen zu unterhalten. Vielleicht hätte er mit mir, dem Wiener, deutsch gesprochen, wollte sich aber der anderen wegen nicht darauf einlassen.

Ein Norweger, der sich auch in meinem Zug befand, hatte seltsamerweise einen recht guten Kontakt mit der Bevölkerung, jedenfalls mit den tschechischen Mädchen, zumindest erzählte er gerne davon. Einmal sei er von dem Bett eines Mädchens wenig bekleidet aus dem Fenster geflüchtet. Wie er zur Deutschen Wehrmacht gekommen war, erklärte er mir dagegen nie. Da er sich antinazistisch gab, nehme ich an, dass er wohl aus irgendeinem politischen oder pangermanistischen Grund zum deutschen Militär gestoßen, dort jedoch von seinen Ideen gründlich genesen war. Er suchte mich als Österreicher so oft es ging

ins Gespräch zu ziehen, aber der Antinazismus als einzige Basis war mir doch zu schmal. Anders mit einem Katholiken aus Mitteldeutschland, Sohn eines Möbelindustriellen, mit dem mich mehr als nur der Antinazismus verband. Er verstand es großartig, sich dumm zu stellen, und war ein Prototyp dessen, was man im deutschen Heer „sturer Bock“ nannte. Wir fanden uns zu ausgedehnten Gesprächen zusammen. Ich habe keine Ahnung, was aus ihm geworden ist.

Weil ich mir gerne etwas auf Wehrmachtskosten ansehen wollte, begann ich, an meiner Kurzsichtigkeit des rechten Auges zu leiden. Ich sehe auf dem rechten Auge wirklich schlechter und wenn ich, wie am Schießstand, gut sehen wollte, schoss ich links. Aber ich wollte auch niemanden treffen. Trotzdem beantragte ich Schießbrillen, weil man sich gewöhnlich in eine große Stadt begeben musste, um sie anzupassen und in diesem Fall musste ich nach Prag/Praha geschickt werden. Den Schießbrillen, die ich dann doch nicht bekam, weil ich schon wieder „abgestellt“ war, als man sie fertig hatte, verdanke ich meinen ersten Besuch in Prag. Ich kaufte mir einen Reiseführer, um mich auf den Besuch vorzubereiten. In diesem Buch fand sich ein Merkblatt, von dem ich zunächst glaubte, die Tschechen hätten es zur „Zersetzung der Wehrkraft“ beigelegt. Ich überzeugte mich schließlich, dass es sich um ein richtiges Schriftstück der Deutschen Wehrmacht handelte. Die Bestimmung war schon aus der Überschrift zu entnehmen:

*„In die Tasche des Soldbuches einlegen: Merkblatt 33/13
Deutscher Soldat!*

*Merkblatt zur Verhütung von Geschlechtskrankheiten
vom 1.7.43. Deutscher Soldat! (Schon wieder)*

Hüte dich vor geschlechtlichen Ausschweifungen! (Die Wehrmacht zeigt Moral?) Sie setzen deine Leistungsfähigkeit herab (das ist der Kern der Moral!) und sind deiner Gesundheit nicht zuträglich. Ein geschlechtskranker Soldat kann keinen Dienst leisten. (Um Gottes Willen!) Selbstverschuldete Dienstunfähigkeit aber ist eines deutschen Soldaten unwürdig. (Wie glücklich jene, die aus Fremdvorschulden dienstunfähig sind; sie sind dienstunfähig und würdig zugleich!) Von dir erwartet das Vaterland (Wer ist das?) nicht nur volle soldatische Leistung,

es will auch, dass du einst eine gesunde Familie gründest und Vater gesunder Kinder wirst. (Künftiger Soldaten!) Meide den Alkoholgenuss (wie der Führer), er lähmt die Willenskraft und führt oft auf Abwege!

Meide den Umgang mit leichtfertigen Frauenspersonen. (Halte dich an Wehrmachtspuffs!) Sie sind fast immer geschlechtskrank!

Hast du dich in einer leichtfertigen Stunde zum außerehelichen Geschlechtsverkehr verleiten lassen, so entziehe dich nicht in unverantwortlicher Weise den Sanierungsvorschriften. (Der Höhepunkt der Wehrmachtsmoral.) Auf jeden Fall merke dir Namen, Aufenthaltsort, Wohnung und Äußeres der Frau, mit der du Geschlechtsverkehr hattest. (Nur eine richtige und ordentliche Buchführung rechtfertigt den Soldaten!)

Die Sanierung, möglichst bald nach dem Geschlechtsverkehr vorgenommen, tötet die Krankheitserreger ab und kann dadurch vor einer Geschlechtskrankheit schützen. Sie ist wertlos, wenn sie zu spät ausgeführt wird. Höre auf deine Vorgesetzten und folge den Befehlen, die sie zur Verhütung von Geschlechtskrankheiten gegeben haben! Beherzige die Gesundheitsbelehrungen und Mahnungen deines Truppenarztes! (Denn er ist ein Menschenfreund!)

Verheimliche niemals dein Leiden und versuche unter keinen Umständen dich selbst zu behandeln. Höre nicht auf die Zuflüsterungen und Ratschläge unverantwortlicher Laien. (Es handelt sich um Feindagenten!)

Jede Laienbehandlung von Geschlechtskrankheiten ist gesetzlich verboten. Unzweckmäßige oder ungenügende Behandlung rächt sich oft schwer durch nicht wieder gutzumachende Folgen für dich und deine künftige Familie!

Strafbar ist es ferner, wenn du dich ohne Wissen deines Truppenarztes in Behandlung von Zivil- oder ausländischen (das sind ganz schlimme!) Ärzten gibst.

*Nimmst du an deinem Körper Anzeichen wahr, die dir verdächtig und krankhaft erscheinen, so melde dich umgehend beim Truppenarzt. Jede Geschlechtskrankheit ist heilbar, wenn sie rechtzeitig und sachgemäß behandelt wird. Darum verzweifle nicht, wenn du erkrankt bist, sondern vertraue dich deinem Truppenarzt an; er wird dafür sorgen, dass du wieder gesund wirst.
(Und er wird dein Vertrauen niemals enttäuschen.)³⁴*

Ich legte dieses Merkblatt zwar nicht in mein Soldbuch, aber ich habe es aus kulturhistorischen Gründen aufgehoben, um mit ihm zu zeigen, welch „blanken Schild“ die „Ehre der deutschen Wehrmacht“ besaß. Sie sanierte ihre Soldaten.

Weit gründlicher studierte ich den Reiseführer, und ich war von Prag überwältigt. Diese traumhaft schöne Stadt voll schwerblütiger Düsterei, versponnen in Geschichte und Schicksal. Die Karlsbrücke über die breit strömende Moldau, der Hradschin, das Alchemistengässchen, der St. Veitsdom – es war kaum zu fassen. In Österreich kann es mit dieser Schönheit höchstens Salzburg aufnehmen; in Deutschland gibt es wohl keine Stadt, die an die herbe Pracht Prags heranreicht. Krakau hat manchen ähnlichen Zug, weil es ebenso wie Prag auf dem Kreuzungspunkt verschiedener Kulturen gewachsen ist. Ich hatte leider zu wenig Zeit, ich musste mein Alibi erbringen und so ging ich denn in die Augenklinik und sagte die Buchstaben auf. Dann fuhr ich wieder zurück, mit schwerem Herzen.

Zu Pfingsten standen Schnitzel auf der Speisekarte, sie wurden mit einer merkwürdigen Sauce angerichtet, die einem Österreicher den Magen umdrehte. Wenn man die Sauce, nachdem man seinen „Schlag“ Essen bekommen hatte, wegkratzte, ging leider auch die Panier mit, aber was sollte man machen, die Sauce war wirklich unerträglich.

Unser Zugsführer war ein Feldwebel aus Norddeutschland, ein netter älterer Mensch. Er stellte mich den Offizieren vor und verlangte von mir, ich sollte mich während des Exerzierens nur recht eingehend mit ihnen unterhalten, damit Zug und Kompanie ihre Ruhe hätten. Als ein Leutnant bei dieser Gelegenheit erfuhr, ich wolle Psychologie studieren, erzählte er mir, er habe auf einer Universität ein psychologisches Seminar mitgemacht. Bei einem Experiment sei unter einer Art Glassturz ein Baby mit Blau-, Rot-, Gelb- und Grünlicht bestrahlt wor-

den, dabei hätte man seine Reaktionen untersucht. Es sei „unheimlich interessant“ gewesen. Leider konnte ich ihn nicht dazu bringen, sich mit mir in einem gemäßigten Ton zu unterhalten; das Schreien und Brüllen war ihm schon zur zweiten Natur geworden. Wir hatten ihn nur eine Woche. Beim nächsten klappte es besser, es war ein Oberleutnant oder Leutnant, hinter dem ständig ein Fähnrich herlief. Es gelang mir, einen Pfeil zielsicher in sein soldatisches Erregungszentrum abzuschießen und es gab jedes Mal eine Diskussion, wenn wir mit der PAK exerzierten. Ich unterhielt mich lieber mit ihm als mit der PAK und die anderen taten sich, da die Herren Offiziere kein Interesse für sie zeigten, auch nichts an, sondern unterhielten sich ihrerseits mit dem Feldwebel. Alle Beteiligten hatten ihren Vorteil.

Was den Oberleutnant von seinen dienstlichen Belangen ablenkte, war meine Behauptung, der Gleichschritt, überhaupt die Wiederholung des Gleichen, zerstöre die Persönlichkeit, die sich gerade und nur im Einmaligen ausdrücke; im Verwandten aber doch Andersartigen; im Ähnlichen, aber nicht im Gleichen. Ich hatte das von Ludwig Klages, dessen Ausdruckspsychologie ich auch heute noch schätze, mit dessen Weltanschauung und philosophischem Grundkonzept ich mich jedoch später noch entscheidend auseinandersetzte, als ich der Existenzphilosophie begegnet war. Ich hatte auch damals schon meine Bedenken gegen seine Rhythmus- und Takt-Vorstellungen, aber sie waren großartige Argumente, um einen Militaristen zu ärgern oder wenigstens in der Diskussion zu halten. Der Leutnant und sein Fähnrich setzten alle ihre Gehirnwindungen in Bewegung, um den reinen Ehrenschild der Wehrmacht von diesen Vorwürfen zu reinigen; die Debatten dauerten stundenlang, ohne Ergebnis natürlich. Nicht alle wussten es zu schätzen, dass ich mich, statt mit der PAK zu exerzieren, mit den Offizieren unterhielt. Ein Oberjäger, der mit einer Geschützmannschaft Stellungswechsel übte, setzte das Geschütz direkt vor uns auf und fixierte mich dabei, als wollte er sagen: „Wie ehrlos ist es doch, mit den Offizieren ein Plauderstündchen abzuhalten, während sich die Kameraden mit dem Geschütz abmühen!“ Dabei hätte er die Kameraden ruhig ausruhen lassen können, denn der Oberleutnant kümmerte sich ohnehin nicht darum. Ich winkte dem Oberjäger freundlich zu; er sah mich wütend an, allerdings ohne die gewünschte Beachtung des Oberleutnants zu finden, der hoffnungslos in die Philosophie des Gleichschritts verstrickt war. Ich ging weiter mit ihm auf und ab, wobei

ich mich bemühte, ihm immer den Blick auf die Truppe zu verstellen. Der Feldwebel war mit mir zufrieden, und ich war es auch.

So kam der Augenblick heran, da wir aufmerksam gemacht wurden, dass die Zeit des selbst damals sehr guten Pilsner Bieres vorbei sei und wir uns zur Abstellung bereit zu machen hätten. Um den 6. Juni 1944 sollte es losgehen. Jeder tat noch schnell, was er für das Wichtigste hielt. Einer aus meiner Gruppe machte sich rasch auf um in das Standort-Puff zu gehen. Wir versuchten ihn zurückzuhalten, aber er ließ sich den „Genuss“ nicht ausreden. So ging er denn und erzählte uns dann verärgert und mit einem Katzenjammer, wie er es gefunden hatte: In einem Raum seien die Frauen, nur mit einem Rock bekleidet und mit nacktem Oberkörper herumgegangen und er hätte sich eine davon ausgesucht. Die sei mit ihm aufs Zimmer gegangen, habe den Rock abgelegt und alles willenlos über sich ergehen lassen. Nach 10 Minuten sei alles erledigt gewesen und sie habe ihn hinausgeschmissen. Die Hure sei eine gekaufte Tschechin gewesen.

Wir kamen nach Taus/Domazlice, empfingen Fahrtausrüstung, konnten Marketenderwaren kaufen so viel wir wollten und dann wurden wir verladen. Das Kommando hatte einen Spieß, nur mit der Aufgabe, uns an die Front zu bringen. Es war strahlendes Wetter, als man uns neuerlich in Viehwaggons unterbrachte. Diesmal war es wesentlich bequemer, wir waren weniger und hatten mehr Platz. Also wieder nach vorn.

Sonne über der Weichsel

Die Stimmung im Zug war besser, als sie es Mitte 1944 eigentlich hätte sein dürfen. Da war ein Wiener Feldwebel, der sogar mit den Jägern auf „Du“ stand, und da war der Spieß, der uns an die Front bringen sollte. Da ich mich schon eingehend mit Graphologie beschäftigt hatte, streckten mir alle, nachdem einmal die Sprache darauf gekommen war, Briefe hin, zu denen ich etwas sagen sollte. Der Wiener Feldwebel hatte auch einmal etwas von Graphologie gehört, aber er machte es sich sehr einfach. Zu einer Schrift, die gerade verlief, äußerte er: „Na, a strebsamer Mensch ist das net.“ Weil die steigende Zeile fehlte, schloss er auf mangelnde Strebsamkeit. Weit her kam das nicht.

Der Spieß holte einen Brief seiner Frau heraus und hielt ihn mir hin. Obwohl ich sonst die Briefe nicht las, überwog in diesem Fall doch die Neugier. Der Spieß war reichlich vom Alkohol eingenommen, schwankte etwas und hielt langatmige Reden, während ich mich mit dem Brief beschäftigte und ihn unter Vortäuschung größter Konzentration rasch entzifferte. Seine Frau schrieb unter anderem, sie halte es für sehr gescheit, dass er Marketenderwaren kaufe; sie habe schon einen ganzen Kasten voll von Schnaps, Schokolade und Zigaretten. Dieses offenerzige Bekenntnis einer treudeutschen Seele belustigte mich, denn ich hatte noch nie Schnaps als Marketenderware erhalten. Ich beschrieb dann den Charakter der Schreiberin, wobei ich einflocht, sie habe einen starken Drang zum Sammeln, vor allem von Schnaps, Schokolade und Zigaretten. Alle lachten, da sie die Zusammenhänge vermuteten; nur der Spieß lachte nicht, sondern schwankte noch mehr und sah mich etwas erstaunt an. Dann machte er eine wegwerfende Handbewegung und hielt mir verbrüdernd die Flasche hin, nachdem er sie umständlich von der rechten in die linke Hand genommen hatte. Ich hatte nichts gegen ihn, also ließ ich die Marketenderwaren auf sich beruhen und nahm einen kräftigen Schluck, dann noch einen und noch einen. Der Spieß betrachtete mich von da an auch nüchtern mit betonter Hochachtung, die sicher nicht meiner Person und meiner Psychologie galt, und er war sichtlich froh, als er sich von mir trennen konnte, da wir an unserem Bestimmungsort angekommen waren.

Wo das genau war, weiß ich nicht mehr; ich bekam nur kleine Orte zu Gesicht. Es muss ungefähr auf der Höhe des 51. Breitegrades gewesen

sein, denn wir kamen später, nach tagelangen Rückzügen, in der Höhe von Anopol, etwas nordnordwestlich von Sandomir/Sandomierz an die Weichsel.



Abbildung 16: Wilfried Daim 1944

Wir kamen zu einer Kompanie, mit ihr an die Front, der Russe griff an und wir schlugen ihn ab, doch war auch dieser Angriff mit verhältnismäßig schwachen Kräften und nur mit Unterstützung von Granatwerfern durchgeführt worden.

Dann ergab sich eine Umgruppierung. Ich kam zu einer Kompanie mit einem steirischen, sekundärpreußischen Leutnant als Befehlshaber. Er war groß, sportlich und demonstrierte eine kernig-saure Herbheit, die an gewisse steirische Äpfel erinnerte. Er war sicher ein Nazi und man konnte ihm nur durch Schneidigkeit imponieren. Immerhin hatte er für Österreicher eine Schwäche, die er jedoch zu verbergen suchte. Ich studierte ihn ein wenig und gedachte nun doch einen Offizierskurs anzustreben. Ich verband damit nicht mehr die Absicht, auf einen höheren Posten zu gelangen, um gewissermaßen den von Schuschnigg 1938 vermiedenen Kampf zwischen Österreich und Hitlerdeutschland auf einer anderen Ebene aufzunehmen; es ging mir nur mehr um

Die Zeit vom 14. bis 18. Juni 1944 ist mir nur als großer Wirrwarr in Erinnerung und ich kann mir kaum einige wenige Ereignisse ins Gedächtnis zurückrufen. Ich war, obwohl ich wusste, dass eine schwere Zeit bevorstand, doch auch froh darüber, wieder in Russland zu sein. Als untypischer Österreicher lasse ich mich auch von patriotischen Gründen nicht bestimmen, die Berge besonders zu schätzen, ich liebe die Ebene und die Weite und Russland ist ein Land nach meinem Sinn. Ich schrieb damals in einem Brief: „Nun bin ich das zweite Mal in diesem weiten Land und ich habe mich in mancher Hinsicht darauf gefreut. Diese großen Ebenen haben einen eigenen Reiz, über dessen Natur ich mir nicht klar bin [...].“

das Überleben. Auf einer Kriegsschule hätte ich wieder für längere Zeit etliche Kilometer zwischen die Front und mich gelegt. Der Krieg konnte höchstens noch ein Jahr dauern, wie ich damals vermutete, und bis dahin war nichts anderes mehr zu tun. Ein politischer Offizier hatte uns mit etwa einer Woche Verspätung von der Landung der Alliierten in Nordfrankreich informiert. Sein Kommentar war: „Na, die werden’s ihnen schon zeigen!“ Damit konnte man natürlich nicht viel anfangen; den Russen zeigten wir es nun schon reichlich lange, wie wir durch Rückzüge und Frontbegradigungen großartige Abwehrerfolge zu erzielen in der Lage waren, und wenn es nicht gelungen war, die Alliierten innerhalb weniger Tage aus Nordfrankreich hinauszuerwerfen, dann war es dafür für immer zu spät. Die deutschen Armeen in Nordafrika hatten schon kapituliert.

Ich ging zu dem schneidigen Leutnant und erzählte mit sanfter Korrektur der realen Tatbestände, dass mich nur meine neuerliche Erkrankung daran gehindert habe, schon längst auf die Kriegsschule zu kommen. Er versprach gläubig, daran zu denken, außerdem sah er mich daraufhin mit etwas anderen Augen an.

Während dieser Zeit verpasste man uns in irgendeiner Scheune eine Filmvorführung; es war ein Lehrfilm, und zwar wurde gezeigt, auf welche Weise ein verlobtes Paar – ein braver Soldat und eine hübsche, potentielle deutsche Mutter – in Schwierigkeiten geraten, weil ein zweifelhafter Kamerad des jungen Mannes die Braut in einem Lokal trifft und ihr einredet, sie sei zu gut für ihren Verlobten. Sie trinken miteinander, er begleitet sie durch einen Wald nach Hause, er umarmt sie, sie wird schwach und sinkt mit ihm auf die Erde nieder. Tags darauf fragt sie ihren Verlobten, ob er meine, dass ein Verlobter seinem Mädchen verzeihen könne, wenn sie einen Fehltritt begangen habe. Darauf antwortet er ahnungslos, es sei schwer, aber man könne schon darüber hinwegkommen. Als sie ihm jedoch dann gesteht, wie die Frage gemeint war, kann er sich nur schwer beruhigen. Der Bösewicht und Störenfried aber bekommt in der Kaserne plötzlich furchterliche Krämpfe, denn er ist geschlechtskrank. Also ist auch die arme Braut angesteckt, sie muss ins Spital, wird geheilt, kommt glücklich wieder heraus und sinkt ihrem Verlobten in die offenen Arme. Dieser Kohl sei, fand unser Leutnant, ein ganz ausgezeichneter Film.

Auf einer großen Wiese betrieben wir Sport „zur Ertüchtigung“. Ich lief 3000 Meter und wurde dabei zwar nicht Erster, aber ich hielt mich

ganz gut. Der Leutnant bemerkte tadelnd, ich sollte als Offiziersanwärter ein besserer Sportler sein; ich redete mich auf meine Krankheit aus. Das nahm er zur Kenntnis und schickte mich auf einen divisionseigenen – ich war nach wie vor bei der 1. Skijäger-Division – Unterführerkurs, der etwa um den 6. Juli 1944 begann. Ich nahm die neue Chance zu überleben, gerne wahr. Wir waren etwa 30 Mann, man hatte uns etliche Kilometer hinter der Front zu viert in Zelten untergebracht, die eine kleine Gruppe in der Nähe eines Tümpels mit gutem Wasser bildeten. Die Landschaft war steppenartig mit wenig Bäumen, aber viel Gras. Etwas abseits davon standen einige Häuser. Die Bewohner bekam ich nie zu sehen. Wir hatten auch Befehl uns von den Häusern fernzuhalten.

Den Lehrgang leitete ein Feldwebel. Er war groß und breit, rund 40 Jahre alt, mit schütterem Haar und stammte aus dem Rheinland. Er hatte Matura und war weder dumm noch sadistisch; unsere Übungen verliefen durchaus in normal-menschlichem Rahmen, ohne jede Art von Überhitzung. Er lachte gerne und war auch sonst ein netter Mensch, doch seine Freizeitgespräche kreisten fast ausschließlich um das Sexuelle. Wenn ihm jemand Zoten auftischte, war er begeistert. Er selbst hatte natürlich auch eine Menge solcher Geschichten auf Lager. Er war längere Zeit in Norwegen gewesen und erzählte, er habe dort ein Verhältnis mit einer norwegischen Tänzerin gehabt, die es meisterhaft verstanden habe, ihn aufzuregen. Nach einer Ekstase habe sie nackt vor ihm getanzt, bis er wieder genügend erregt gewesen sei.

Er sprach auch von einem Puff in Oslo, wo ihm eines der Mädchen erzählt habe, sie sei eine französische Studentin, die sich hier ihr Studium verdiene; also eine Werkstudentin mit eigenartigem Werk. In den Zelten gab es heftige Debatten zwischen den Teilnehmern an dem Lehrgang, einigen Studenten und unter diesen einige betonte Katholiken, aber eigentlich keine militanten Nazis. Als ich den Feldwebel einmal fragte, warum er nicht Offizier geworden sei, erklärte er freimütig: „Hier geht es mir viel besser. Und eine solche Stelle – nämlich als Leiter solcher Lehrgänge – bekomme ich nicht wieder.“ Das hatte viel für sich.

Wir erhielten also eine Unteroffiziersausbildung und übernahmen uns dabei nicht. Das Wetter war schön, wir hatten eine gute Zeit, leider war sie nur auf etwa zwei Wochen bemessen. Als besonders angenehm empfand ich es, dass wir dann und wann in nahegelegenen kleinen

Teichen baden konnten. Ich glaube, an einem Sonntag, wahrscheinlich am 16. Juli 1944, fand in einer Art Scheune eine „Abschlussfeier“ mit Schnaps statt. Es wurde gegessen, getrunken und gesungen und es war ganz gemütlich. Als dann jedoch der Abend sich neigte, zog jemand einen maschineschriebenen Text hervor und begann eine pornographische Geschichte vorzulesen. Es handelte sich um eine erwachsene Frau, die einen halbwüchsigen Buben verführt; die Erzählung ging ins kleinste Detail. Ich verließ mit etwa fünf anderen den Raum, obwohl uns der Feldwebel zu bleiben befahl. Er war einerseits nicht der Mann, uns wegen Befehlsverweigerung anzuzeigen, andererseits hätte er den Befehl, sich eine pornographische Geschichte anzuhören, vor dem Kriegsgericht kaum vertreten können. Wir legten uns in unseren Zelten nieder und rechneten damit, am nächsten Tag zur Kompanie zurückgeschickt zu werden. Aber nichts dergleichen geschah.

Der Russe hatte vor einigen Tagen auch in unserem Frontabschnitt angegriffen, war jedoch abgewiesen worden. Bei den benachbarten Abschnitten war er aber durchgebrochen, sodass auch unsere Division zurückgenommen werden musste. Da man den Unterführerkurs nicht mitten in einem Stellungswechsel zur Kompanie zurückschicken wollte, blieben wir während dieses Rückzugs als geschlossene Einheit beisammen. Wir befanden uns in der Nähe der Trosse und waren weit von unseren Kompanien entfernt. Wir sahen auch Zivilisten, Männer und Frauen, die sich an dem Rückmarsch beteiligten. Ich bedauerte sie ehrlich, denn sie waren das Marschieren nicht gewöhnt und es ging täglich oft 40 oder 50 km zurück. Dabei blieb das Wetter nicht schön; es regnete zeitweise, man schlief nachts auf nassem Boden. Die armen Zivilisten waren in Lumpen gehüllt; und ich konnte gut verstehen, dass in der Dunkelheit immer wieder ein paar verschwanden, um im Wald versteckt auf die Sowjets zu warten, Niemand verfolgte sie, die Truppe hatte weder Zeit, noch Energie dazu.

An einen sogenannten Hiwi (Hilfswilligen) erinnere ich mich in diesem Zusammenhang besonders deutlich. Er schälte Kartoffeln und sprach mit einigen Soldaten. Ich hockte mich dazu und zersetzte die Wehrkraft mit einer lauten Schimpferei auf die blöde „Rassenlehre“, und der Russe nickte eifrig. Er tat mir leid. Wenn er bis zum bitteren Ende bei uns bliebe, würde er sicherlich von seinen Leuten wegen Hochverrats umgebracht. Flüchtete er jetzt bei dieser guten Gelegenheit in den Wald und wartete auf die sowjetischen Truppen, dann hätte

er Chancen, sich mit irgendeiner Geschichte den Hals zu retten. Er brauchte offensichtlich nur noch einen Anstoß von außen. Mit meinen Ausfällen gegen die Naziideologie, bei denen ich allerdings auch unmissverständlich zeigte, dass ich kein Kommunist war, sprach ich seine Entschlussfähigkeit an. Ich merkte an seinem Blick, dass nicht mehr viel fehlte. Da stand ich auf, ging nahe an ihm vorüber und flüsterte: „Hau ab, Iwan!“ In der folgenden Nacht verschwand er.

Am 20. Juli lagerten wir spät abends in der Nähe einer Feldküche. Als ich das warme Essen empfangen hatte, lehnte ich mich an die Gulaschkanone und begann zu essen. Neben mir schimpfte ein mir unbekannter Trossmann vor sich hin: „Das blaue Blut, das blaue Blut!“ Ich begriff nicht und fragte: „Was hast du denn nur mit dem blauen Blut?“ Er aber stöhnte weiter und ich konnte nur schwer herausbekommen, warum er so aufgeregt war. Das Attentat Stauffenbergs auf Hitler war bekannt geworden und er konnte sich nicht fassen: „Man darf keinen dieser Kerle leben lassen“, sagte er, „man hätte sie gar nicht in ihre Stellungen lassen dürfen. Das blaue Blut, das blaue Blut!“ Dabei hatte er – von seinem Standpunkt aus – gar nicht so unrecht. Diese Widerstandskämpfer waren zumeist Adelige, die den Kampf der Primärfeudalen gegen die Sekundärfeudalen ausfochten. Ich spürte damals diese Zusammenhänge, hatte sie aber noch nicht im Kopf. Die Primärfeudalen waren mir natürlich hundertmal lieber als die Sekundärfeudalen; außerdem gab es nur eine einzige Gruppe in Deutschland, die mit Erfolg gegen Hitler vorgehen konnte, und das waren eben die hohen Militärs. Ich kannte das schon aus eigener Erfahrung. In den unteren Schichten des Militärs gab es eine derartige Fluktuation, dass sich ein Widerstand gegen das Regime nicht organisieren ließ. Demgegenüber war es für höhere Offiziere leichter, miteinander Kontakte aufzunehmen. Dies und die relative Nähe zur Führungsspitze versetzte nun gerade jene in die Lage, tatsächlich gegen das Regime vorzugehen, die ihrer ganzen Erziehung und Berufsmoral nach am wenigsten zur Revolution neigten. Jeder kleine bolschewistische Berufsrevolutionär hätte das Attentat besser organisiert. Aber dass diese Konservativen Revolution machten, stellt ihnen, eben um der großen Hemmungen willen, die sie zu überwinden hatten, ein Zeugnis bedeutender Moralität aus. Andererseits war für sie, die die völlige Aussichtslosigkeit des Krieges aus nächster Nähe am besten beurteilen konnten, auch die moralische Verpflichtung zur Revolte größer als etwa für ein-

fache Soldaten. Jedenfalls bewunderte ich Stauffenberg und litt unter dem unglücklichen Ausgang dieses Versuches, im letzten Augenblick noch etwas zu retten. Wie sich später zeigte, war auch das politische Konzept der Widerständler, besonders in Hinblick auf Österreich, sehr verworren, aber es war immerhin schon nicht mehr das Hitlers.

Der nazistische Trossbulle stand mit seinen Ausfällen gegen das blaue Blut ziemlich allein. Die andern suchten genau so wie ich aus seinen Reden zu erfahren, was denn nun wirklich geschehen war. Er hatte die Information offenbar von einem Funker. Er war böse, als er so wenig Beifall für seine Rede erntete und sein Hass richtete sich vornehmlich gegen mich, wahrscheinlich hatte ich ihn etwas höhnisch betrachtet. Ich konzentrierte mich auf das Fleisch in meinem Kochgeschirr und sah zu, dass ich schleunigst außer Sichtweite kam.

Einige Tage darauf warfen die Russen Flugblätter ab, die uns mit Hinweisen auf die Revolte in Berlin zum Überlaufen veranlassen wollten. Der Gedanke war mir nicht mehr fremd, ich sah es als meine Pflicht an, Leben zu erhalten, auch das eigene, aber meine Angehörigen wären gefährdet gewesen; man hätte die Sache als eine unfreiwillige Gefangennahme kaschieren müssen und ob das gelungen wäre, schien mir mehr als fraglich.

Wir marschierten durch eine Gegend mit Brunnen, die so tief waren, dass man das Wasser nicht mehr heraufpumpen konnte. Danach erreichten wir einen Landstrich, wo die Weichselbäume in voller Frucht standen; die Soldaten rissen ganze Äste ab, um sich das Pflücken zu erleichtern, wogegen ich vergeblich Einspruch erhob. Schließlich lagerten wir kurze Zeit in einen Garten mit Kirschbäumen. Das Wetter war wieder schön. Ein Pferd, struppig und ohne Sattel, lief herum und ich versuchte zu reiten. Jemand schlug, als ich oben saß, dem nervösen Tier mit einem Ast auf die Kruppe und es ging durch, auf einen Baum zu; ich musste mich herunterfallen lassen.

Endlich überquerten wir, etwa um den 1. August 1944, die Weichsel, und hier war vorläufig Endstation. Wir wurden verschiedenen Kompanien zugeteilt. An der Front kamen wir sofort in ein heftiges Gefecht. Aus dem Wehrmachtsbericht vom 1. September, zu dem ich noch kommen werde, rekonstruiere ich, dass es sich, um eine Frontstelle westlich von Annopol gehandelt haben muss. Annopol liegt etwa 30 km nördlich von Sandomir/Sandormierz. Die Weichsel ist dort ziemlich breit. Etwa 100 m westlich von ihrem damaligen sommerlichen Verlauf

ziehen sich Dämme das Flussbett entlang. Nahe dem östlichen Ufer trat eine längliche Insel mit einer kegeligen Erhöhung aus dem Fluss hervor. Hinter dem Damm standen sumpfige Gewässer, offenbar vom Fluss abgeschnittene Arme, eine Brutstätte von Stechmücken. Weiter westlich erhob sich ein Hügel, von dem aus man den ganzen Fluss überschauen konnte, wohl ein Ausläufer der Berge der Woiwodschaft Heiligenkreuz/Świętokrzyskie.

Den Russen war es gelungen, am Westufer einen Brückenkopf zu bilden und in nahe am Fluss gelegene Stellungen einzudringen, die von den Deutschen zur Verteidigung vorbereitet worden waren und auch zum Teil noch besetzt gehalten wurden. In diesen Gräben waren Deutsche und Russen nur etwa 20 Meter voneinander entfernt und lauerten hinter den Biegungen und Winkeln aufeinander. Um die Russen am weiteren Vordringen zu hindern, hatten wir den Weichseldamm zu besetzen. Wir waren neun Mann, ohne MG, und auf einer Breite von cirka 250 Meter angesetzt. Als wir vorne ankamen, begann der Russe gerade einen Angriff in nördlicher Richtung, um den Graben weiter aufzurollen. Ein Offizier oder Kommissar mit dem Revolver in der Hand schrie seinen Leuten Befehle zu und trieb sie vorwärts. Wir belegten von dem Damm, auf dem wir lagen, die Russen mit Flankenfeuer. Die deutsche Grabenbesatzung hielt stand und der Angriff brach zusammen. Er war fehlerhaft angesetzt worden: wenn er nach Westen über den Damm geführt worden wäre, hätten wir ihn unmöglich aufhalten können. Die Lage war aber auch durch diesen vorläufigen Erfolg nicht einmal halbwegs stabilisiert. Unsere Schützenlöcher befanden sich unten am Fuß des Dammes. Wir mussten, falls die Russen angriffen, die Deckung verlassen, um über die relativ niedrige Erhöhung (etwa 2 m) sehen zu können. Damit waren wir aber gegen Granaten, die hinter uns einschlugen, völlig schutzlos. Jeder Treffer hinter den Damm gefährdete uns.

Nachdem der Angriff abgeschlagen war, begann der Russe unsere Stellung hinter dem Damm zu betrommeln. Wir hockten in den Schützenlöchern und duckten uns. Bis zu 30 cm neben mir gab es Einschläge und im Laufe des Monats August zerschoss er mir vier Gewehre, die ich, wie die andern auch, am Rand des Loches liegen hatte. Dabei musste alle paar Minuten einer hinaus hüpfen, um über den Damm hinweg nachzuschauen, ob nicht ein Angriff losging. Die russische Linie war nur 80 m weit entfernt. Gegen Abend wurde vorne ein deut-

scher Gegenangriff in Gang gesetzt, unter der Führung des graphologisch interessierten Wiener Feldwebels. Nach kurzem Granatwerferfeuer stürzten sie unter Hurra-Gebrüll neben und in dem Graben vorwärts. Die Russen liefen so, dass ein etwa 200 m langes Grabenstück wieder in deutsche Hand fiel, sie hatten dabei mehrere Tote.

Unser Gruppenführer war ein Unteroffizier aus Wien, ein kleiner Mann mit einem Schnurrbart, etwa 40 Jahre alt, ein Nazi, der in die gleiche Maturaschule gegangen war wie ich. Er wollte den Angriff unbedingt benützen, um mit uns rund neun Mann einen Flankenstoß zu machen. Er telefonierte aus seinem Loch in einem dichten Gebüsch am Damm mit dem Kompanie-Gefechtsstand und verlangte nach dem entsprechenden Befehl. Ich war darüber nicht erbaut, ich wollte der Notwendigkeit, wirklich auf einen Russen schießen zu müssen, unbedingt ausweichen. Zu meiner Erleichterung erhielt er den Befehl nicht.

Er hatte mir in einer deprimierten Stimmung einmal seine Geschichte erzählt. Er war im Leben verschiedentlich gescheitert, hatte die Maturaschule nicht abgeschlossen und für das Zivilleben demnach nichts aufzuweisen. Er wollte sich daher wenigstens im Krieg auszeichnen und war auch durchaus nicht feige, sondern im Gegenteil frech und kaltschnäuzig bis zur Selbstwegwerfung, ein typischer Wiener „Strizi“. Sein Nazitum war auf seinem persönlichen Scheitern aufgebaut.

Als es dunkel wurde, kam der Bataillonskommandeur nach vorne. Der Feldwebel und seine Leute zogen sich in unsere Stellung hinter den Damm zurück, die ganze Gruppe wurde dann nach rechts verlegt. Der Major nahm sein eisernes Kreuz I. Klasse von der Brust und steckte es dem Feldwebel an. Ich sprach mit dem Mann, der mit dem Sturmgewehr die Spitze des Angriffs im Graben gehalten hatte. Der Graben habe, erzählte er, irgendwo eine Abzweigung zu einer Latrine, ein Russe sei dahin gelaufen. Er habe ihm eine Salve nachgefeuert und ihn von hinten in den Kopf getroffen. Zwei Schüsse seien in den Kopf gedrungen und vorne sei das Gehirn herausgespritzt. Ein Mensch, der sich auch als Mittelpunkt seiner Welt empfunden hatte, der voll Angst geflohen war, musste vor der Latrine sterben. Ich fragte, ob der Russe noch eine Waffe gehabt habe, er sagte: „Nein, die hat er weggeworfen.“ „Warum habt ihr ihn dann nicht gefangen genommen?“ Darauf antwortete er: „Ich hab mich nicht getraut und ich war so im Schießen.“ Nur wenige Tage später beschoss uns der Russe wieder mit Granatwerfern und mit Maschinengewehren, wahrscheinlich von der Insel

her, auf der er auch mehrere „Ratsch-Bumm“ stehen hatte. Während ich mich in mein Deckungsloch duckte, wurde mein Gewehr durch einen großen Splitter getroffen. Ein Soldat, der über den Damm sah, wurde verwundet, er gab mir sein Gewehr. Auch dieses wurde getroffen. Ein anderer wurde durch einen Volltreffer getötet; ich zog sein Gewehr zu mir heran. Der nächste, der über den Damm sah, bekam einen Schuss durch den Hals, gleichzeitig verlor ich mein drittes Gewehr an diesem Tag. Ich sprang aus der Deckung, um dem Mann mit dem Halsdurchschuss zu helfen. Da schlug etwa fünf Meter vor mir eine Granate ein. Ein Splitter zerriss ein Kettchen mit einem Kreuz, das ich um den Hals trug, und drang etwas über dem Brustbein am Halsansatz ein. Ich bildete mir ein, schlechter Luft zu bekommen, rannte zum Kompaniegefechtsstand, der weiter nördlich hinter dem Damm lag, warf dem Leutnant das beschädigte Gewehr hin, wobei ich es ziemlich respektlos als „Puschka“ bezeichnete, und hastete zurück zum Hauptverbandplatz, an einem Pferdekadaver vorbei, der fürchterlich stank und mir noch den Atem benahm, voll Angst, dass mir der Splitter wichtige Organe verletzt haben könnte. Der Arzt war süß-freundlich, was mich wurmte. Während er die Wunde desinfizierte und ein Pflaster darauf tat, fragte er besonders freundlich: „Und wo ist denn das Gewehr?“ Ich hatte von irgendeinem neuen Befehl gehört, nach dem die Waffen keinesfalls verlassen oder weggeworfen werden durften; der Befehl stand unter Kriegsgericht und Todesstrafe. Als ich erwiderte, dass ich das Gewehr, weil es zerschossen war, beim Kompanietrupp gelassen habe, winkte er einem Sanitäter, der anrief, um sich meine Auskunft bestätigen zu lassen. Dieser Fall hätte für mich tödlich ausgehen können. Ich rastete ein wenig und machte mich dann mit einem neuen Gewehr, das man mir am Hauptverbandplatz gegeben hatte, wieder nach vorn auf den Weg. Die Front war ruhiger geworden, der erwartete Angriff kam nicht. Es war der 4. August 1944.

Das Granatwerferfeuer blieb uns keinen Tag erspart. Nahe bei meiner Deckung stand eine Königskerze. Ich konnte sie auch dann noch sehen, wenn ich mich ganz tief in die Erde duckte. Ich klammerte mich mit meinem ganzen Bewusstsein an diese schöne gelbe Blume. Eine Granate liquidierte sie dann doch. Später wurden wir auf zwei Wochen den Damm entlang nach Norden in die Nähe unseres Kompanietrupps verlagert; unsere Stellung besetzte eine andere Einheit. Da war die Lage etwas besser. Wir gruben Höhlen in den Damm,

die innen umbogen. Wenn man hinter der Biegung saß, war man auch vor Treffern unmittelbar vor den Eingang gesichert.

In der Nähe fand ich ein kaputtes, verlassenes Sperrholzzelt. Einen trapezförmigen Teil davon verwendete ich als Türe zu meiner Höhle, vor allem, um die Mücken abzuhalten, die uns sehr zu schaffen machten. Die Moskitonetze nützten nur wenig, denn dort, wo sie anlagen, etwa bei den Ohren, stachen die Mücken doch durch. So aber ließ ich die Eingangstür zunächst offen und füllte das Loch mit Zigarettenrauch, um die Mücken zu vertreiben; dann schloss ich es und konnte sicher und ruhig schlafen.

Der Leutnant befahl mir, die Stellungen zu zeichnen. Ich musste nach vorne, schritt die Gräben ab und brachte so einen Plan zurecht. Da die Gräben wegen des niedrigen Grundwassers an manchen Stellen nur seicht gezogen werden konnten und die Wände in dem weichen Sandboden bald einfielen, sah mich der Russe da und dort an besonders ungünstigen Plätzen manchmal auftauchen. Diese Bewegung veranlasste ihn, etliche Granaten herüberzuschicken, womit ich mich natürlich nicht beliebt machte. Ich kam bei der Vermessung zu einem Stand, in dem zwei Scharfschützen auf unvorsichtige Russen lauerten. Sie bestätigten sich gegenseitig die Abschüsse. Ob die Zahlen stimmten, die sie mir nannten, weiß ich nicht. Ich wünschte, sie stimmten nicht. Um diese Zeit erhoben sich die Polen in Warschau.³⁵ Nach dem, was man uns davon erzählte, musste es furchtbar zugehen. Ich dankte Gott, dass ich mit der Niederschlagung nichts zu tun hatte. Ich bewunderte den Aufstand, wenn ich ihn auch nicht für sinnvoll hielt.

Die Russen hatten während einiger Nächte an einer Brücke gebaut, die unter Wasser von der Insel zu uns herüberführte. Bei Tag sah man nichts davon, aber Schwimmspähtrupps hatten sie entdeckt. Als Gegenmaßnahme ließen die Pioniere zwei Wasserminen, die sie von der Kriegsmarine besorgt hatten, die Weichsel hinunter treiben. Die Aktion hieß lächerlicherweise – was sollte der Name schon verbergen „Wassermann“. Eines Nachts spürten wir plötzlich eine dumpfe Detonation und die Erde zitterte. Dann war alles vorbei.

Zu dieser Zeit tauchte bei unserer Einheit ein Fähnrich auf, ein schwer dekoriertes, brutales Sadist, der dem Kompanieführer unterstellt war. Eines Morgens war ein ganz junger Kerl, kaum über 18 Jahre alt, auf Posten eingeschlafen. Er hatte zwei Tage vorher erfahren, dass bei einem Bombenangriff seine Eltern und seine Schwester ums Leben

gekommen waren. Der verdammte Fähnrich fasste ihn und nahm ihn gleich mit sich nach hinten. Der Junge ließ sich stumpf abführen, statt dass er den Fähnrich niedergeschlagen hätte und zu den Russen übergelaufen wäre. Er hätte wohl einiges riskiert, aber eine Chance zu überleben wäre ihm geblieben. Er wurde erschossen.

Drei Russen hatten in der ersten Morgendämmerung einen Spähtrupp gemacht und zogen sich gerade zurück. Ein Berchtesgadener stand mit einem MG am Damm, bemerkte sie, da es schon ziemlich hell wurde, und schoss ihnen nach. Er traf einen der drei ins Bein, der Verletzte begann laut zu schreien. Die beiden anderen versuchten, ihm zu Hilfe zu kommen, gerieten aber ins MG-Feuer und mussten es aufgeben. Um den verwundeten Russen zu retten, sprang ich mit dem Berchtesgadener über den Damm. Wir kamen gebückt hin, nahmen ihm das MG ab und zogen ihn in unsere Stellung. Ich rief nach einem Sanitäter, der den Russen verbinden sollte. Ich hatte einen Freund unter den Kompaniesanitätern – Rudolf Klein aus Illmitz im Burgenland, ein anständiger Katholik – aber der war nicht da. Der anwesende Sanitäter erklärte, man „sollte mit dem Kerl keine Umstände machen und ihn umlegen“. Er kam auch schon mit einem Gewehr daher. Der Russe zitterte vor Angst, es war ein junger Mensch. Ich sah es als meine Pflicht an, den Russen zu schützen. Als er merkte, dass ich mich für ihn einsetzte, sprach er wild auf mich ein; ich verstand kein Wort. Vielleicht wollte er mir klarmachen, dass er uns nützliche Dinge mitteilen könne, aber das war mir völlig egal. Er sollte sein Leben behalten und einmal einer von den wenigen Russen sein, der ein gutes Andenken an uns haben würde. Ich schrie den Sanitäter in höchster Aufregung an, er sei dazu da, Leben zu erhalten und nicht, es zu zerstören, und ich nahm selbst das Gewehr auf, um den Russen zu verteidigen. Die Sache wurde dramatisch. Den übrigen war die Sache offenbar gleichgültig und meine Entschlossenheit ließ den Sanitäter zögern. Ich fuhr ihn an: „Verschwinde, ich mache das selbst.“ Ich war ausgebildeter Sanitäter, weil ich mich seinerzeit in Wien, um der HJ zu entgehen, zum Roten Kreuz gemeldet hatte; dort konnte ich ein gutes Werk tun und mich gleichzeitig aus der Parteiorganisation heraushalten. Ich brauchte etwas zum Schienen, konnte aber nichts holen, weil ich den Russen nicht allein lassen wollte. So wartete ich, während der Russe klagend redete und die anderen finster dreinschauten, die weitere Entwicklung ab. Der Sanitäter hatte seine Sache noch nicht

aufgegeben. „Warum verteidigst du so einen Hund?“ Ich erklärte einfach: „Weil er ein Mensch ist. Was weißt du von ihm?“

Da tauchte der Unteroffizier aus Wien auf, der Parteigenosse, dem der Flankenstoß nicht erlaubt worden war. Ich hatte Angst. Wenn der die Erschießung verlangte, konnte ich kaum mehr etwas tun. Aber – ein Stein fiel mir vom Herzen – er erklärte eindeutig und klar: „Für den ist der Krieg aus, mit Verwundeten führen wir keinen Krieg, verbinden!“ Ich war ihm für diese Einstellung aus tiefster Seele dankbar, ich hätte nicht weiter gewusst, wenn er verlangt hätte, man solle den Russen erschießen. Ich verband den Russen also. Selten hat mich jemand so dankbar angeschaut. Ich schiente seinen Oberschenkel mit Ästen und versuchte ihm möglichst wenig weh zu tun. Klein und mit ihm ein zweiter Mann vom Kompanietrupp kam mit einer Trage. Wir legten den Russen darauf und ich informierte Klein. Sie trugen ihn zum Hauptverbandplatz, dort gab es Priester unter den Sanitätern. Die würden für den Russen etwas tun. Ich konnte nur hoffen, dass dem Russen nichts passierte, schützen konnte ich ihn nicht mehr. Hoffentlich hat er den Krieg überlebt.

Dann rief mich der Feldwebel, der unseren Zug führte, mit sechs anderen zu sich und erklärte, dass ein Angriff vorbereitet würde. Er gab uns in ziemlich düsterer Stimmung einige Hinweise. Einer von uns fragte, ob wir Gefangene machen sollten und ich warf sofort ein: „Selbstverständlich!“ Der Feldwebel gab mir zögernd recht, obwohl der Einwand erhoben wurde, dass die Russen manchmal die Hände hoben, um bessere Gelegenheit für den Wurf einer Handgranate zu bekommen, dass es also sicherer wäre, sie gleich zu erschießen. Ich fragte, ob einer von uns das schon erlebt hätte; es war keiner dabei. Besonders ein Tiroler stimmte mir zu, aber auch ein Berliner Jazzmusiker, der einen weichen Gang hatte und einen misslichen Blick. Er erzählte für gewöhnlich erotisch gewürzte Geschichten vom Leben der „Künstler“ in Berlin.

Am 28. August 1944 gingen wir nach hinten, um uns für den Angriff vorzubereiten. Ich bekam ein Sturmgewehr und eine Menge Handgranaten. Wir putzten unsere Waffen. Nachts mussten wir wieder nach vorne und jeder von uns sollte drei Löcher hinter dem Damm graben, in denen sich jeweils ein Mann decken konnte. Das ging ziemlich schnell, denn wir hatten umklappbare Spaten und der Boden bestand aus weichem Sand. In der gleichen Nacht ging es noch einmal zurück und wir schliefen in Ruhe. Vorne blieben nur wenige Männer. Am Mor-

gen kam ein katholischer Feldgeistlicher und hielt eine Messe, bei der ich ministrierte und an der sich fast alle beteiligten. Not lehrt beten. Die Predigt war neutral-religiös und mehr eine Vorbereitung auf den Tod als auf Kampf und Sieg.

Nach dem Gottesdienst ruhten wir uns aus; ich las in einem Lyrikband. Dann trat das Bataillon in voller Gefechtsausrüstung an; der Kommandeur besichtigte jeden einzelnen. Er hielt auch eine Rede. Er war ein intelligenter Mann, mit typisch offiziersgemäßer schneidiger Stimme. Als Zeichen seiner Wichtigkeit trug er bei den wenigen Gelegenheiten, wo ich ihn zu Gesicht bekam, immer ein großes Fernglas um den Hals. Er forderte uns auf, uns todesmutig zu schlagen. Wir müssten diesen Krieg unter allen Umständen gewinnen, erklärte er, und rief pathetisch: „Wenn wir ihn verlieren, dann wollen wir gar nicht länger leben!“ Ich dachte: „Warum denn nicht?“ Obwohl mir das Sterben während des ganzen Krieges leicht erschien, spürte ich in seinen Worten nur den infantilen Trotz der Nazis, die lieber sterben wollten, als einzusehen, wie dumm und falsch ihre Ideologie war. Die Rassenideologien, die Herrenmenschen, waren vor ihrem Bankrott und wir sollten mit ihnen untergehen. Ein Opfer also, wofür? Die ganze Widersinnigkeit dieses Krieges kam hier zum Ausdruck. Am nächsten Tag würden viele von uns und von den Russen sterben; für nichts als den

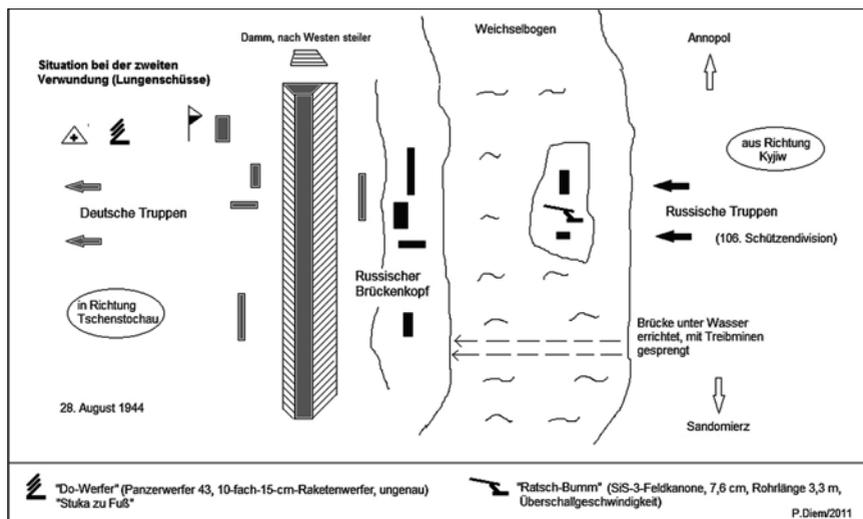


Abbildung 17: Vor der zweiten Verwundung: Stellungen am Weichselbogen

sekundärfeudalen Kampfsport, der bitterer Ernst geworden war. In der Nacht ging es nach vorne. Den ganzen Tag saßen wir dann in oder an unseren Löchern, ohne zu wissen, wann es losgehen sollte. Der Zeitpunkt für den Angriff war gut gewählt; erst gegen Abend, um etwa 5 Uhr nachmittags, begann er. Die Sonne stand im Westen, wir hatten sie im Rücken, während sie die Russen blenden musste. Plötzlich heulten die „Do-Werfer“ auf, die sogenannten „Stukas zu Fuß“. Das waren Raketen von beträchtlichem Kaliber, die zugleich abgeschossen wurden, zum Teil mit Spreng-, zum Teil mit Brandladung versehen. Der Großteil ging auf die russischen Linien nieder, und das Raketengeheul musste eine unvorstellbar demoralisierende Wirkung haben. Ein Teil explodierte im Vorfeld und riss große Trichter auf, eine Rakete aber ging zu kurz und schlug mitten in unserem Kompanietrupp ein. Alle waren tot oder verwundet. Die Kompaniesanitäter fielen alle bis auf einen aus. Unser einziger Offizier war tot oder schwer verletzt, ohne dass der Russe auch nur einen Schuss abgegeben hätte. Mein Freund Klein rannte zurück, Blut lief ihm aus der Nase. Er hatte das Ledergestell und den Riemen des Stahlhelmes noch auf dem Kopf, der Luftdruck hatte ihm den Helm weggerissen. Die Insel, auf der der Russe einige „Ratsch-Bumm“ stehen hatte, wurde von der Artillerie mit Nebelgranaten eingenebelt. Da die russischen Geschütze nicht durch Vorposten gesteuert waren, sondern direkt zielten, waren sie damit ausgeschaltet. Unsere Granatwerfer und Artillerie schossen was die Geschütze aushielten, die Russen antworteten nur schwach. Während des Feuers lagen wir schon sprungbereit am Damm. Zum gegebenen Zeitpunkt rief unser Feldwebel: „Auf marsch marsch – Hurra!“ Wir sprangen über den Damm und liefen auf die russischen Linien zu. Ich war etwa fünf Meter von dem Feldwebel entfernt als – wir waren noch keine 20 m vorangekommen – in unserer Nähe eine Granate einschlug, der Feldwebel blieb getroffen liegen, er schien eine Menge Eisen in den Leib bekommen zu haben. Er sagte: „Daim, machen Sie das.“ Ich rief mit wenig Überzeugung: „Auf, marsch marsch!“ und lief bis in die nächste Nähe der russischen Linien. Als ich sah, dass mir niemand folgte, warf ich mich etwa 10 oder 20 Meter vor dem russischen Graben hin. Ich wartete auf die zweite Welle. Plötzlich fühlte ich einen Schlag im Rücken unter dem Schulterblatt. Ich dachte, es wäre eine Handgranate hinter mir explodiert, aber ich sah nichts dergleichen. Kurz darauf spürte ich noch einen Schlag,

diesmal unter dem Gürtel. Ich rollte mich zurück. Etwa 50 Meter links von mir brüllte ein Unteroffizier auf. Er war in die Flammengarbe eines eingebauten automatischen Flammenwerfers geraten. Ich kam zu einem Granatloch, in dem der Sanitäter lag, und zeigte ihm, wo ich verwundet war. Ich legte den Sack mit den Handgranaten und das Gewehr weg; über Rücken und Taille rann es mir warm herunter. Der linke Arm bewegte sich schwer und ich begann unter Atemnot zu leiden. Es war mir klar, dass ich den Weg bis hinter den Damm nicht mehr schaffte, wenn ich mich rollte. Ich stand auf und ging schleppend, mit abnehmender Kraft zurück. Ich kam bis an den Damm, dort lagen mehrere Verwundete und schrien. Da nur ein Sanitäter da war, hatten jene, die nicht auf die andere Seite des Damms kamen, keine Aussicht, verbunden zu werden. Ich spürte unerhört stark die Versuchung, mich vor dem Damm niederzulegen und auf den Tod zu warten. Er würde schmerzlos kommen, rasch und mitleidsvoll, er würde mich der Gewissenskonflikte entheben, die mir wohl noch bevorstanden. Ich empfand keinen Lebenstrieb mehr, nur noch das Gewissen, das schwach an die Lebensaufgabe meines Berufes mahnte hielt mich vor dem großen Sog aus dem Dunkel zurück. Ich kämpfte mich den Damm hinauf, aufrecht, denn wenn ich mich einmal nach vorne geneigt hätte, wäre es mit meiner Kraft zu Ende gewesen, Schritt für Schritt, ganz langsam. Ich sah durch Blutnebel, dass sich der Sanitäter hinter den Damm zurückgezogen hatte. Er verband die, die herüberkamen und ließ die anderen liegen. In seiner Nähe stand der Major und hielt sein Fernglas an die Augen.

Die Sonne stand tief am Horizont, groß und rot, ich sah mit getrübbtem Blick in das Licht hinein. Schwindel fasste mich, ich schwankte und versuchte, das nachlassende Gleichgewichtsgefühl intellektuell zu ersetzen. Für die Russen musste ich mit dem aufgeplusterten Anorak vor der Sonne eine große schwarze Zielscheibe abgeben. Aber ich hatte keine Wahl. Ein russischer MG-Schütze schoss mir nach. Ich spürte, zwei Schläge fast wie einen, in der Nierengegend. Das bewirkte, dass ich mich nach vorn dem Westen zu über den Damm neigte. In der Sonne sah ich für einen Augenblick traumhaft schön, voll mystischem Glanz und voll klarer Transparenz einige Gesichter, groß und überirdisch leuchtend, Frauengesichter von drüben. Dann fiel ich nach vorne.

Ich lag zwischen dem sitzenden Sanitäter und dem stehenden Major.

Den linken Arm konnte ich nicht mehr bewegen. Der Major an seinem Fernglas schrie „Bravo“. Kurz vorher war die zweite Welle gestürmt. Als ich dalag – der Aufprall des Sturzes hatte mir gar nicht weh getan – kehrten die Kräfte zurück. Der Sanitäter nahm sich meiner an. Er selbst hatte einen Schussbruch im rechten Unterarm, seine rechte Hand war zwar verwendungsfähig, doch konnte er keine Kraft entwickeln. Mit der linken allein hätte er die Verwundeten von der anderen Seite des Dammes nicht herübergebracht, also verband er eben nur die, die selbst bis zu ihm kommen konnten. Nochmals schrie der Major: „Bravo, bravo! Volltreffer.“ Er meinte die Granatwerfer. Offenbar war es auch gelungen, in den Graben der Russen einzudringen.

Der Sanitäter war nur mangelhaft ausgebildet. Als er meinen Anorak und meine Bluse aufschnitt, sah ich knapp unter dem Schlüsselbein und etwas weiter gegen den Oberarm zu auf der linken Brustseite zwei Wunden; hinten waren zwei große Wunden, eine unter dem Schulterblatt und eine unter dem letzten Rippenbogen, beide links. Ich dachte, ich hätte Splitter in der Lunge. Als ich sah, dass der Sanitäter einfach einen Bausch auf die Verletzungen legen und mit Leukoplast ankleben wollte, wies ich ihn an, sie mit Hilfe der Hülle eines Verbandpäckchens luftdicht abzuschließen. Dann verlangte ich, er solle bei meiner rechten Nierengegend nachsehen, an der ich die Schläge empfunden hatte, während der Russe mit seinem MG schoss. Ich war unverletzt; die beiden Geschosse waren in meinem Reinigungsgerät für das Gewehr, das ich in der hintersten Tasche des Anoraks trug, stecken geblieben, sie hatten die Aluminiumkette zum Durchputzen des Gewehrlaufes beschädigt, aber meine Haut hatten sie nicht erreicht.

Man brachte einen russischen Gefangenen zurück. Wie ich dann am Hauptverbandplatz hörte, hatte ihn jener Tiroler aus meinem Zug gemacht, der mir in dieser Hinsicht vor zwei Tagen so zugestimmt hatte. Er selbst soll allerdings später gefallen sein. Der Russe war jung, stämmig, noch ganz verwirrt und erregt von dem Kampf, aber doch auch froh, gerettet zu sein; dabei hatte er Angst vor uns und wollte zeigen, dass er bereit war, sich nützlich zu machen. Eine Trage war da und man half mir, mich auf sie zu legen. Zwei Armverletzte – der eine hatte den linken, der andere den rechten Arm verletzt – und der Russe trugen mich den Damm entlang, während es dunkel wurde. Ich sagte dem Russen, als ich sein gequältes Gesicht sah, beschwichtigend „Iwan, charascho!“ Er schien sich etwas zu beruhigen. Nachdem ich

und andere Verwundete über eine Brücke getragen worden waren, die den abgeschnittenen Nebenarm der Weichsel überquerte und in Wagen verladen wurden, winkte ich ihm zum Abschied zu.

Mittlerweile hatte sich ein Leukoplaststreifen von meinem Rücken gelöst und Luft kam in die Lunge. Ich konnte nur mit Mühe atmen. Ich wurde aus dem Wagen gehoben und in einen Operationsraum getragen. Zwei Ärzte erneuerten gerade Verbände und nahmen sich meiner sofort an, weil sie mein pfeifendes Atmen hörten. Sie fragten, wovon die Verwundungen seien. Ich meinte, sie kämen von Splintern. Einer von ihnen betastete die Wunden und stellte fest, das sehe mehr nach Ein- und Ausschüssen aus; endlich entschied er: „Es sind vorne zwei Einschüsse und hinten zwei Ausschüsse.“ Es war ein Glück, dass die Projektile hinausgegangen und nicht in der Lunge steckten, man musste nicht operieren. Ein oder zwei Rippen waren zerschlagen. Ich bekam einen Zugverband über die Brust, der die Rippen wieder zusammenfügen sollte, und am Rücken wurde ich auch frisch und luftdicht verbunden. Ich konnte mich zwar nicht auf die Seite drehen, aber der Atem ging wieder leicht, Lebensgefahr bestand keine mehr. Man legte mich in ein Bett, das mit Moskitonetzen verhängt war. Ich bekam eine Morphiumspritze und schlief ein.

Ich wachte erst am nächsten Tag auf. Neben mir lag ein Wiener, dem ein Splitter die Speiseröhre zerschlagen hatte, außerdem saß ein Splitter in seiner Brust. Er hatte ein Röhrchen im Mund, durch das ihm unter anderem gesalzener Kakao eingeflößt wurde. Es war der 31. August 1944. Wir erfuhren von der Front, dass der russische Brückenkopf tatsächlich „bereinigt“ worden war, einer der wenigen deutschen Erfolge um diese Zeit. Am 1. September 1944 meldete dann das Oberkommando der Wehrmacht lakonisch unter anderem: „Westlich Annopol wurde ein sowjetischer Brückenkopf auf dem Westufer der Weichsel zerschlagen. Die dort eingesetzte 106. sowjetische Schützendivision wurde bei diesen Kämpfen völlig vernichtet.“ Diese wenigen Zeilen verschwiegen Not und Tod, die Qual und die Tragik der vielen Schicksale. Ich empfand keine Befriedigung über den Sieg. Die Russen würden an einer anderen Stelle vordringen, würden anderswo durchbrechen, zusammen mit den anderen Alliierten, die bereits im Süden, im Westen vordrangen, während die Bomber die Städte zerschlugen; Leiden und Tod waren umsonst, Kulturgut von Jahrtausenden wurde vernichtet – „Der Krieg ist der Vater aller Dinge“. Ich habe es damals tief

erfasst, was für ein Widersinn in diesem Spruch steckt. Und ich habe begriffen, wie dumm es ist, den „Kampf ums Dasein“, den Kampf aller gegen alle, als entscheidendes Entwicklungsprinzip anzunehmen.



Abbildung 18: Aufgrund der zweiten Verwundung blutgetränkte Feldpostkarte

Larissa

Der Militärkaplan, dem ich zwei Tage zuvor noch ministriert hatte, besuchte uns. Ich konnte nur am Rücken liegen und war fast bewegungsunfähig. Er schrieb für mich eine Karte an meine Familie, in der ich meine Verwundung mitteilte. Ich blieb nur kurze Zeit auf dem Hauptverbandplatz. Dann lud man mich in einen Lazarettzug und es ging zurück. Diesmal war die Strecke in die Heimat wesentlich kürzer, die Front war näher gerückt. Ich landete in Görlitz/Zgorzelec in Schlesien in einer Schule, die sich „Melanchtonschule“ nannte und ein sehr schlechtes Quartier war. Ich lag in einem großen Saal. Es wurde geraucht, was mir Beschwerden machte, und ich fühlte mich ziemlich übel. Da ich mich nicht aufrichten konnte, war das Essen eine Qual, und die Umgebung war auch kein Vergnügen.

Ein paar Betten weiter lag ein SS-Mann, der, nachdem er erfahren hatte, dass ich Student sei, mit einem Buch zu mir kam, um es mir zu zeigen. Er tat so wichtig damit, als ob er daran eine große Weisheit besäße, an der er mich nun freundlicherweise teilnehmen ließ. Auf meine zweifelnde Frage, was das sei, antwortete er: „Von Adolf“. Ich nickte geflissentlich, wenn auch wenig begeistert. Der Mann meinte, dass Adolf wirklich der „größte Feldherr und Staatsmann aller Zeiten“ sei, und er vertrat auch, wie mein alter Deutschprofessor, die Ansicht, dass jeder nur halbwegs gescheite Mensch ein Nazi sein müsse; daher nahm er es von einem Studenten als ganz selbstverständlich an.

Ich sah mir das Buch an, indem ich es in einer Hand hielt und zum Umblättern immer wieder vor mich auf das Bett hinlegte. Es war eine ringbuchartige Sammlung aller Äußerungen des Führers, die sogar alle Dekrete mit seiner Unterschrift enthielt, obwohl er die meisten davon gar nicht abgefasst hatte, also auch die Verleihung jedes Ritterkreuzes oder Eichenlaubs. Diese Reliquiensammlung von einem Unheiligen war nicht dazu angetan, meine Stimmung zu verbessern. Nach einer Weile stöhnte ich zweideutig, schloss müde die Augen und tat so, als ob die ehrenvolle Verwundung, die ich unter der Fahne des Führers erlitten hatte, meine Erschöpfung bewirkte und mich hinderte, alle seine Äußerungen, auch die kleinsten, gebührend zu würdigen. Der SS-Mann war sehr beeindruckt und ließ mich in Ruhe.

Schließlich sahen auch die Ärzte ein, dass ich in der Schule nicht gut aufgehoben sei und ordneten meine Verlegung an. Ich wurde in einen

Planenwagen geladen und zu einem richtigen und schönen Spital gebracht, dem St. Carolus Krankenhaus, das es bis heute gibt und das damals Reservelazarett II hieß. Die Sanitäter wussten offenbar nicht, in welchen Krankenraum sie mich zu bringen hatten. Sie hoben mich also zunächst mit der Trage herunter und stellten mich auf das Pflaster. Dann gingen sie in das Spital, um sich ihre Anweisungen zu holen. Dabei hatten sie den Holzgasmotor des Wagens nicht abgestellt; aus dem Auspuff drangen schwarze Schwaden im Rhythmus des Motors hervor und da sie mich so hingelegt hatten, dass mein Gesicht gerade in der Stoßrichtung des Auspuffs lag, verschlug mir der schwarze Rauch den Atem, dass ich glaubte, ich müsse ersticken. Glücklicherweise kamen sie bald wieder und trugen mich in ein Zimmer.

Auch dieses Zimmer war stark verraucht, aber es war besser als unter dem Auspuff. Einige Tage später wurden in dem Zimmer nur noch Leute mit Lungenverletzungen untergebracht, zunächst aber lagen etwa sieben Mann mit anderen Verwundungen da. Mir gegenüber war einer, dem man den Fuß bereits amputiert hatte und später wegen einer Vergiftung auch noch das Knie und ein Stück des Beines abnehmen musste. Seine Angehörigen kamen und blieben bei ihm bis er starb. Sein Todeskampf war verkrampft und heftig, aber aussichtslos. Die weitverbreitete Ansicht, der Wille zum Leben sei nützlich für die Genesung, ist ein Unsinn. Gelassenheit und Ruhe dem Tod gegenüber baut die Krämpfe ab und gibt die beste psychische Ausgangsposition für körperliche Heilungen. Dieser Mann wollte mit aller Gewalt leben, also musste er sterben. Das wurde mir damals klar.

Als schließlich nur noch Lungenverletzte im Zimmer lagen, wurde das Rauchen strengstens verboten. Der eine oder andere, der sich nicht daran hielt, starb an Lungenschlag. Der Arzt, der uns zunächst betreute, war nett und freundlich. Sein Sanitäter, von Beruf Theologe, hatte bald Kontakt mit mir. Er hieß Alfons Deissler und kam aus Südwestdeutschland. Er war natürlich ein Antinazi, studierte nach 1945 weiter und ging dann ans Germanicum nach Rom. Ich war froh, wieder einen Gesinnungsgenossen zu haben und unterhielt mich oft und lange mit ihm. Er erzählte von einem Bulgaren, der auf die Frage, warum denn die Deutschen so unbeliebt seien, geantwortet habe, sie brächten zu wenig Verständnis für die nationalen Eigenwerte anderer Völker auf. Das ist zwar nicht alles, aber es trifft sicher zu. Deissler war unaufdringlich, sehr gescheit und außergewöhnlich anständig. Er

machte mich mit dem Pfarrer bekannt, der mich dann auch besuchte und mir Bücher zum Studium besorgte.

Der Pfarrer erzählte mir, dass oft Polen zu ihm kämen, die in der Nähe arbeiten müssten, um ihre Kinder taufen zu lassen. Die Paare seien meistens nicht getraut, und es sei ihm auch verboten, sie zu trauen. Taufen jedoch dürfe er. Ich war der Meinung, er solle sie eben trotz des Verbotes trauen, das sei doch seine Pflicht. Er hielt dagegen, dass eine katholische Ehe auch dann gültig sei, wenn Mann und Frau vor Zeugen erklärten, dass sie bereit seien, eine katholische Ehe zu führen; diese Vereinfachung sei dann berechtigt, wenn es keine Möglichkeit gebe, die Ehe vor einem Priester zu schließen. In Anbetracht des staatlichen Verbotes katholischer Ehen ausländischer Arbeitskräfte vor katholischen Priestern konnten die Polen eben ohne Priester heiraten und er hatte ihnen das auch zu verstehen gegeben. Das war sein Standpunkt und wahrscheinlich war der meinige zu jugendlich-rigoristisch. Die Nazis hätten den Pfarrer ins KZ geschickt, wenn sie ihn bei der Übertretung des Verbots ertappt hätten, und dann wären die polnischen Säuglinge nicht einmal getauft worden. Auch der Pfarrer hatte die Pflicht zu überleben und sollte sein Leben erhalten, wenn er dafür nicht zentrale Dinge aufgeben musste; also hatte er wohl recht.

Die Stationsschwester war eine ältere, sehr nette Klosterfrau; zwei Mädchen machten unter ihrer Aufsicht die einfache Arbeit. Die eine davon, etwa 18 Jahre alt, verliebte sich in einen bereits fast gesunden Jazz-Musiker; ich glaube, er war ein Saxophonist, der wohl auch mit ihr schlief. Sie wollte ihn gerne heiraten, aber er erklärte, als „Künstler“ könne er sich nicht an ein Mädchen binden. Sie saß oft in der Teeküche und weinte. Die andere war eine nette Person, mit der ich mich gut verstand. Sie war nach der siebenten Klasse aus der Mittelschule ausgetreten, war katholisch und recht gescheit. Da ich nie mit ihr allein war, traute ich mich nicht, offen gegen den Nazismus zu reden, sprach aber umso mehr über alle möglichen Dinge, die damit nicht vereinbar waren. Sie schien die Sache auch zu merken.

Eines Tages, ich konnte mich immer noch nicht rühren, kam ein Polizist, der schon weitgehend wieder hergestellt war, aus einem anderen Zimmer zu uns auf Besuch. Er war in Russland zur Judenausrottung eingesetzt worden und erzählte davon. Obwohl ich über die KZ einigermaßen aus Wien unterrichtet war, hatte ich das, was dieser Mann erzählte, nicht einmal geahnt. Er schilderte, wie die Juden an einem

Waldrand große Gruben ausheben und sich dann nackt ausziehen mussten. Dann wurde gefragt, wer Mechaniker sei. Sie meldeten sich, weil sie glaubten, sie kämen nach Deutschland zur Arbeit – statt dessen mussten sie die Magazine der Maschinenpistolen nachladen, mit denen die nackten Juden vom Rand der Grube hinunter gemäht wurden. Kinder wurden in die Luft geworfen und dann wurde auf sie geschossen wie auf Tontauben. Wenn einem von dem Vernichtungskommando schlecht wurde, musste man sich sofort einer ärztlichen Untersuchung unterziehen. Wurde man für gesund befunden, kam man in ein KZ. Natürlich war es für die Leute, die schon so viele Schritte zum Nazismus hin gemacht hatten, besonders schwer, jetzt stehen zu bleiben. Also schossen sie. Der Polizist erklärte, ihm wäre auch schlecht geworden und er hätte fast nicht mehr gekonnt, bis einmal ein nackter Jude auf ihn zugesprungen sei und ihn in die Hand gebissen habe. Von da ab war er ein harter Kämpfer des Führers geworden, denn der Jude hatte sich „gewehrt“. „Ich habe tausende Juden erschossen“, prahlte er. Das war vielleicht für seine Person übertrieben, aber auf jeden Fall klang es grauenhaft. Er flocht auch einen Witz in seine Berichte ein. Er fragte, wann ein Mann zum ersten Mal einen Pelzkragen trage. Da wir es nicht wussten, erklärte er: „Bei der Geburt“, und meinte die Schamhaare der Mutter.

Als er draußen war, fragte ich die drei anderen in dem Zimmer, ob man gegen dieses Entsetzliche nichts tun könne. Einer, ein Protestant, riet mir, die Finger davon zu lassen, und zu tun, als wüsste ich nichts, das sei der beste Weg, ungeschoren zu bleiben. Ich grübelte vergeblich hin und her und kam zu keinem Ergebnis. Die Organisation des Terrors war von einer dämonischen Vollkommenheit.

Am nächsten Tag wurden ein paar Lungenpunktationen vorgenommen. Die Kranken mussten sich auf einen Sessel setzen, den Rücken freimachen und nach einigen anästhetischen Injektionen stieß man ihnen eine große Röhre zwischen die Rippen, aus der dann Wasser oder Eiter abfloss.

Mitte September kamen meine Mutter und meine Schwester aus Wien zu Besuch. Sie wohnten einige Tage bei einer netten Familie; der Vater war eingerückt und der Sohn kam öfters zu mir, um mir Obst oder sonst etwas Gutes zu bringen.

Wir bekamen einen neuen Arzt. Er war ein typischer Fachmann, ein Medizin-Spezialist. Er äußerte einmal, Genialität sei „nichts als eine

Funktion der Schilddrüse“. Er war ein Nazi, aber er konnte gut Mühlespielen, und er tat es mit Leidenschaft, also spielte ich oft mit ihm, denn ich wollte möglichst lange im Lazarett bleiben. Ich hatte nicht gedacht, dass Mühlespielen so fesselnd sein konnte. Schach zu spielen – was mich mehr interessiert hätte – verstand er nicht, und auf diese Art erlernte ich das Mühlespiel so gut, dass ich zu gewinnen begann; das machte ihn ärgerlich, und verringerte meine Aussichten auf einen langen Lazarettaufenthalt ständig. Anfangs Oktober konnte ich schon aufstehen und mich außerhalb unserer Stube unterhalten. Ich bekam einen Brief von meinem Freund Klein – er hatte mühsam meine Adresse ausfindig gemacht. Er schrieb, der Einschlag an der Weichsel habe ihm beide Trommelfelle verletzt, doch höre er schon wieder etwas. Aus Wien kamen besorgniserregende Nachrichten über die Bombenangriffe.

Ich borgte mir natürlich auch Bücher aus der Lazarettbibliothek. Eines hieß „Larissa“³⁶. Es war die Geschichte eines deutschen Offiziers aus dem Ersten Weltkrieg, der im Frieden nichts Rechtes mit sich anzufangen wusste. Er lernte eine sowjetische Agentin kennen, Larissa, in die er sich verliebte. Er ging als Offizier nach Russland, wurde an der Südgrenze eingesetzt und dabei dezent von der Geheimpolizei überwacht. Diese hatte aber keinen Grund einzugreifen, denn er stellte seine Auftraggeber zufrieden. Er traf Larissa wieder, sie konnten jedoch nicht zusammenbleiben, denn sie hatte neue Aufträge zu erfüllen. Dann starb sie an irgendeiner Krankheit. Das Buch stellte die Kommunisten keineswegs als den Abschaum der Menschheit dar, wie dies in der offiziellen Nazi-Diktion oft der Fall war. Es war entweder als bewusste Zersetzung oder aus Naivität für die Lazarettbibliothek gestiftet worden. Jedenfalls gab ich es weiter, der Arzt sah es und nahm es selbst zum Lesen mit. Er war erwartungsgemäß wütend, konnte aber nichts dagegen tun, dass wir so dumm waren, das zu lesen, was wir in der Bibliothek vorfanden.

Zwischendurch bekam ich auch noch eine Rippenfellentzündung. Als ich einige Tage später in der Küche saß und mit einigen Leuten debattierte, kam der Arzt und sah, dass ich mich in dem dünnen Spitalsgewand an die kühle Wand lehnte. Das brachte das Fass zum Überlaufen, er war empört, wie wenig ich auf meine für das deutsche Volk und seine Wehrmacht so wichtige Gesundheit achtete. Beim Mühlespielen gewinnen, Larissa lesen und sich an die kalte Wand lehnen,

das war zu viel. Ich musste wieder in die Melanchtenschule, die mir auch ohne den SS-Mann herzlich zuwider war. Als man mich schließlich am 31. Oktober 1944 auf Genesungsurlaub schickte, war ich im Grunde fast froh, obwohl ich mir meine Pflicht zum Überleben vor Augen hielt. Während des Urlaubs lernte ich wieder, denn ich wollte nach dem Krieg sofort in Form sein und mein Studium hinter mich bringen. Es gab Bombenangriffe und man musste in den Kellern sitzen.

Am 13. November fuhr ich nach Taus/Domazlice. Dort bekam ich sofort Einsatzurlaub von 8. November bis 4. Dezember 1944 und fuhr neuerlich nach Wien. Diese Zeit war nun schon von Düsterteit durchtränkt, es war aller Voraussicht nach der letzte Urlaub. Von Westen, Süden und Norden drängten weit überlegene Armeen auf Deutschland ein. Japan wurde zusammengeschlagen, ich fürchtete das Ende mit seiner Verwirrung, das näher und näher kam. Am 3. Dezember feierten wir im Freundeskreis Abschied. Da gab es Verschiedenes zu lachen und wir versuchten, an nichts anderes zu denken.

Einer von den mir bekannten Burschen war vom Militär davongelaufen, hatte sich dann wieder freiwillig gestellt, und ein Militärarzt hatte ihn – offensichtlich um ihm zu helfen – in die „Irrenanstalt“ Steinhof geschickt. Das war nicht ungefährlich, denn viele Geistesranke wurden einfach umgebracht.³⁷ Ein Arzt stellte ihm dann ein Zeugnis aus, nach dem er wohl studieren konnte und auch nicht sterilisiert wurde, aber wehruntauglich und eheuntauglich war. Nun hatte er ein nettes Mädchen kennenlernt und wollte sie heiraten. Um die Eheerlaubnis zu bekommen, hätte er sich neuerlich untersuchen und auch wehrtauglich schreiben lassen müssen. blieb er aber „geisteskrank“, dann konnte er nicht heiraten und wenn sie von ihm ein Kind bekommen hätte, wäre ihr das Kind abgetrieben worden. Wir beschlossen schließlich, dass sie sich von einem Priester trauen lassen sollten, und das Mädchen, sobald sie ein Kind bekäme, mich als den Vater angeben würde. Die Schwierigkeit, dass sie womöglich zu einer Zeit gebar, die trotz aller Rechenkünste mich als Vater ausschloss, wollten wir an uns herankommen lassen. Es wurde nichts daraus. Die Sache nahm ihren Lauf, sie wurde schwanger und als die Russen vor Wien standen und taktische Ziele bombardierten, trafen sie das Haus, in dem sie wohnte; sie und das neugeborene Kind wurden getötet. Mein Freund nannte sie Bienchen. Am Abend vor meiner Abreise war

er jedoch guter Dinge. Wir spielten Tischrücken und er bewegte den Tisch. Unter uns war eine Frau, die mit den Nazis sympathisiert hatte; sie war tief erschrocken über das grässliche Ende, das der „Geist“ den Nazis voraussagte.

Ich hätte, um rechtzeitig in Taus/Domazlice einzutreffen, an diesem Tag schon wegfahren müssen. Die Verbindung war so schlecht, dass sie mehr als vierundzwanzig Stunden in Anspruch nahm. Ich verrechnete mich damit, eine verständliche Fehlleistung, und fuhr erst am 4. Dezember in der Früh von Wien ab. Erst im Zug merkte ich, dass ich einen Tag zu spät gefahren war. Ich würde zu spät kommen und das bedeutete Arrest. Eltern meiner Freunde und Angehörigen hatten mir Pakete mitgegeben. Es war verboten, Mohn zu besitzen, aber alle hatten mir Mohnkuchen und Mohnstrudel gebracht. Auch Marmelade und andere Kostbarkeiten hatte ich auf diese Weise gesammelt. Ich kam um 2 Uhr nachts am 5. Dezember in Taus/Domazlice an.

Weißer Kuppen

Am nächsten Morgen eröffnete mir der Spieß auch schon, dass ich drei Tage Arrest abzusetzen hätte. Wenn man einkalkulierte, dass ich bei der schlechten Verbindung um einen ganzen Tag früher hätte wegfahren müssen, um zurechtzukommen, war ich für die Maßstäbe der deutschen Armee noch recht billig davongekommen. Ich war nicht allein, zwei andere Soldaten hatten sich das gleiche Delikt zuschulden kommen lassen. Wir gingen wohlgenut in den Bau, wobei man auch schon merkte, dass der Krieg zu Ende ging, denn wir durften die aus dem Urlaub mitgebrachten Päckchen mitnehmen. Nachdem ich dem wachhabenden Unteroffizier ein Glas Marmelade geschenkt hatte, gab er mir einen Strohsack auf die Pritsche und merkte nichts, wenn ich las. Wegen der gesunden Bewegung beschäftigten wir uns täglich einige Stunden damit, einen Splittergraben auszuheben. Das Essen war regulär und es gab auch sonst nicht die geringste Schikane, es ging uns im Bau nicht schlechter als in Freiheit, abgesehen davon, dass wir nicht ausgehen durften. Nach den drei Tagen meldeten wir uns beim Spieß. Er war außerordentlich freundlich und gab uns je eine Kinokarte zum Trost, als wollte er sich entschuldigen.

Dann wurden wir wieder nach Pilsen/Plzeň verlegt. Wir erlebten dort noch Weihnachten 1944 und dann wurde uns mitgeteilt, dass wir auf eine dreiwöchige Ski-Spezialausbildung in das Riesengebirge kämen. Über diesen Zeitgewinn war ich recht froh, obwohl mir der militärische Irrsinn einer Spezialausbildung im Angesicht der immer näher rollenden Front manches innere Kopfschütteln abnötigte. Um den 1. Jänner 1945 saßen wir jedenfalls in der Fuchsbergbaude, einem großen Skihotel in der Nähe von Hohenelbe/Vrchlabí, unweit der Schneekoppe. Das Riesengebirge besteht aus hohen Kuppen, in der Form den Wienerwaldbergen vergleichbar, jedoch wesentlich höher, niedriger aber wieder als die Alpen. Diese Mittellage führt dazu, dass die vom Norden kommenden Wolkenfelder an den Bergen gestaut werden und dann über die Gipfel in die Täler hinunter gleiten. Das bedeutet oft plötzlichen Nebeleinfälle mit reichlichen Niederschlägen. Als Wegmarkierungen werden lange Stangen verwendet, die in manchem Winter zweimal nachgesteckt werden müssen, da sie in der immer wachsenden Schneedecke verschwinden. Die Fuchsbergbaude war ein langgestrecktes, zwei- oder dreistöckiges Gebäude mit einer großen

Halle, in der wir antreten konnten. Die Truppe hatte die Stärke einer ganzen Kompanie. Der Großteil der Einheit wurde in dem Hauptgebäude untergebracht; ich hatte das Glück, mit einigen anderen, die keinen Platz mehr fanden, ein Zimmer in einer kleinen Dependence zugewiesen zu bekommen, wo wir nur zu dritt wohnten. Die Nebengebäude waren kleinere Häuser, jedoch auch mit Zentralheizung und elektrischem Licht; wir fühlten uns wunderbar.

Unsere Vorgesetzten waren etwas Besonderes. An der Spitze stand ein Oberleutnant, der echten Sadismus an den Tag legte und für unsere unheimlich harten Übungen verantwortlich war. Er war einmal degradiert worden, weil er einen Soldaten mit der Reitgerte geschlagen hatte, aber er war die Rangleiter innerhalb von wenigen Monaten wieder empor geklommen. Sein Vergehen war sicher auch in den Augen vieler seiner Kollegen nur ein „Kavaliersdelikt“, wofür eine Strafe nur der Form halber auszusprechen war. Die meisten Offiziere hätten sich gerne der Reitgerte bedient. Dann war da noch ein Leutnant, der sich auch nicht gerade zahm aufführte und Ausbilder vom Feldwebel bis zum Gefreiten, besonders gute Skifahrer, einige davon Teilnehmer an der Olympiade 1936.

Wir hatten richtige Skischuhe und gute Skier mit entsprechenden Bindungen. Wir erhielten nicht nur Langlauf-, sondern auch Abfahrts- und Aufstiegstraining, lernten von den Skiern aus zu schießen, auf den Skiern zu liegen und zu robben. Wir zogen auf Akias, den finnischen Kufenschlitten, Maschinengewehre, „Verwundete“ und Munition hinter uns her, wir bauten Eskimo-Iglus und gruben uns in den Schnee ein. Skifahren ist ein schöner Sport, aber das Militär macht alles zur Qual. Man kann bei der Abfahrt nicht schwingen, wenn man einen Rucksack am Buckel und ein Gewehr um den Hals hängen hat. Man muss schon schön Stemmbogen fahren und das nicht zu schnell, denn wenn man fällt, hat man das Gewehrschloss im Gesicht abgedrückt. Es war fast ständig bitter kalt und wir kämpften uns Tag für Tag durch die Schneegestöber. Am Abend fand noch Gewehr- und Skireinigen statt und erst dann ging es ins Bett. Ich schlief trotzdem ruhig. Der Dienst war mühsam und quälend, aber nicht lebensgefährlich, und die Zeit verging.

Am 19. Jänner 1945, dem Abschlussstag unseres Kurses, war eine große Übung vorgesehen. Über 40, vielleicht sogar 50 km hatten wir mit Skiern und in voller Gefechtsausrüstung samt Akias mit MGs und Muni-

tion zurückzulegen. Es ging über 1000 m Höhenunterschied, Berg auf, Berg ab. Zwischendurch mussten wir uns auf dem Bauch kriechend an „feindliche“ Stellungen heranarbeiten und sie im Sturm nehmen. Dabei gab es ein Schneetreiben, dass man oft die Hand vor den Augen kaum sah. Unsere Ausbildner hatten keine Gefechtsausrüstung, sondern fuhren dahin wie Urlauber, dabei waren sie viel bessere Fahrer als wir. Diese Übung war das Schlimmste, was ich an Strapazen überhaupt erlebt habe. Mit weichen Knien, außen voll Schnee und Eis und unter dem wasserundurchlässigen Anorak verschwitzt, kamen wir in die Baude zurück. An den großen Tischen mussten wir noch die Gewehre reinigen. Wer in der Baude wohnte, konnte nun sofort aufs Zimmer gehen; wir jedoch, die wir weiter unten wohnten, mussten noch einmal in den Anorak und 250 Meter im dichten Schneegestöber zu unserer Behausung fahren. Wir zogen uns aus und hängten die feuchte Wäsche über die Radiatoren. Kaum ein paar Minuten später lagen wir in tiefem Schlaf.

Wir wurden mitten in der Nacht mit Alarmgeschrei geweckt. Auch beim Militär habe ich selten so viel Fluchen gehört. Auch ich konnte kaum an mich halten; denn ich glaubte natürlich, unser Oberleutnant habe aus lauter Sadismus Nachalarm als Draufgabe befohlen. Wir zogen die zwar warme, aber feuchte Wäsche über, wieder ging es in den Anorak, wieder zur Baude. Mühsam und schlaftrunken kämpften wir uns durch den nächtlichen Schneesturm hinauf. Meinen Brotbeutel samt Feldflasche und Geschirr hatte ich vergessen. Oben gab es allerdings ein Bild, das wir nicht erwartet hatten. Der Oberleutnant, der Leutnant und die Ausbildner standen etwas ratlos herum. Der Oberleutnant sprach uns als Kameraden an und war unglaublich leutselig. Da erst schrillte es in meinem Kopf wirklich Alarm, denn das konnte keine Übung sein, da hätte dieser Mann nicht unsere Gunst gesucht, sondern gebrüllt. Als dann scharfe Handgranaten verteilt wurden, war kein Zweifel mehr: Es stand ein richtiger Einsatz und eine Ausnahme von der Regel bevor, dass Ausbildner nicht mit ihren Opfern an die Front kommen sollten. Die Regel hatte klare Gründe und ich gewann den Eindruck, dass auch der Oberleutnant seinen Sadismus bereute, da ihm die Chance eines Schusses von hinten deutlich vor Augen trat. Wenn wir also in den Einsatz gehen sollten, war es unbedingt nötig, dass ich Brotbeutel, Kochgeschirr und Feldflasche bei mir hatte; und wenn ich auch noch so müde war, ich musste wieder hinunter. Dass

ich dadurch zu spät zum Antreten kommen würde, störte mich nicht, der Oberleutnant zerfloss ohnehin vor Freundlichkeit, ein paar andere standen auch ohne Kochgeschirr oder Feldflasche da, aber sie wagten doch nicht, noch einmal wegzugehen. Ich kämpfte mich hingegen durch das Schneegestöber hinunter und wieder hinauf. Als ich bei der Kompanie ankam, stand sie samt den Ausbildern bereits in drei Reihen angetreten, und es wurden gerade die Gewehre ausgeteilt. Nun gab es wohl für die ganze Kompanie Karabiner, wie es für die Spezialausbildung nötig war, aber für die neun oder zehn Ausbildner, die jetzt auch in Reih und Glied standen, waren keine Gewehre vorgesehen gewesen. Durch mein Zuspätkommen musste ich ganz links außen antreten, und da die Gewehre von rechts beginnend verteilt wurden, gehörte ich zu jenen zehn, für die keines mehr übrig blieb. Jetzt wurde die Sache spannend. Ohne Gewehr würde man uns sogar 1945 nicht in ein Gefecht schicken. Tatsächlich hieß es nach einigem Zögern: „Wer kein Gewehr hat, bleibt hier.“ Mir fiel ein Stein vom Herzen. Obwohl ich erwarten musste, der Truppe am nächsten Tag nachgeschickt zu werden, konnte ich doch hoffen, zumindest bis dahin zu schlafen und das war einfach Goldes wert gegenüber der Aussicht, im Schneegestöber nachts auf eisigen Wegen und übermüdet von solch fürchterlichen Strapazen noch ins Tal fahren zu müssen. Allmählich wurde auch klar, was eigentlich los war. Der Russe stand bereits in Schlesien und, wie es hieß, etwa 100 km vor Breslau/Wrocław. Die Ausbildungskompanie auf der Fuchsbergbaude war eine Reserveeinheit, der Einsatzbefehl war in der Nacht gekommen. Wer jetzt noch nicht einsah, wie hoffnungslos alles stand, dem war nicht zu helfen.

Eilends, ehe noch jemand Gelegenheit hatte, sich meine Entlassung zu überlegen, fuhr ich wieder hinunter zu meiner Unterkunft. Mit einem Gefühl unendlicher Erleichterung, durchzuckt aber auch noch immer von der Angst, ich könnte zurückgeholt werden, kam ich unten an. Der Weg ins Tal, den die Kompanie zu fahren hatte, führte an meinem Fenster vorbei. Ich stand im Dunkeln und beobachtete, wie die Männer endlich in ganz kurzem Abstand abfuhr. Als sie im Schneegestöber verschwunden waren, atmete ich auf. Ich schrieb an meine Familie und schilderte in ein paar in ein paar Worten die Lage. Dann ging ich zu Bett. Mir graute vor der Vorstellung der nächtlichen Abfahrt und ich wusste, dass mich nur ein unwahrscheinliches und unverdientes Glück vor diesem Schicksal bewahrt hatte. Spät am Morgen wachte ich auf.

Ich lag allein in der Stube, niemand hatte mich geweckt. Das Schneetreiben hatte aufgehört, die Sonne strahlte von einem tiefblauen Himmel hernieder, die Hänge und die Wälder leuchteten. Ich atmete tief und spürte beglückt neue Kräfte in meinen Muskeln.

Ich stand auf und stellte befriedigt fest, dass die Wäsche und die Uniform auf den Radiatoren vollkommen getrocknet waren. Ich wusch mich und zog trockene Wäsche an, und diese einfache Verrichtung erfüllte mich mit einem Glücksgefühl ohnegleichen. Dann machte ich die Skier sauber und schob mich leicht und ohne Mühe nach oben. Ich stellte die Skier an die Hauswand und trat ein. Ein paar andere von dem Restkommando waren auch schon eingetroffen und wir unterhielten uns. Dann frühstückten wir königlich, es war unmäßig viel zu essen übrig geblieben. Ein Obergefreiter hatte den Befehl; er war wegen einer leichten Verletzung am Bein geblieben und wollte nichts als uns zusammenhalten. Wir hatten die Aufgabe, das Gepäck der anderen zu packen, um es nachzuschicken. Ich gab mir alle Mühe dabei – wir hatten auch Zeit – denn die armen Teufel sollten wenigstens ihre Sachen in Ordnung bekommen.

Nach dem Mittagessen erfuhren wir, dass wir nicht den anderen nachfahren, sondern nach Pilsen/Plzeň in Marsch gesetzt werden sollten. Unser Ersatztruppenteil musste inzwischen verständigt worden sein, dass der Großteil unserer Einheit direkt an die Front geworfen worden und damit ein Ersatz von etwa hundert Mann für die I. Ski-Jäger-Division verloren gegangen war. Daher wollte man uns sofort in Pilsen/Plzeň haben, damit man uns nicht auch abschreiben musste. Damit war unser Glück vollkommen, wir hatten Zeit gewonnen, es konnte wenigstens die ärgste Zeit des Winters vorübergehen, und auch das Kriegsende rückte näher.

Wir blieben noch eine Nacht auf der Baude und am nächsten Tag ging es nach unten. Erst in Pilsen/Plzeň erfuhren wir, wie schrecklich die Abfahrt wirklich gewesen war; es hatte Knochenbrüche gegeben und die Einheit war völlig erschöpft an die Front nach Schlesien geworfen worden. Der Oberleutnant war gefallen, dem Leutnant waren beide Beine abgefroren und 80 Prozent der Mannschaft war in einem mörderischen Trommelfeuer zugrunde gegangen.

Wir fuhren über Prag und ich versuchte, den Obergefreiten, der einen gemeinsamen Marschbefehl für uns hatte, zu einer Verlängerung des Aufenthaltes beim Umsteigen zu überreden, aber er traute sich nicht.

Weißer Kuppen

Es blieb zu wenig Zeit, um Prag noch einmal zu sehen. Der Spieß in Pilsen/Plzeň empfing uns befriedigt; es war gelungen, wenigstens ein paar Mann für die Division zu halten. Die nächste Zeit stand unter dem Schatten der Furcht vor neuem Fronteinsatz. Die Nachrichten von den Kriegsschauplätzen wurden immer schlechter, es ging mit rasender Geschwindigkeit dem Ende zu. Als ein Kamerad nach Wien fuhr, nahm er einen Brief an meine Familie mit. Es war der 10. Februar 1945, ein paar Tage vor dem Aschermittwoch. Da ich sicher war, dass der Brief nicht zensuriert wurde, konnte ich mich deutlicher ausdrücken: „Die Kriegslage ist natürlich sehr mies, aber ich hoffe irgendwie durchzukommen.“

Für den 13. Februar 1945 erwartete ich eine große Abstellung. Sie kam nicht. Ich hatte relativ viel Ruhe und las, was ich bekommen konnte. Den Aschermittwoch erlebte ich bewusst als den Anfang einer schweren Leidenszeit, aber ich hoffte auf die Auferstehung. Meine Briefe waren dennoch voll Düsternis. Wenn ich auch überleben sollte, wie würde es in der Gefangenenschaft werden, was würde dann geschehen?

Ich kam wieder nach Taus/Domazlice. Meine Mutter drängte mich in ihren Briefen, zum Arzt zu gehen, weil sie glaubte, dass jemand, der schon so oft krank oder verwundet war, doch nicht mehr fronttauglich sein könne. In einem Brief musste ich ihr diese Hoffnung mit dem Hinweis auf einen Mann in unserer Kompanie nehmen, der 20 Splitter im Leib hatte – vier in der Lunge, vier im Zwerchfell, einige im Bauch und den Rest in den Oberschenkeln – und dem sie einen Teil einer Niere herausoperiert hatten. Er wurde auch noch fronttauglich geschrieben. Das „Tausendjährige Reich“ piff auf dem letzten Loch. Greise, Kinder, Krüppel sollten an die Front. Wozu? Um das Leben des ungetreuen und ehrlosen Führers um ein paar Tage zu verlängern. Am 27. Februar 1945 gingen auch wir zu diesem Zweck an die Front. Dem Karfreitag zu.

Karfreitag

Wir wurden in der Nähe eines Industriegeländes in Oberschlesien eingeladen, an einem trüben Nachmittag, und das dumpfe Krachen und Donnern von der Front her gab eine unheimliche Begleitmusik ab. Wir traten in etwa Bataillonsstärke an. Neben mir stand Rudolf Klein. Man inszenierte neuerlich eine Art Fahneneid, woran man ablesen konnte, wie tief die sogenannte Kampfmoral der Truppe gesunken war. Die Sonne ging brennend rot unter, unweit des Appellplatzes schlugen Granaten der Artillerie ein. Die Gewehre standen in dreieckigen Pyramiden zusammen, das war der einzige militärische Schmuck, den man zusammengekratzt hatte. Kanonen, sei es auch eine lächerliche 3,7 cm PAK, konnte man für dieses Theater nicht mehr entbehren, man brauchte sie an der Front. Es wurde ein Gelöbnis vorgeschprochen, nach welchem man nicht nur der „Fahne die Treue bewahren“ musste, sondern auch „die anvertrauten Waffen“ nicht im Stich lassen durfte! Solches Verhalten war offenbar nicht mehr selbstverständlich; man versuchte, durch düstere Massenpsychologie den Zerfall der Wehrmacht hintanzuhalten.

Wir waren dem Feldmarschall Ferdinand Schörner unterstellt, der diejenigen, die auch nur den leisesten Verdacht von Fahnenflucht auf sich zogen, durch sogenannte fliegende Standgerichte in Massen umbringen ließ. Man fragte uns, wer bereit sei, sich einem Aufklärungszug eingliedern zu lassen, der hinter der Front liege, jedoch immer wieder zu Späh- und Stoßtrupps eingesetzt werde. Nach kurzer Überlegung meldete ich mich, weil ich hoffte, wenigstens zwischen den Einsätzen eine verhältnismäßig ruhige Zeit zu gewinnen. Der Leutnant des Aufklärungszuges nahm mich nach kurzer Begutachtung an. Mit meinen neuen Kameraden marschierte ich am nächsten Tag irgendwohin in umkämpftes Gebiet. In einem Dorf rasteten wir einige Stunden. Aus einem niedrigen Haus kam eine Frau mit einem etwa 13-jährigen Mädchen heraus. Sie sprach mit uns, und wir merkten deutlich, dass sie es lieber gesehen hätte, wenn wir abgezogen und die Russen schon da gewesen wären, die schließlich doch kommen würden – je früher, desto größer war ihre Chance, selbst zu überleben und ihr Haus und Eigentum zu erhalten. Tatsächlich ist es wider jede Logik, wenn „alte Kämpfer“ heute noch erklären, man habe die Russen so lange als möglich fernhalten müssen. Bei klarer Erkenntnis

der Tatsache, dass der Krieg verloren war, hätte eine frühere Kapitulation zu einem ordnungsgemäßen Einmarsch der Russen geführt, die dann unvergleichlich disziplinierter und affektfreier gewesen wären. Ich konnte die Frau verstehen. Als sie von mir erfuhr, dass ich ein Wiener sei, lud sie mich zum Mittagessen ein – mich allein. Sie nahm sofort an, ich müsse ein Gegner des Regimes sein. Ich konnte nicht mehr tun, als sie zu beruhigen und ihre Hoffnung zu stärken, dass es nicht so schlimm werden würde. Das Mädchen war nett und freundlich. Ich musste dann mit meiner Gruppe voraus. Einer von denen, die noch etliche Stunden zurückblieben, missbrauchte das Mädchen; so erzählte er wenigstens einige Tage später.

Wir kamen weiter und in einem verlassenen Dorf quartierten wir uns in einem Haus ein. Es war geräumig; im Stall fanden wir noch ein Schwein, das zurückgelassen worden war. Es hatte nichts zu fressen und so schlachteten wir es. Ich fand Salz und Pfeffer und wir machten Pfefferfleisch. Dann entdeckte ich etwa 2 kg Mohn, den wir stampften und mit Saccharin-Wasser süßten. Als wir zu diesem außerordentlichen Mittagessen „aufdeckten“, kam ein Feldweibel von der Front vorbei und wir luden ihn ein. Er hatte vier Panzervernichtungsstreifen am Oberarm und das Ritterkreuz um den Hals. Er war ein netter und freundlicher Schwabe. Das Essen schmeckte ihm und er lobte uns mehrmals: „Bravo, Wiener!“ Aus dem Mohn hatten wir mit Kaffeeschalen kleine Kuchen geformt. Während das Fleisch von allen gern gegessen wurde, ließen die Deutschen den Mohn stehen, sodass ich extra $\frac{3}{4}$ davon selbst essen konnte. Dabei bedachte ich die einschläfernde Wirkung nicht, die mich für fast drei Tage in einen dösen Zustand versetzte. Dieser wirkte sich nicht ungünstig aus, denn am Tage nach jenem Mittagessen belegten uns die Russen mit einem stundenlangen Trommelfeuer. Ich saß die ganze Zeit in einer melancholischen Apathie herum und wartete der Dinge, die da kommen sollten. In der Nähe lag Eichendorff-Mühl/Brzeznicza, der Geburtsort von Josef von Eichendorff, und ich meditierte über Eichendorff und die Romantik, die so sehr an der Realität vorbeigegangen war und dabei so viele geheime Zusammenhänge aufgedeckt hatte. Ich dachte an jene Stelle in „Ahnung und Gegenwart“³⁸, die von einem kommenden fürchterlichen Kriege spricht, und ich fragte mich, ob sie sich schon auf diesen Krieg bezog:

„Denn aus dem Zauberrausche unserer Bildung wird sich ein Gespenst gestalten, geharnischt, mit bleichem Totengesicht und blutigen Haaren: wessen Auge in der Einsamkeit geübt, der sieht schon jetzt in den wunderbaren Verschlingungen des Dampfes die Lineamente dazu aufringen und sich leise formieren. Verloren ist, wen die Zeit unvorbereitet und unbewaffnet trifft; und wie mancher, der weich und aufgelegt zur Luft und fröhlichem Dichten, sich so gerne mit der Welt verträge, wird, wie Prinz Hamlet, zu sich selber sagen: Weh, dass ich zur Welt sie einzurichten kam! Denn aus ihren Fugen wird sie noch einmal kommen, ein unerhörter Kampf zwischen Altem und Neuem beginnt; die Leidenschaften, die jetzt verkappt schleichen, werden die Larven wegwerfen und flammender Wahnsinn sich mit Brandfackeln in die Verwirrung stürzen, als wäre die Hölle losgelassen, Recht und Unrecht, beide Parteien, in blinder Wut einander verwechseln.“

Während die Melancholie mir diese Stelle in Gedächtnis rief, ließ mich die Apathie darüber hinweg gleiten. Die Kampfbereitschaft war so eingeteilt, dass jeder Soldat jeweils zwei Tage Ruhe hatte und dann an einem Späh- oder Stoßtrupp teilnehmen musste. Ich kam durch Zufall nur zu Spähtrupps zurecht. In unser Gruppe hatten wir einen Südtiroler, der andauernd und für jede Gelegenheit Karten aufschlug. Die Sicherheit seiner Prognosen war gespenstisch. An einem Abend sollten wir zum Beispiel einen Stoßtrupp an einer Stelle ansetzen, an der schon zwei andere abgeschlagen worden waren. Der Russe hatte am Ende einer Senke einen Panzer eingegraben, der fast gefahrlos mit seiner Kanone das ganze Gelände vor ihm bestreichen konnte. Aus welchem Grund ausgerechnet immer wieder dort vorgestoßen werden sollte, war nicht klar, aber nachdem nun schon zwei Unternehmen fehlgeschlagen waren, fragte man sich natürlich, warum in der kommenden Nacht nicht auch wir an diesem schönen Spiel teilnehmen sollten. Wir ölten also unsere MP's und bereiteten uns moralisch auf den Stoßtrupp vor. Der Südtiroler schlug seine Karten auf und sagte entschieden: „Wir gehen nicht.“ Er legte sich hin und kümmerte sich um nichts mehr. Wir andern verließen uns natürlich nicht darauf, sondern machten bei unseren Vorbereitungen weiter. Zwei Stunden später kam frischer Ersatz von hinten, dessen Ankunft nieman-

dem gemeldet worden war, und diese neuen Leute übernahmen den Stoßtrupp. Nur zwei von uns mussten sich noch freiwillig einteilen lassen. Ein junger Bursche, der wenig sprach, und einen trügen und dunklen Blick hatte, meldete sich mit einem andern. Er fragte, ob ihm jemand einen weißen Tarnüberzug für den Stahlhelm borgen könnte. Ich gab ihm meinen, mit dem Bewusstsein natürlich, dass ich ihn vielleicht nicht mehr zurückbekommen würde. Zu einer Zeit, in der noch Schnee auf den Feldern lag, konnte einem ein weißer Tarnüberzug das Leben retten. Als der Stoßtrupp unterwegs war, sagte der kleine Südtiroler, nachdem er wieder die Karten gelegt hatte: „Dein Tarnüberzug ist weg, der Junge kommt nicht mehr zurück.“ Der Stoßtrupp bestand aus 90 Mann unter Führung eines Kompaniechefs; er wurde wie die zwei früheren abgeschlagen. Es gab zwei Tote. Einer davon war der Schweigsame mit meinem Tarnüberzug. Der Mann aus Südtirol sagte mir auch, dass meine Wohnung zu Hause zwar von den Bomben getroffen wird, meine Familie aber unverletzt bleiben würde.

Ich hatte am 3. März 1945 noch eine Karte von Rudolf Klein bekommen. Er war zu einer Kompanie im direkten Fronteinsatz gekommen. Einige Tage später ging ich mit zwei anderen nach vorne auf Spähtrupp. Wir wollten etwas rasten. Ich setzte mich auf einen mit einer Plane zugedeckten Wagen, der im Weg herumstand, bis mich jemand aufmerksam machte, dass ich auf einem Toten sitze. Ich stand auf, wir mussten ohnehin weiter. An der Front erfuhr ich, dass Klein gefallen war. Eine Kugel hatte ihn nachts in den Kopf getroffen. Er war sofort tot. Ob es sein Körper war, auf den ich mich gesetzt hatte, weiß ich nicht, aber es ist wahrscheinlich. Wenn ich es geahnt hätte, ich hätte die Plane gehoben und ihm noch einmal ins Gesicht geschaut.

Dann kam auch unser ganzer Zug nach vorne und besetzte ein Grabenstück. Das Land war schön, weit und groß, so wie es sich von da an bis zum Ural zieht und am schönsten war es in der Nacht, wenn die Sterne über dem Schnee funkelten. Dann und wann sah man die Streifen der Leuchtspurmunition über die Felder ziehen. Schließlich, es muss kurz nach dem 16. März 1945 gewesen sein, wurden wir von der SS abgelöst. Wir sprachen mit einem Unteroffizier, der in unseren Bunker kam. Man hatte das Gefühl, dass er sich anbiedern wollte und fürchtete, wir würden uns von ihm und seinesgleichen distanzieren. Die „Elite“ suchte jetzt die Gemeinschaft. Er sagte, dass seine SS-Division, abgesehen von den Unterführern und Führern, aus Auslands-

deutschen bestehe, die, wenn die Russen kämen, auf und davon liefen. Die Unteroffiziere hielten dann oft allein die Front, oft aber auch nicht. „Ihr glaubt, na, das ist ja SS, aber es ist auch nur ein trauriger Haufen.“ Der Zusammenbruch war mit Händen zu greifen. Immer wieder fragte man sich nach dem Sinn dieser endlos scheinenden Agonie.

Was nachher folgte, ist in meiner Erinnerung völlig durcheinandergeraten; es gelingt mir nicht, abgesehen vom letzten Abschnitt, auch nur entfernt die richtige Zeitabfolge zu rekonstruieren, die Bilder treiben inselhaft in einem trüben Strom von sich überstürzenden Ereignissen, die nicht mehr fassbar sind. Ich erinnere mich an eine Reihe offener Gräber, in denen tote Soldaten lagen, in Zeltplanen gewickelt. Ein protestantischer Feldgeistlicher hielt eine düstere Ansprache. Der Schluss des „Vater unser“, wie es die Protestanten beten, war sehr eindrucksvoll und klang wie ein Urteilsspruch: „Denn Dein ist die Kraft und die Macht und die Herrlichkeit. Amen.“ Ich erinnere mich, wie ich in einem breiten Tal mit steilen Hängen eine Höhle fand, die mir und ein paar Kameraden zwei Stunden Ruhe und Schlaf erlaubte, obwohl im Wald über unseren Köpfen ständig Granaten explodierten. Ich war in eine silbrig glänzende Plane eingehüllt. Wo der Russe war, weiß ich nicht, ich hatte keine Übersicht mehr.

Ich erinnere mich weiter an einen letzten Kraftausbruch des deutschen Heeres. Ein Regiment Tiger-Panzer und ein Regiment der Ski-Jäger-Division traten zu einem für die Russen sicherlich überraschenden Gegenstoß an, der auch Erfolg zu haben schien. Unser Zug war Regimentsreserve. Wir lagerten im Gras an einer Straße, als in mehreren Wellen US-Bomber aus dem Süden kamen. Ich sah nach oben, als sie ihre Bombenschächte aufmachten, genau über uns. Alles verkrampfte sich in mir, als die Bomben zu rauschen begannen; es war grauenvoll. Nur für einen Augenblick hatte ich Angst um uns, dann sah ich, wie die Bomben in einer fürchterlichen Parabel und nach vorne flogen, dumpf und weit entfernt schlugen sie ein. Sie hatten die Panzer zum Ziel. Der deutsche Angriff war innerhalb von zehn Minuten restlos zerschlagen. Die Führung stopfte offensichtlich mit einer Einheit, die sie wahllos irgendwo herauszog, ein Loch, und mit einer anderen wieder das neue. Sie reagierte nervös und auf kürzeste Zeiträume; von einer geplanten Abwehr war keine Rede mehr, die Russen bestimmten das sogenannte „Gesetz des Handelns“.

Karfreitag

Wir kamen an einen Stadtrand, Industrie war da, ich sah in ein verlassenes Konstruktionsbüro, fand ausgezeichnete Rechenschieber weggeworfen am Boden. Wir mussten an einen Zaun, auf den der Russe schoss, dann wieder weg, woanders hin. Wir hatten einen Leutnant, der sterben wollte, um seinem inneren Konflikt zu entgehen. Wir kamen nachts zu einer völlig ungedeckten Stellung. Es wurde ein Angriff befohlen, wir gingen in Bereitschaft. Links von uns war ein Lehmbruch, unten griff eine andere unserer Kompanien an. Der Leutnant schrie mit dem Tod im Hals: „Hunde, wollt ihr ewig leben?“ Wir stürmten mit Hurra und ließen dabei unsere MP's knallen. Ich dachte im Laufen: „Ewig möchte ich nicht leben, aber etwas Sinn soll das Leben doch gehabt haben.“ Der Leutnant brüllte weiter, und wir rannten auf die russischen Gräben zu. Der Russe reagierte nur mit vereinzelter Gewehrfeuer. Mir fiel ein: „Hat er denn keine Maschinengewehre?“ Wir waren vor der russischen Stellung, die noch am Morgen eine deutsche gewesen war. Ein Toter lag da, es war ein deutscher Soldat, die Russen waren geflüchtet. Wir sprangen in den Graben, ich erblickte ein deutsches MG, ein MG 42, stürzte mich darauf und stellte es auf die andere Grabenseite gegen die Russen hin. Es funktionierte nicht. Ich riss den Deckel auf und sah, was uns das Leben gerettet hatte. Der russische MG-Schütze, der es von den Deutschen erobert hatte, wusste damit nicht umzugehen und hatte den Patronengurt verkehrt eingelegt. Links neben und unter uns hatten die angreifenden Kompanien weniger Glück. Sie stießen auf harten Widerstand, und kamen kaum voran. Einen Panzer konnten sie mit einer Panzerfaust knacken.

Gegen Morgen unternahm der Russe dann bei ihnen einen Gegenstoß. Im Dunkel, später im ersten Morgennebel, sahen wir von oben zu, wie sich die riesigen Panzer langsam vorschoben. Ich saß mit einem Tiroler in einem Loch direkt am Lehmbruch. Der Lehm zwischen mir und dem Bruch war höchstens 80 cm dick. Wir mussten diese Flanke besetzen, obwohl nicht wahrscheinlich war, dass der Russe bei seiner Waffenüberlegenheit einen Hang aufwärts stürmen würde, aber man musste doch auch damit rechnen. Jemand schoss aus unserer Stellung hinunter auf die Russen. Als Antwort drehte einer von den Panzern seine Kanone hinauf und begann zu feuern. Manchmal traf er über unsere Köpfe hinweg, manchmal traf er die Lehmwand. Es war schon hell und wir konnten die Löcher nicht mehr verlassen, da wir fürch-

ten mussten, dass uns die in gleicher Höhe liegende russische Infanterie zusammenschießen würde. Jeder Treffer in die Lehmwand ließ sie aber abbröckeln, die Wand wurde immer dünner. Noch ein paar Schüsse und wir würden nicht mehr leben. Da nahm ich eine Panzerfaust, das war jetzt glatte Notwehr, zielte und schoss nach unten. Eine Granate pfiff an meinem Kopf vorbei, unten tat sich zunächst gar nichts. Dann öffnete sich die Panzerluke, ein paar Mann hüpfen heraus und verschwanden im Dunst. Dann begann der Panzer zu qualmen, dass man ihn nicht mehr sehen konnte und explodierte mehrmals. Die übrigen Panzer zogen sich zurück.

Halbtot dösten wir in den Löchern. Am Abend ging es wieder heraus, wir schleppten uns todmüde und unausgeschlafen irgendwohin. Ich hatte plötzlich keine Angst mehr. Ich war durch die äußerste Beanspruchung auf die letzten menschlichen Realitäten reduziert, auf das vitalste und das geistigste Bedürfnis. Das vitalste Bedürfnis ist nicht der Sexus, nicht Hunger und nicht Durst, sondern Schlaf. Und neben dieser Tendenz zur zentralen Regression steht das Religiöse in der normalen, aber auch in seiner perversen Form. Ich hatte plötzlich das sichere Bewusstsein, eine geradezu sachliche, wenn auch irrational fundierte Evidenz, dass ich am Ostersonntag die Kommunion empfangen würde. Daran schloss sich die Folgerung: Daher muss ich Karfreitag verwundet werden.

Irgendwann schrieb ich in dieser Zeit einen vorletzten Brief, beengt von der qualvollen Ungewissheit vor schweren Prüfungen:

„Es stehen schwere Tage des Angriffs und der Abwehr bevor. Wie das enden wird, weiß ich nicht. Vielleicht so wie voriges Jahr [...]. Ob ich in den nächsten Tagen zum Schreiben komme, ist sehr fraglich. Jetzt ist wenig so wichtig wie Schlaf, Schlaf [...] Fastenzeit, Leidenszeit, Karfreitag kommt. Wollen wir auf die Auferstehung hoffen nach Leid und Not [...] Frohe Ostern [...].“

Das Schlafbedürfnis wurde immer dringender. Wir marschierten an einem Waldrand entlang, davor freies Feld, drüben war der Russe. Hinter den Bäumen stand ein Sturmgeschütz, das sich nicht mehr heraus traute. Eine Vierlings-Flak schoss mit ihrer Leuchtpurmunition immer wieder hinüber. Die Nacht kam, und der Leutnant, der dumpf den Kopf hängen ließ, wie einer, der sich mit einer unlösbaren Auf-

Karfreitag

gabe abquält, ging mit einem Oberjäger und einem Mann auf Spähtrupp. Ein Granatsplitter traf ihn; er begriff, dass er sterben musste. Er übergab den Befehl dem Oberjäger, einem ruhigen und angenehmen Westfalen. Dann starb er, getreu dem blöden Spruch Friedrichs II. als ein Hund, der nicht ewig leben wollte; er starb wohl gerne, weil der Tod ihn von einer untragbaren Verantwortung erlöste. Ich war jetzt froh, kein Offizier zu sein und die Truppe in die Gefangenschaft führen zu müssen. Als der Oberjäger mit den persönlichen Habseligkeiten des Leutnants zurückkam, übernahm er den Befehl. Unser Oberjäger, ein schneidiger, frecher und unverschämter Kerl, war empört, dass der andere und nicht er die Führung erhalten hatte. Er schimpfte wütend vor sich hin. Eine solche Dummheit war mir unfasslich. Der Zusammenbruch stand vor der Türe, es konnte nur mehr Wochen dauern und der Kerl wollte unbedingt noch etwas beim Militär werden.

Wieder mussten wir in der Nacht heraus. Wieder kamen wir irgendwo vorbei, wo man tote Soldaten begrub. Ein festgefahrener Tigerpanzer konnte offenbar nicht mehr repariert werden, obwohl man an ihm herum montierte. Ein Eisenbahndamm wurde zur Verteidigungslinie. Wir hockten dahinter. Ich war der äußerste linke Flügel und neben mir kauerte einer von einer anderen Kompanie. Es war ein Wiener, der offen mit mir die Frage des Überlaufens besprach. Er erzählte, ein russischer Flieger hätte in der Nähe abspringen müssen und der habe gesagt, dass wir in der Gefangenschaft gut behandelt werden würden. Wir überlegten hin und her und kamen zu keinem Ende. Dabei krachte es dauernd, auch in der Nacht bellten die Kanonen der Panzer. Wir konnten einige Stunden miteinander reden, dann kamen wir wieder auseinander.

Der Karfreitag brach an und für diesen Tag erwartete ich eine Verwundung. Ich war nervös, wenn die Flugzeuge uns mit Bordwaffen beschossen. Halb tot, müde zum Umfallen, seit Tagen ohne Schlaf, von einer leeren Angst geschüttelt – es war am Rande des Erträglichen. Schörners verbrecherische Schergen knüpften Soldaten der Reihe nach auf und hängten ihnen Täfelchen um den Hals: „Ich war ein feiges Schwein.“ Aber Schörner war ein tapferer Held. Für seinen Fieseler Storch gab es schon noch Benzin. Der Karfreitag verging, es wurde Nacht, ich war nicht verwundet. Dann, das schien mir ganz sicher, musste es also der Karsamstag sein.

Karsamstag

Gegen Morgen hatte meine Gruppe einen Vorposten zu besetzen. Unser unsympathischer Oberjäger führte uns. Über einen Hügel, der von frisch geackerten Feldern bedeckt war, zog sich ein etwa 50 m langer Graben hin. An einem Ende war ein kleiner Bunker, dürftig mit dünnen Stämmen belegt. Ich hatte das Maschinengewehr zu tragen und wir stellten es im Mittelstück des Grabens auf. Im Dunkeln sahen wir nicht viel und konnten uns nicht orientieren. Hinter uns, am Fuße des Hügels war ein großes Bauernhaus mit einem festen Stall; am Eingang des Stalles hatte ein schweres MG Stellung bezogen. Zwei von uns spielten Wache, die anderen schliefen wie die Toten.

Plötzlich wurde ich durch unsanfte Tritte geweckt, die Russen waren da. Wir sprangen auf und stellten fest, dass sich ein russischer Artilleriebeobachter hinter unserer Stellung etabliert und uns offenbar gar nicht gesehen hatte. Der Oberjäger warf eine Handgranate, die dem Russen das Funkgerät zerschlug. Da tauchte vor uns in 30 m Entfernung ein russischer Offizier mit einigen Mann auf. Der Oberjäger begann zu laufen. Ich packte das MG und sprang, ebenso wie die anderen, aus dem Graben. Wir rannten und bekamen dabei von drei Seiten Feuer, nur vom Fuß des Hügels her blieb es ruhig. Während des Laufens spürte ich einen heißen Schmerz an der Innenseite des rechten Oberschenkels, sofort darauf einen harten Schlag gegen den rechten Unterschenkel. Ich knickte ein, die Knochen meines Unterschenkels trugen mich nicht mehr, ich fiel auf die Knie und ging auf den Knien ein Stück weiter, das MG warf ich hin. Dann lagen wir alle flach auf dem Boden und krochen weiter. Inzwischen war es ganz hell geworden. Vor mir schob sich einer in einer tiefen Ackerfurche weiter. Plötzlich blieb er liegen. Ich, von einer panikartigen Angst erfasst, schlug ihm ins Kreuz, um ihn zum Weiterkriechen zu veranlassen. Er rührte sich nicht. Mein Fuß mit dem schweren Skischuh schlenkerte weich, ich musste ihn nachziehen und hatte wahnsinnige Schmerzen. Ich schob mich trotzdem aus der Furche heraus. Knapp über meinem Kopf sausten die Kugeln aus drei Richtungen. Ich kam auf die Höhe des Mannes vor mir. Er war tot. Ein Kopfschuss hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Ich kroch weiter, fand wieder in die halbwegs sichere Furche. Allmählich gelangten wir etwas weiter hinunter und unser schweres MG konnte über uns hinweg schießen ohne uns zu gefährden. Es ver-

Karsamstag

trieb den Artilleriebeobachter und hielt unsere Verfolger ab. Ich richtete mich auf. Der Oberjäger rief: „Kümmert Euch nicht um die Toten, sondern um den Lebenden!“ Zwei Mann hoben mich auf, ich legte ihnen die Arme um die Schultern und hüpfte auf dem linken Bein den Hang hinunter, während ich das rechte hochzog, das schlaff hin und her schwankte und wild schmerzte. So kamen wir bis zur Wand des Stalles, dann hinein in das Gebäude, das vom Bellen des MG dröhnte. Sie legten mich auf eine alte Leiter und wollten mich weiter in Sicherheit bringen. Da brachen die morschen Sprossen, ich fiel durch und geradewegs auf Schweine- oder Kuhdreck. Sie wälzten mich etwas auf die Seite. Ich musste warten, bis sie eine Tragbahre aufgetrieben hatten, auf der sie mich dann zu viert zum Arzt trugen, durch das schon fast zerstörte Dorf, das noch immer unter Beschuss lag. Minenwerfergranaten explodierten dauernd auf allen Seiten. Sie trugen mich standhaft, ruhig und ohne Aufregung. Sie beneideten mich, weil für mich der Krieg aus war. Mit einem Schussbruch war ich auf Monate hinaus nicht mehr einsatzfähig und sie sagten das auch ganz offen.

Wir kamen zu dem Arzt, der ängstlich und trübe in einem Keller hockte und den bereits stark geschwellenen Fuß zunächst einfach schiente. Dann lag ich, halbwegs sicher, und wartete auf den Abend, denn früher konnte ich nicht geholt werden. Der Arzt gab mir eine Spritze: Eviplan, Morphinum oder etwas ähnliches. In dem dumpfen Schleier, den das Betäubungsmittel über mich breitete, versank auch die Angst, das Dorf müsste vielleicht noch vor Abend geräumt werden.

Der Karsamstag ging zu Ende. Ich wurde auf einen Pferdekarren gehoben und in ziemlich langer Fahrt auf den Hauptverbandplatz gebracht. Um etwa 2 Uhr nachts kam ich dort an. Ich wurde frisch verbunden; die Schmerzen waren arg. Ich fragte die Sanitäter, ob es hier katholische Priester gäbe. Sofort kam einer. Es waren mehrere Geistliche unter ihnen. Er hatte in einer kleinen, vergoldeten Silberdose das Allerheiligste bei sich und reichte mir die Kommunion. Mein Evidenzgefühl hatte Recht behalten. Es war Ostersonntag, etwa 5 Uhr morgens, der 1. April 1945.

Ende und Neubeginn

Es stellte sich heraus, dass der Hauptverbandplatz in Troppau/Opava lag. Die Verletzung war unerhört schmerzhaft, dennoch schrieb ich sofort einen Brief an Mutter und Schwester, um sie wissen zu lassen, dass ich verwundet war. Es blieb der letzte Brief, der in Wien ankam.

Wir wurden dann in einen Lazarettzug gelegt; obwohl er nicht schlecht eingerichtet war, wurde die Fahrt zu einer Quälerei. Der Zug kam nur langsam weiter, alle Gleise waren mit Material- und Truppentransporten verstopft. Das Letzte, was es noch gab, wurde an die Front geworfen. Wir schimpften, weil man uns nicht schnell genug in ein Lazarett brachte. Der Sanitäter sagte: „Es ist eine Streitfrage, was wichtiger ist: Die Verwundeten oder das Material, das nach vorne geht.“ Dabei sah er mich bedeutungsvoll an. Ich antwortete kalt: „Das ist nur für den eine Frage, der noch an einen Sieg glaubt.“ Da verzog er sich, er hatte Angst zuzustimmen, wenn ein fanatischer Nazi zuhörte, konnten er und ich – ob ich nun verwundet war oder nicht – immer noch liquidiert werden. Man bedenke: Im April 1945 war es noch verboten, am „Endsieg“ zu zweifeln.

Fast eine Woche brauchte der Zug von Troppau/Opava bis Jitschin/Jicin, unter normalen Umständen eine Bahnfahrt von ein paar Stunden. Aber schließlich kamen wir doch an und wurden in einem Lazarett untergebracht. Das Gebäude schien einmal eine Schule gewesen zu sein. Der Chefarzt war ein kleiner, schwächlicher Mann. Ein anderer Arzt, ihm unterstellt, war jung, stämmig, mittelgroß. Das Lazarett hatte eine große chirurgische Abteilung. Es gab einige Schwestern; von einer hieß es allgemein, sie habe ein Verhältnis mit einem der Ärzte. Das lenkte sie auch sichtlich von ihren Aufgaben ab. Überhaupt war das Lazarett nicht gut geführt. Infolge des langen Bahntransportes, während dessen sich die Muskeln zusammengezogen hatten, war mein Bein kürzer geworden; es musste wieder auf seine normale Länge gebracht werden. Man brachte mich in den Operationsaal und trieb mir in Narkose einen Stahlstift durch das Fersenbein. Dann wurde an den beiden Enden ein Drahtseil befestigt, das über eine Rolle am Fußende des Bettes lief und mit ein paar Ziegelsteinen beschwert wurde. Dieser Zustand war natürlich sehr schmerzhaft; doch die anfänglichen Schmerzen steigerten sich zu Qualen, weshalb ich mehrmals den Arzt zu mir rief. Ich habe ihm klarzumachen versucht, dass

meine Schmerzen wohl über das Maß dessen hinaus gingen, was in einem solchen Fall erwartet werden durfte. Ich stöhnte und ächzte; der Stabsarzt sah mich durch seine Brillen ungläubig an und erklärte mit größter Ruhe, ich sei hysterisch. Meine Temperatur stieg täglich um einen halben Grad, was ihm schließlich auch hätte zu denken geben können, aber er war ziemlich unbelastet von Fachkenntnis.

Mittlerweile lieferte man einen Panzerfeldwebel und einige seiner Leute ein. Bei „Absetzbewegungen“ war er mit seinem Panzer über eine leichte Brücke gefahren und durchgebrochen, wobei es entsprechende Knochenbrüche gegeben hatte. Er bekam auch einen Streckverband und lag neben mir. Er stimmte solange in das blöde Gerede von meiner Hysterie ein, bis er selbst auch Schmerzen bekam. Mein Fieber war schon bis auf 40,5 gestiegen. Da entschloss sich der Arzt denn doch zu einer neuen Operation. Es wurden mir Schläuche in den Unterschenkel eingezogen, aber es tropfte kein Eiter heraus. Das Fieber blieb von der Operation unbeeinflusst, zwei Tage später stieg es weiter. Ich musste bereits glasige Augen haben, und jetzt ließ sich der Arzt auch herbei mich näher zu untersuchen. Als er dabei die Gegend des Sprunggelenkes mit dem Stift darin befühlte, hatte ich wahnsinnige Schmerzen.

Der Stabsarzt hatte bislang nicht daran gedacht, dass in seinem Operationssaal etwa nicht steril gearbeitet werden könnte. Offenbar war der rostfreie Stift nicht ausgekocht worden. Nachdem man bei mir eine völlige Vereiterung des Gelenkes festgestellt hatte, sah man bei den anderen ebenfalls nach, auch bei meinem Nachbar, dem Feldwebel, und musste sich überall zu der gleichen Diagnose bequemen. Da die anderen zumindest acht Tage später operiert worden waren, war der Prozess bei Ihnen noch nicht soweit fortgeschritten. Der Stabsarzt eröffnete mir, dass er „nachsehen müsse“ und wenn sich herausstellen sollte, dass das Fersenbein vereitert sei, müsse man das Bein „absetzen“. So kam ich denn in den Operationssaal, in dem gerade auf einem anderen Tisch einem Leidensgefährten ein Knochen abgesägt wurde. Der junge Arzt sollte mich operieren und er war, offenbar seiner Schuldgefühle wegen, sehr freundlich. Er riet mir, von dem anderen Operationstisch wegzusehen. Dann gab er mir eine Evipan-Spritze in die Vene der rechten Armbeuge. Ich fiel langsam ins Unbewusste. Als ich erwachte, hatte ich keinen rechten Fuß mehr, aber starke Schmerzen, als wäre er noch da und schmerzte als Ganzes. So ging es

tagelang dahin. Ein Feldgeistlicher besuchte mich manchmal. Ein junger Kerl vom Arbeitsdienst, ein Katholik, kam auch oft zu mir.

Für einige Tage legte man einen Russen in unser Zimmer, der verwundet gefangen worden war. Ein paar Zähne waren ihm ausgeschossen worden und sein rechter Arm steckte in einem vom Körper abgewinkelten Gipsverband, die Brust lag natürlich auch zum Großteil unter Gips. Der arme Teufel hatte Durst und niemand gab ihm etwas. Ich hörte von den Soldaten, dass er ins Klosett gegangen sei und mit der linken Hand versucht habe, Wasser aus der Muschel zu trinken. Außerdem musste er wahnsinnige Schmerzen haben, denn er wimmerte entsetzlich und versuchte, den Gips herunterzukratzen. Ich rief den jungen Arbeitsdienstler zu mir und bat ihn, dem armen Teufel doch zu helfen. Der Junge gab ihm, obwohl er von ein paar Männern im Saal deshalb heftig beschimpft wurde, zu trinken. Als schließlich der Stabsarzt auch seine Schmerzen ernst nahm und unter dem Rückengips nachschaute, fand er dort ein Abszess. Dann verschwand der Russe, er war gestorben, nach einer Spritze. Er hatte zu viele Unbequemlichkeiten bereitet und daher offenbar eine Überdosis Evipan erhalten. Man war human, man mordete mit der Spritze.

Auch das war wenige Wochen vor dem totalen Zusammenbruch. Obwohl der Mord nicht offen zugegeben wurde, waren wir uns alle darüber klar, und den meisten erschien dieser auch als der entsprechende „normale“ Ausweg aus den Schwierigkeiten, die er dem Personal bereitet hatte. Wenn man sich schon die Mühe gemacht hatte, ihm einen Gipsverband anzulegen, konnte er den Herrenmenschen nicht auch noch ein Abszess zumuten, das war zu viel. Ich hasste die Ärzte dafür, aber ich konnte nichts dagegen tun,

Während des Lazarettaufenthaltes erfuhr ich vom Fall Wiens. Vorwurfsvoll sagte mir jemand: „Bei Euch hat ein Renner eine österreichische Regierung gebildet.“ Mich beruhigte das sehr und der Mann wusste nicht, welche Freude er mir bereitet hatte. Ich zuckte nur mit den Schultern; jetzt war besondere Vorsicht von Nöten, denn die Nazis befanden sich in extremen Zuständen, da ihre Welt zusammenzubrechen begann. Es gab immer noch welche, die an eine Wende glaubten. Im Allgemeinen jedoch wurden die Gespräche darüber vermieden; man wusste, dass der Krieg verloren war; kam sich dumm vor und wusste, dass man für dumm gehalten wurde, wenn man an das Gegenteil behauptete – dennoch war der Endsieg noch immer die offizielle

Prognose, und wer dagegen sprach, war ein Wehrkraftzersetzer. Da ich zu schwach war, um mich zu rasieren, musste ein tschechischer Friseur zu mir kommen. Ich sagte ihm, dass ich aus Wien stamme und er erzählte mir dann, dass er in Wien in die Lehre gegangen sei, in oder vor dem Ersten Weltkrieg. Er kam öfters und steckte mir einmal verstopfen Buchteln, ein anderes Mal wieder eine andere Mehlspeise zu. Wir konnten uns gut leiden und es herrschte ein stilles Einverständnis zwischen uns.

Eines Tages kam er dann nicht mehr; es war ihm offenbar zu gefährlich geworden. Wir bekamen irgendeine deutsche Zeitung in die Hand, ich glaube, es war die letzte Nummer des „Sudetengau“, in welcher der Tod Hitlers gemeldet wurde. „Bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend für Deutschland gefallen [...]“. Das konnte nur ein Propagandaschwindel sein, aber ich erfuhr damals weiter nichts Genaueres darüber. Da Hitler erbärmliche Angst haben musste, den Alliierten in die Hände zu fallen, lag die Annahme nahe, dass er Selbstmord begangen hatte. Es konnte sich nur noch um Stunden handeln, bis der ganze Spuk vorbei war.

Der Arzt erzählte von aufständischen Tschechen, behauptete aber gleichzeitig, er würde es sich ohne weiteres zutrauen, mit ein paar Maschinenpistolen alle Verwundeten quer durch die Tschechei durchzuschlagen. Sein Mund war größer als sein Mut; als das Lazarett später tatsächlich geräumt wurde und wir verladen worden waren, flohen die Ärzte und kümmerten sich um nichts mehr als um ihre eigene Sicherheit. Das Lazarett zu räumen, war an sich eine Narretei, denn ein ganzer Zug von Lastwagen mit Verwundeten würde in einem Land, das in hellem Aufruhr stand, nicht weit kommen. Ob die Entscheidung der Ärzte von der Tatsache beeinflusst wurde, dass ein Russe die Behandlung nicht überlebt hatte, lässt sich natürlich nicht mehr feststellen, jedenfalls wurden wir auf LKW's verladen und dann fuhr die Kolonne los.

Wir lagen zu viert in einem Plachenwagen. Einer von uns war ein mindestens 65 Jahre alter Mann, der aus Hannover oder Friesland stammte und ein erbitterter Nazigegner war. Weil er seinen Mund nicht gehalten hatte, war er strafweise zum Militär versetzt worden, und das hatte ihm ein Bein gekostet. Er war aber schon relativ gesund. Es war strahlendes, sonniges Wetter am 8. Mai 1945, dem Tag, an dem Großdeutschland endlich die Kapitulation bekanntgab. Weil es schön war,

hatte man die Rückwand des Lastautos nach unten geklappt. Der Alte saß dort und ließ sein gesundes Bein hinunter hängen. Dabei erzählte er von den näheren Umständen seiner Einberufung zum Militär.

Während wir so durch eine schöne Landschaft zwischen frisch-grünen Feldern fuhren, erscholl plötzlich der Ruf: „Die Russen kommen.“ Wir sahen wie motorisierte Spitzen der russischen Armee das Ende unserer Kolonne einholten. Da bremste unser Fahrer plötzlich, sprang ab und rannte über die Felder auf einen Wald hin. Der Fahrer des nächsten Wagens hatte nicht begriffen und fuhr mit dem Kühler auf unseren Wagen auf. Dabei wurde dem Alten auch noch das zweite Bein abgequetscht. Er warf sich wild vor Schmerz zurück und fiel auf meinen ohnehin stark schmerzenden Stumpf. Ich wusste zunächst nicht, was geschehen sei, bis ich mich vorbeugte und die Fleischfetzen von seinem Bein herunterhängen sah.

Da hatten uns auch schon die Russen erreicht. Ruhig überholten sie die hinter uns stehende Kolonne. Ein russischer Offizier oder Arzt kam heran und sah die Bescherung. Ich sagte ihm, dass der arme Alte unbedingt verbunden werden müsste und dringend eine schmerzstillende Injektion brauchen würde. Er nickte bloß und ging weg. Innerhalb von wenigen Minuten kam er mit einem deutschen Unterarzt zurück. Dieser gab dem Alten eine Spritze und verband ihn. Kurze Zeit später wurden wir von deutschen Sanitätern auf einen anderen Wagen verladen, da kein Fahrer für uns aufzutreiben war, und rasch in ein großes Lazarett gebracht; wir erfuhren, dass wir uns von Jicin nach Süden bewegt hatten, wahrscheinlich um Prag zu umgehen, und uns nun in der Nähe von Wlaschim/Vlašim befanden. Das Lazarett war in einem schönen Spital untergebracht, Chefarzt war ein Wiener und stand, wie man hörte, gut mit der Zivilbevölkerung.

Wir lagen zu dritt in einem Zimmer. Zwei Tage lang erhielten wir gekürzte Verpflegung, dann wieder die normale. Es war dem Chefarzt gelungen, das nötige Essen aufzutreiben. In Jitschin/Jicin hatte ich mir einen halben Liter Kognak von meinem letzten Geld kaufen müssen, um ein Schlafmittel zu haben. Hier bekam ich täglich eine Spritze, die mir wenigstens einige Stunden Ruhe verschaffte. Das Bein eiterte Knochensplitter aus, ein Prozess, der sich noch Monate hinziehen sollte.

Man erzählte, die Tschechen hätten dem Chefarzt die Wahl gelassen, in der neuerstandenen ČSR zu bleiben oder nach Wien zu gehen;

er habe es jedoch abgelehnt, die Soldaten, die ihm zur Pflege anvertraut waren, zu verlassen. All das trug dazu bei, dass es uns zunächst recht gut ging. Der Chefarzt sprach sogar Tschechisch, was natürlich von besonderem Nutzen war. Jedenfalls blieb ich zunächst mehr als 14 Tage im Lazarett. Ich ließ mir aus der Bibliothek Bücher kommen und las zum ersten Mal eine der Ausgaben von Nietzsches „Der Wille zur Macht“³⁹. Ich war verblüfft über die Prophetie am Anfang, die präziser war als jene Eichendorffs. Es handelt sich um den zweiten Absatz der Vorrede:

„Was ich erzähle, ist eine Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte. Ich beschreibe, was kommt, was nicht mehr anders kommen kann: die Heraufkunft des Nihilismus. Diese Geschichte kann jetzt schon erzählt werden: denn die Notwendigkeit selbst ist hier am Werke. Die Zukunft redet schon in hundert Zeichen, dieses Schicksal kündigt überall sich an; für diese Musik der Zukunft sind alle Ohren bereits gespitzt. Unsre ganze europäische Kultur bewegt sich seit langem schon mit einer Tortur der Spannung, die von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wächst, wie auf eine Katastrophe los: unruhig, gewaltsam, überstürzt: einem Strom ähnlich, der ans Ende will, der sich nicht mehr besinnt, der Furcht davor hat, sich zu besinnen.“

Und diese, von Todessehnsucht angetriebene, von Nietzsche selbst mitbestimmte Bewegung, war sie nun an ein Ende gekommen? Der Nazismus war vom Willen zum Untergang getragen gewesen, daran war kein Zweifel. Aber dieser Apostel und Prophet des Untergangs zielte unbewusst wohl noch weiter, denn er schrieb gegen Schluss:

„Der größte Kampf: dazu braucht es einer neuen Waffe. Der Hammer: eine furchtbare Entscheidung heraufbeschwören. Europa vor die Konsequenz stellen, ob sein Wille zum Untergang will. Verhütung der Vermittelmäßigung. Lieber noch Untergang.“

An diese Stelle dachte ich später zurück, als ich von der Atombombe hörte, die auf Hiroshima gefallen war. So falsch vieles an Nietzsche ist, er hatte doch ein Gefühl für die Strömungen seiner Zeit und ihre künftigen Konsequenzen, aber er hatte auch die übelsten Strömungen gefördert: den sekundärfeudalen Rassismus der „blonden Bestie“.⁴⁰

So ruhig und ausgeglichen es im Lazarett zuging, draußen war die Situation noch nicht konsolidiert. Die tschechische Verwaltung musste neu eingerichtet werden und das Land war russisch besetzt. Das NKWD erschoss im Hof einen russischen Soldaten, der eine Krankenschwester vergewaltigt hatte. Tschechische Uniformen zeigten sich manchmal im Lazarett. Dann gingen eine sowjetische Ärztin und ein Arzt, freundlich mit unserem Chefarzt plaudernd, durch die Krankenzimmer. Sie besichtigten das ganze Lazarett; über den Zweck war nichts zu erfahren.

Ein deutscher Offizier, der schon fast gesund war, ging durch die Räume und fragte: „Ausländer befinden sich ohnehin keine hier?“ Er war nett und freundlich, die Uniform passte nicht recht zu ihm. Ich sagte: „Doch.“ Auf seine verwunderte Frage gab ich ihm zu verstehen, dass ich Österreicher sei. Er zuckte melancholisch die Schultern und meinte: „Ach ja, jetzt gehören Sie nicht mehr zu uns.“ Er sah aus, als könnte er Österreich gern haben, ohne es beherrschen zu wollen. Er notierte meinen Namen und ging. Dann teilte man uns mit, dass wir verladen und wegtransportiert würden. Wohin, wussten wir zunächst nicht, doch wurde uns später klar, dass es nach Pressburg/Bratislava gehen sollte, wo es ein Gefangenenlazarett gab.

Ich war abgemagert bis zur Erschöpfung, die Wunde eiterte noch stark. Der seelische Zustand war demgegenüber aber wesentlich besser. Der Krieg war aus, Beinamputierte würden die Russen auch nicht als Arbeiter haben wollen, also würden sie uns früher oder später nach Hause schicken. Trotzdem lag vieles im Ungewissen. Ich wusste auch nicht, wie es zu Hause stand, ob meine Leute überhaupt noch lebten. Ein Glück schien mir, in einer Gegend zu sein, die nicht weit war von Österreich und Wien. Ich konnte hoffen, dass ich doch bald nach Hause kommen würde. Wir wurden in Viehwaggons mit eingebreitetem Stroh verladen. Das war nicht allzu schlecht, es kamen nur 10 bis 15 Mann auf einen Waggon, so dass wir wenigstens Platz hatten. Einige Schwestern und ein Arzt beaufsichtigten uns. Sie hatten bei dem häufigen Halten des Zuges Gelegenheit, frische Verbände anzulegen. Der Arzt blieb nur in den ersten zwei Tagen bei dem Transport, dann flüchtete er und ließ den Zug mit den Schwestern und den zum Teil schwer Verwundeten allein. Ich war mit einer Drillichhose und einem Nachthemd bekleidet. Für den verbliebenen Fuß hatte ich zunächst nichts, weder einen Hausschuh, noch einen Socken. So räumte ich eine

Tellermütze aus, die ich irgendwo gefunden hatte, und zog sie darüber. Die Marschverpflegung sollte für drei Tage reichen. In einer Schachtel hatte ich das Rasierzeug, einen Kamm, mein Soldbuch, einige Briefe, die ich in den letzten Monaten bekommen hatte, das Buch aus der Lazarettbibliothek, das ich zuletzt gelesen hatte, und diese magere Ration. Innerhalb von kürzester Zeit hatten wir alles verzehrt. Dann mussten wir hungern. Neben mir lag ein Schwerverletzter. Er hatte die Beckenknochen zerschossen, konnte sich nicht rühren und stöhnte häufig. Als der Arzt nicht mehr da war, gab ihm die Schwester manchmal eine Spritze. Es war erschütternd, ihn klagen zu hören. Aber auch meine Schmerzen wurden wieder heftiger. Dazu kam der Hunger und das Gefühl, dass niemand da war, der sich um uns kümmerte. Die nicht mehr frisch verbundene Wunde stank, ebenso wie die eitrigen Wunden der anderen. Wir konnten glücklicherweise die Türe des Waggons offen lassen, es war warm.

Am zweiten Tag unserer Fahrt kamen wir auf österreichischen Boden. Die Leute hatten rot-weiß-rote Fähnchen angesteckt. Ich grüßte die neu erstandene Heimat deprimiert und abgezehrt. Das Wort Österreich war nicht mehr geächtet, wir fuhren nicht mehr durch Ober- und Niederdonau, sondern durch Ober- und Niederösterreich. Ich war aber einfach nicht in der physischen und psychischen Lage, mich darüber zu freuen. Während wir irgendwo auf der Strecke standen, kamen russische Soldaten und sahen in den Wagen. Sie waren guter Dinge und fröhlich. Einer fragte, wohl um sich wichtig zu machen, ob Wlassow-Banditen unter uns waren. Dann sagte er: „Eure Ärzte haben russische Gefangene zu Tode operiert.“ Ich dachte an den Russen in Jicin, der eine „Gnadenspritze“ erhalten hatte und konnte ihm nicht einfach Unrecht geben. So ging es durch das Waldviertel – ich sah, dass wir uns Wien näherten. Wir blieben stehen, und es ging wieder mühsam weiter. Ich zählte die wenigen Kilometer bis nach Hause und sah, dass es unmöglich schien, sie zu überwinden. In den letzten Tagen des Mai 1945 blieben wir dann an der Nordrandsiedlung von Wien stehen. Weit und breit keine Bewachung.

Kurze Zeit später kamen einige Frauen aus den Siedlungshäusern an der Bahn mit einem großen Topf voll Essen. Sie fragten uns, ob Österreicher dabei seien, wir sollten doch einfach mit ihnen gehen. Die Frau, die all das organisierte, hieß Agnes Freidl. Sie forderte mich auf, sofort mitzukommen, als sie erfuhr, dass ich aus Hernals sei, ich war

jedoch zu schwach, um selbst zu gehen. Ich hatte auch noch niemals Krücken in der Hand gehabt. Ich wog damals etwa 42 kg, bin jedoch 182 groß. Sie versprach, etwas zu holen, um mich wegzubringen. Während alle anderen Österreicher so schnell es ging den Zug verließen und in der Siedlung verschwanden, wartete ich klopfenden Herzens, ob die Frauen etwas aufreiben würden, womit sie mich tragen konnten, bevor der Zug weiterfuhr. Doch da kamen Frau Freidl und ihre Tochter schon mit einem Betteinsatz, den sie neben den Zug stellten. Sie halfen mir aus dem Wagen, ich kauerte mich in Nachthemd und Drillhose und mit der Mütze über dem Fuß auf den Betteinsatz, sie hoben ihn auf und liefen mit mir davon. Ich war wohl keine allzu schwere Last, aber es waren Frauen und ihre Ernährung war während des Krieges auch nicht gerade die beste gewesen. Trotzdem schleppten sie mich bis in ein Siedlungshaus, wo schon etwa acht Soldaten, alles Beinamputierte, untergebracht waren.

Das Haus gehörte einem geflüchteten Blutordensträger⁴¹ und die Frau hatte es einfach beschlagnahmt, wovon die frisch aufgestellte österreichische Hilfspolizei informiert war. Frau Freidl hatte noch Bettzeug und Matratzen hingebacht und hier konnten wir schlafen und uns vor allem verstecken. Es war kein geringes Problem, uns acht zu verpflegen. Die Leute aus der Siedlung brachten uns immer wieder etwas, eine Frau sogar einmal einen Gugelhupf. Die Tochter der Frau Freidl arbeitete bei einer Feldküche der Russen, wo sie dann und wann etwas mitnahm, teils mit, mehr wohl ohne Erlaubnis der Russen. Das Haus der Freidls lag in der Nähe, sie hatten mehrere Kinder. Während der Nazizeit hatten sie verschiedenen Fremdarbeitern geholfen. Eine Tochter hatte einen Franzosen geheiratet, auch ein Holländer ging dort ein und aus. Jetzt halfen sie den Soldaten nach Hause zu kommen, ohne dabei mit Dank zu rechnen.

Wir wohnten einige Tage in dem Haus. Da Telefon und Post noch nicht funktionierten, suchte ich einen Boten, um meine Angehörigen zu verständigen, um die ich mir Sorgen machte. Endlich begab sich ein Blinder, der auch in dem Haus der Freidls wohnte, mit einem etwa 13-jährigen Mädchen auf den Weg zu meiner Mutter. Das war kein leichter Gang, es war eine Strecke von mehr als 10 km durch eine halb zerstörte Stadt zurückzulegen. Sie gingen länger als zwei Stunden. Bei meiner Mutter fanden sie ein zum Teil zerstörtes Haus vor. Während einem der letzten Bombenangriffe war eine Bombe in unsere kleine

Zimmer- und Küche-Wohnung gefallen, so dass das Zimmer unbewohnbar wurde, während die Küche „ganz“ geblieben war. Das Loch, das die Bombe gerissen hatte, war offen, die darüber stehen gebliebenen Mauern waren gepölzt. Sie fanden meine Mutter und meine Schwester bei den Nachbarn, wo sie sich bis zum Wiederaufbau aufhielten. Als meine Angehörigen einen Blinden mit einem Mädchen vor der Tür sahen, und der Mann ihnen zögernd sagte: „Ich komme von ihrem Sohn“, ahnten sie nichts Gutes. Dann erzählte er ihnen, dass ich in der Nordrandsiedlung sei und dort auf sie warte. So froh sie waren, mich am Leben zu wissen, so bedrückt waren sie doch über die Art meiner Verletzung.

Sie gingen zum Magistrat, um einen Wagen aufzutreiben, der mich holen sollte. Tatsächlich bekamen sie einen Pferdewagen mit Gummirädern. Der Fuhrwerker nützte die Notlage aus und verlangte eine Menge Geld, außerdem ließ er sich auch noch etwas zum Essen geben. Die beiden Frauen gaben ihm ihre Schmalzsemeln, die damals so wertvoll waren, und zahlten, was er verlangte. Dann fuhren sie hinaus, um mich zu holen. Mein Aussehen erschreckte sie wie mich das ihre. Ich nahm dankbar Abschied von der Familie Freidl und wurde dann auf den offenen Pferdewagen gebettet, aber auch schön zugedeckt. Ein paar von den übrigen acht Verwundeten fuhren mit, soweit ihre Wohnungen auf dem Wege lagen. Dann ging es durch die ebenen Straßen in Floridsdorf. Wir mussten einen beträchtlichen Umweg machen, denn nur die Reichsbrücke war den Russen unversehrt in die Hände gefallen. Sie war der einzige Übergang über die Donau. Als wir dort ankamen, wurden wir von einer uniformierten Frau des NKWD kontrolliert. Als sie sah, dass wir alle amputiert waren, nickte sie freundlich und großzügig, fast mütterlich, und ließ uns ohne jede Schwierigkeit passieren. Wenn die siegreiche Rote Armee vor Amputierten Angst gehabt hätte, wäre das auch zu merkwürdig gewesen.

Einige Zeit, nachdem wir die Brücke passiert hatten, verließen uns die letzten Soldaten und ich erfuhr nun, was sich in der Zwischenzeit zu Hause abgespielt hatte: Der Bombenschaden, der Tod verschiedener Freunde, die Schwierigkeiten mit der Versorgung. Zum Glück für Wien hatte die Widerstandsbewegung mit den Sowjets vereinbart, dass die Wasserleitung aus den Bergen intakt bleiben und von der Roten Armee bewacht werden sollte. Das Essen, das uns zur Verfügung stand, war minimal, aber es gab doch schon etwas. Wir kamen nach Hause

und ich wurde auf ein Bett gelegt. Als ich durch unseren Bezirk gefahren war, hatte ich schon die ersten Bekannten gesehen, jetzt konnten sie mich besuchen. Sie fanden mich schwach und erschöpft vor.

Schließlich gelang es, mich in ein Spital zu bringen. Es gehört Kloster-schwestern, liegt in Dornbach im 17. Bezirk und heißt „Zum göttlichen Heiland“. Dort ging es mir gut. Die Schwestern taten alles, um mich aufzufüttern. Ich war zu Hause und wieder notdürftig eingeordnet in eine Gesellschaft, die selbst begann, sich neu zu ordnen. Langsam kam ich trotz heftiger Schmerzen zu neuen Kräften. Ich begann wieder zu lernen und bereitete mich auf die Universität vor.

Im untersten Stock des Spitals waren verwundete und kranke Russen untergebracht. Einer kam herauf in unser Zimmer, in welchem wir zu sechst lagen. Er sah mich auf dem Bett sitzen daneben Krücken stehen, mit welchen ich gerade gehen lernte. Er zeigte auf meinen Fuß und sagte: „Ist nichts. Prothese wunderbar, gehen wie immer!“ Erst jetzt breitete sich in mir das Gefühl aus, dass der Krieg zu Ende, dass der ganze Gespensterreigen des Dritten Reiches vorbei sei. Es ging aufwärts. Ich konnte produktiv werden. Ich würde etwas leisten können in einem neuen Leben. Es würde immer noch Gewissenskonflikte geben, aber sie würden geringer werden. Der Krieg war wirklich zu Ende. Gott sei Dank!



Wichtigste Stationen Wilfried Daims in den Jahren 1942



bis 1945 (heutige Staatsgrenzen)

Literatur

- Budde, Rainer/Seul, Elke: Was wir noch sagen wollten ..., in: Budde, Rainer/Seul, Elke (Hrsg.): Es hat mich keiner gefragt ... Erinnerungen an Krieg und Neubeginn, Münster 2002, Seite 7 f.
- Czeike, Felix: Historisches Lexikon der Stadt Wien, Band 5: *Ru – Z*, Wien 1997.
- Daim, Wilfried: Die kastenlose Gesellschaft, München 1960.
- Diem, Peter: Wilfried Daim. Querdenker zwischen Rot und Schwarz, Wien 2011
- Eichendorff, Joseph von: Ahnung und Gegenwart, Frankfurt am Main/Hamburg 1964.
- François, Etienne: Meistererzählungen und Damnbrüche. Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg zwischen Nationalisierung und Universalisierung, in: Flacke Monika (Hrsg.): Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen, Band 1, Mainz am Rhein 2004, Seite 13-28.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Die Phänomenologie des Geistes, 2. erw. u. neu einggerichtete Auflage, Frankfurt am Main 1973.
- Klages, Ludwig: Die Grundlagen der Charakterkunde, 7. Auflage, Leipzig 1936.
- Mende, Susanne: Die Wiener Heil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof“ im Nationalsozialismus (Medizingeschichte im Kontext 3), Frankfurt am Main/Wien 2000.
- Nietzsche, Friedrich: Der Wille zur Macht (Gesammelte Werke, Band 18/19), München 1926.
- Nietzsche, Friedrich: Idyllen aus Messina. Die fröhliche Wissenschaft, Werke. Kritische Gesamtausgabe, Band V/2, 1973.
- Nietzsche, Friedrich: Nachgelassene Fragmente (Herbst 1885 bis Herbst 1886), Werke. Kritische Gesamtausgabe, Band VIII/1, 1974.
- Ottomeyer, Hans: Vorwort, in: Flacke Monika (Hrsg.): Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen, Band 1, Mainz am Rhein 2004, S. 5 f.
- Papen, Franz von: Der Wahrheit eine Gasse, Innsbruck 1952.
- Pelster Theodor: Rede und Rhetorik, Düsseldorf 1978.
- Remarque, Erich Maria: Im Westen nichts Neues, Berlin 1929.
- Rendulic, Lothar: Gekämpft, gesiegt, geschlagen, Wels/Heidelberg 1952.
- Schaffner, Jakob: Larissa, Berlin 1935.
- Weininger, Otto: Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung, 9. Auflage, Wien 1907.

Abbildungsverzeichnis

	Seite
Abbildung 1: Mit Kaplan Josef Weinand nach einer Maiandacht Hernalser Pfarrkirche	12
Abbildung 2: Fotografierschein und Fotos von Wilfried Daim (Gestapo- Verhör)	15
Abbildung 3: Erste Seite des Soldbuchs von Wilfried Daim	25
Abbildung 4: Wilfried Daim als Rekrut im Jahr 1942	29
Abbildung 5: Vereidigung in Freistadt (Daim steht in der ersten Reihe als zweiter von links)	34
Abbildung 6: Mit Bruder Rudolf zu Besuch bei Verwandten in Potsdam, Herbst 1942.	48
Abbildung 7: Kopernikus-Haus in Thorn/Toruń.	53
Abbildung 8: Madonna mit den drei Händen	69
Abbildung 9: Soldbuch mit Eintragungen von Lazarett-Aufenthalten	85
Abbildung 10: Ikone des Typs „Gottesmutter der Rührung“	88
Abbildung 11: Von Daim in Novosybkov gekaufte Metallikone	94
Abbildung 12: Abgebrochener rechter Flügel des Daim geschenkten Triptychons	97
Abbildung 13: Die „Ratsch-Bumm“	101
Abbildung 14: Soldbuch mit den Eintragungen der Urlaube	116
Abbildung 15: Russisches Metallkreuz auf Eichenholz montiert	117
Abbildung 16: Wilfried Daim 1944.	130
Abbildung 17: Vor der zweiten Verwundung: Stellungen am Weichselbogen	142

Bildrechte

Abb. 1, 4, 5, 6, 16: Archiv Wilfried Daim.

Abb. 2: Wiener Stadt- und Landesarchiv.

Abb. 3, 8, 9, 10, 11, 12, 14, 15: Fotos Peter Diem.

Abb: 7: Stephen McCluskey, <http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:CopernicusHouse.jpg&filetimestamp=20060520013320> (online am 23. August 2011).

Abb. 13: S. Filatov, http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:ZiS3_nn.jpg&filetimestamp=20051212161147 (online am 23. August 2011).

Abb. 17 und Karte S.182: Peter Diem.

Abkürzungsverzeichnis

cm	Zentimeter
ČSR	Tschechoslowakische Republik
EK	Eisernes Kreuz
Flak	Flugabwehrkanone
Gestapo	Geheime Staatspolizei
HJ	Hitlerjugend
kg	Kilogramm
km	Kilometer
KZ	Konzentrationslager
LKW	Lastkraftwagen
m	Meter
MG	Maschinengewehr
MP	Maschinenpistole
Nazi	Nationalsozialist
NKWD	Narodny kommissariat wnutrennich del (sowjetische Geheimpolizei)
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
OKW	Oberkommando der Wehrmacht
ÖVP	Österreichische Volkspartei
PAK	Panzerabwehrkanone
SS	Schutzstaffel
u.k.	unabkömmlich
UVD	Unteroffizier vom Dienst

Anmerkungen

- ¹ Ottomeyer, Hans: Vorwort, in: Flacke Monika (Hrsg.): *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*, Band 1, Mainz am Rhein 2004, Seite 5 f., hier Seite 5.
- ² Budde, Rainer/Seul, Elke: Was wir noch sagen wollten ..., in: Budde, Rainer/Seul, Elke (Hrsg.): *Es hat mich keiner gefragt ... Erinnerungen an Krieg und Neubeginn*, Münster 2002, Seite 7 f., hier Seite 7.
- ³ Ebenda.
- ⁴ Vgl.: Diem, Peter: *Wilfried Daim. Querdenker zwischen Rot und Schwarz*, Wien 2011, Seite 11 f.
- ⁵ François, Etienne: *Meistererzählungen und Dammbüche. Die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg zwischen Nationalisierung und Universalisierung*, in: Flacke Monika (Hrsg.): *Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen*, Band 1, Mainz am Rhein 2004, Seite 13-28, hier Seite 19.
- ⁶ So der Titel der 1952 erschienen Autobiografie des ehemaligen deutschen Reichskanzlers Franz von Papen, vgl.: Papen, Franz von: *Der Wahrheit eine Gasse*, Innsbruck 1952.
- ⁷ Rendulic, Lothar: *Gekämpft, gesiegt, geschlagen*, Wels/Heidelberg 1952.
- ⁸ Czeike, Felix: *Historisches Lexikon der Stadt Wien*, Band 5: Ru – Z, Wien 1997, Seite 433 f.
- ⁹ http://www.gedichte.xbib.de/Wildgans_gedicht_Ich+bin+ein+Kind+der+Stadt.htm (online am 18. Juli 2011).
- ¹⁰ Daim publizierte im selben Jahr, als er diese Erinnerungen aufschrieb, nämlich 1960, sein grundlegendes sozialpsychologisches Werk „Die kastenlose Gesellschaft“, vgl.: Daim, Wilfried: *Die kastenlose Gesellschaft*, München 1960.
- ¹¹ Giovanni Sarrasani begründete zu Beginn des 20. Jahrhunderts den noch heute existierenden „Circus Sarrasani“, der verschiedene Bereiche von Entertainment abdeckt und etwa Dinnershows, Künstlerspektakel, aber auch Zeltvermietung und Catering anbietet, vgl.: <http://www.sarrasani.de/> online am 18. August 2011.
- ¹² Die Heinkel-Werke Oranienburg waren in der Zeit des Nationalsozialismus ein bedeutender Rüstungsbetrieb.
- ¹³ Der Eid auf den „Führer“ lautete: „Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, dass ich dem Führer des Deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, dem Obersten Befehlshaber der Wehrmacht, unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen.“ § 2 Ziff. 2 Gesetz über die Vereidigung der Beamten und

- Soldaten der Wehrmacht vom 20. August 1934, geändert durch Gesetz vom 20. Juli 1935. (RGBl. I, Seite 1035)
- ¹⁴ Marschlied von Herms Niel, entstanden in den 1930er Jahren.
Vgl. http://www.youtube.com/watch?v=C_bloGfLrhM (online am 20. August 2011).
- ¹⁵ Anzuhören unter: <http://www.youtube.com/watch?v=L1QGqLpKy7g>
(online am 22. August 2011).
- ¹⁶ In einer anderen Version anzuhören unter:
<http://www.youtube.com/watch?v=wGTjV8iqcHo> (online am 22. August 2011).
- ¹⁷ Anzuhören unter: http://www.youtube.com/watch?v=6CbZmj15j_I (online am 22. August 2011).
- ¹⁸ Vgl.: <http://www.volksliederarchiv.de/text1267.html> (online am 22. August 2011). Anzuhören unter: <http://www.youtube.com/watch?v=XQZzuE4MIX8>
(online am 22. August 2011).
- ¹⁹ In Arys wurde bereits im Jahr 1891 ein Truppenübungsplatz angelegt, vgl.:
<http://www.lexikon-der-wehrmacht.de/Karte/Truppenuebungsplatze/Arys-R.htm>.
(online am 21. August 2011).
- ²⁰ Joseph Goebbels anlässlich einer Kundgebung der NSDAP in Prag,
November 1940, vgl.: Pelster Theodor: Rede und Rhetorik, Düsseldorf 1978,
Seite 99.
- ²¹ Bedeutender Bildhauer und -schnitzer der Spätgotik, gestorben 1533.
- ²² Der Ausdruck geht auf Nietzsche zurück: „Seit Copernikus rollt der Mensch
aus dem Centrum ins X“, vgl.: Nietzsche, Friedrich: Nachgelassene Fragmente
(Herbst 1885 bis Herbst 1886), in: Werke. Kritische Gesamtausgabe,
Band VIII/1, 1974, Seite 125.
- ²³ Weininger, Otto: Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung,
9. Auflage, Wien 1907.
- ²⁴ Klages, Ludwig: Die Grundlagen der Charakterkunde, 7. Auflage, Leipzig
1936.
- ²⁵ Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Die Phänomenologie des Geistes, 2. erw. u.
neu eingerichtete Auflage, Frankfurt am Main 1973.
- ²⁶ Remarque, Erich Maria: Im Westen nichts Neues, Berlin 1929.
- ²⁷ Bei den sogenannten „Do-Werfern“ handelt es sich um den deutschen
Panzerwerfer, der unter der Aufsicht von General Dornberger entwickelt
wurde, vgl.: <http://www.lexikon-der-wehrmacht.de/Waffen/raketenwerfer-R.htm>
(online am 23. August 2011).
- ²⁸ Es handelt sich um eine Barriere, die typischerweise aus X-förmig
zusammengebundenen und angespitzten Stangen besteht; sie dient
insbesondere der Abwehr feindlicher Infanterie und kleinerer Fahrzeuge.

Anmerkungen

- ²⁹ Der „Reichsgau Wartheland“ umfasste die Region im Dreieck Posen/Poznań – Hohensalza/Inowroclaw – Kalisch/Kalisz.
- ³⁰ Vom 4. Februar 1943 bis zum 31. März 1943 nahm das Bataillon an der Schlacht im Orelbogen teil. Die Division hatte etwa von Weihnachten 1941 bis Juli 1943 am Oka-Fluss östlich und nordöstlich von Bolchow einen etwa 40 bis 45 Kilometer breiten Stellungsabschnitt zu verteidigen.
- ³¹ Es handelt sich um eine sowjetische Feldkanone, die Geschosse in flacher Flugbahn abfeuern konnte, vgl.: <http://www.lexikon-der-wehrmacht.de/Soldat/Landserausdruecke-R.htm> (online am 23. August 2011).
- ³² Nietzsche, Friedrich: *Idyllen aus Messina. Die fröhliche Wissenschaft*, Werke. Kritische Gesamtausgabe, Band V/2, 1973.
- ³³ Vgl. hierzu die tiefenpsychologischen Modelle „Parabel“ und „Ellipse“ in dem 1950 publizierten Buch Wilfried Daims „Tiefenpsychologie und Erlösung“ (Seite 131 ff.), beschrieben in Diem, P. 2011, Seite 66 ff.
- ³⁴ Die in Klammer gesetzten Anmerkungen stammen von Wilfried Daim.
- ³⁵ Der deutsche Angriff auf die Altstadt begann am 13. August 1944. Wilfried Daim berichtet heute, dass man den Geschützdonner in seiner Stellung hörte.
- ³⁶ Schaffner, Jakob: Larissa, Berlin 1935.
- ³⁷ Zu den Vorgängen in der Heil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof“ vgl. u.a.: Mende, Susanne: *Die Wiener Heil- und Pflegeanstalt „Am Steinhof“ im Nationalsozialismus (Medizingeschichte im Kontext 3)*, Frankfurt am Main/Wien 2000.
- ³⁸ Eichendorff, Joseph von: *Ahnung und Gegenwart (1812)*, Frankfurt am Main/Hamburg 1964. Wilfried Daim kann noch heute das Eichendorff-Gedicht „Mondnacht“ (1837) auswendig hersagen.
- ³⁹ Nietzsche, Friedrich: *Der Wille zur Macht (1901) (Gesammelte Werke, Band 18/19)*, München 1926.
- ⁴⁰ Den Begriff „sekundärfeudal“ interpretierte Wilfried Daim in seiner „Kastenlosen Gesellschaft“ (1960).
- ⁴¹ Der „Blutorden“ (offiziell: „Ehrenzeichen vom 9. November 1923“) wurde 1934 gestiftet und an überlebende Teilnehmer des Putschversuchs von 1923 verliehen; später wurde der Kreis der „Ausgezeichneten“ erweitert. Die Führung des Ordens wurde nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges verboten.

Notizen

Wilfried Daim

66 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs liegen nunmehr die Erinnerungen des Wiener Psychologen Wilfried Daim an seine Erlebnisse an der Ostfront und im Hinterland vor. In diesem Buch geht es aber nicht um Frontverläufe, militärische Strategie und Truppenverschiebungen – die Darstellung konzentriert sich vielmehr auf das „Alltagsleben“ eines jungen Soldaten, das geprägt war vom täglichen Kampf ums Überleben. Daim erlitt während der Kampfhandlungen drei Verwundungen, die letzte noch wenige Wochen vor Kriegsende.



Der vorliegende Bericht verweist darüber hinaus auf eine spezielle Form von „Widerstand“ – auf jene, die wohl weiter verbreitet war als die wagemutigen Handlungen Einzelner beziehungsweise der wenigen Widerstandsgruppen; auch wenn seine Aktionen nicht wirklich zur „Zersetzung der Wehrkraft“ führten, so waren sie zumindest ein wichtiges politisches Signal. Als gläubiger Katholik und österreichischer Patriot hatte Daim bereits vor seiner Einberufung gegen das nationalsozialistische Regime agiert; als Soldat versuchte er regelmäßig, die ihm gesteckten Grenzen auszuloten und wehrte sich speziell gegen Kriegsverbrechen.

Die im Jahr 1960 verfassten und 2010 vom Medienwissenschaftler Peter Diem entdeckten Erinnerungen Daims beschränken sich nicht auf die bloße Darstellung seiner Erlebnisse. Wilfried Daim, der Autor von Werken wie „Der Mann, der Hitler die Ideen gab“ (1958) und „Die kastenlose Gesellschaft“ (1960), lässt auch in diesem Bericht die für ihn typischen politisch-psychologischen Wertungen nicht vermissen. Diese Kombination führt dazu, dass die hier vorliegenden Zeilen weit mehr sind als die bloßen Erinnerungen eines Soldaten in einem mörderischen Krieg. Daims Reflexionen sind nicht zuletzt der Versuch, das Unbegreifliche begreifbar zu machen.

ISBN 978-3-9502672-8-0

